



DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH VII
(UNTER DER LEITUNG VON GUSTAV GUGITZ)
GRÄFIN THÜRHEIM, MEIN LEBEN I







Gräfin Lulu Thürheim (1819)

Nach einem Pastell von Sir Thomas Lawrence, im Besitze des Grafen Eberhard zur Lippe-Weißenfeld, Mariathal bei Preßburg

GRÄFIN LULU THÜRHEIM

MEIN LEBEN

ERINNERUNGEN
AUS ÖSTERREICHS GROSSER WELT

*

1788—1819

IN DEUTSCHER
ÜBERSETZUNG, MIT EINEM VORWORT,
VIER STAMMTAFELN, ANMERKUNGEN UND
PERSONENREGISTER VERSEHEN,
HERAUSGEGEBEN
VON

RENÉ VAN RHYN
(P. v. B.)

ERSTER BAND

MIT DREIUNDDREISSIG BILDBEIGABEN

1913

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER




IO CHRISTOPHORꝰ GUILIE
COMES ET DOMINꝰ Á TYR



ur Erinnerung an unsere
chönen, gemeinsam verbrac
Weihnachten in [illegible]!
Alles Liebe –

Henriette.

24. 12. 30.

Ce journal d'outre-tombe doit être plus sincère même que celui que me dictait le présent. Une narration sans artifice et sans fiel vous mettra facilement au fait.

(Aus „Mein Leben", II. Bd. S. 57)



VORWORT DES HERAUSGEBERS

Schon C. Ritter von Wurzbach bedauert in seinem „Biografischen Lexikon" (Bd. 27, S. 342) und zwar gerade an einer Stelle, die hier interessant ist, „daß die Memoirenlitteratur — in Frankreich eine so reiche, historische Quelle — hierlands (in Österreich) nie geblüht habe." Interessant ist diese Bemerkung für uns deshalb, weil er sie an die ihm bekannten, noch unveröffentlichten Memoiren der Gräfin Rosalie Rzewuska-Lubomirska (1788—1865) knüpft und bedauert, daß diese „eine Menge Details über österreichische Zustände und öffentliche Charaktere enthaltenden" Blätter noch im Verborgenen ruhen.

Rosalie Rzewuska und besonders ihre Schwägerin Isabella waren nun intime Freundinnen der Gräfin Thürheim, wie aus den folgenden Erinnerungen hervorgeht, Rosalie war sogar im gleichen Jahre geboren und starb nur ein Jahr später, als die Verfasserin dieser Blätter. Es können daher die vorliegenden Memoiren wohl als ein gleichwertiger Ersatz angesehen werden und als eine künftige wertvolle Ergänzung für das Journal der Gräfin Rzewuska, dessen Ausgabe ihr Enkel, der Herzog Onorato Caetani-Sermoneta in Rom, vorbereitet.

Diese Einleitung vorausgeschickt, bemerken wir, daß obiger Umstand nicht vielleicht Veranlassung bot, zur Publikation der folgenden Blätter zu schreiten. Einige Bruchstücke derselben, die der Herausgeber in den letz-

ten Jahren in der „Österreichischen Rundschau“ in selbständigen Aufsätzen veröffentlichte, bewiesen ihm den vielfach geäußerten Wunsch nach vollständiger Mitteilung des Journales.

Umso lieber kommt der Herausgeber aber dem Publikum hierin entgegen, als es ja auch der Wille der Verfasserin selbst war, daß ihre Erinnerungen 50 Jahre nach ihrem Tode möglichst unverändert herausgegeben würden. Ihre Erbin und Lieblingsnichte, die 1909 verstorbene Baronin Therese Schwiter, geb. Gräfin Thürheim [1]) konnte diesem Wunsche ihrer Tante nicht mehr nachkommen, da sie ein vorzeitiger Tod dieser Welt entriß.

1) *Therese* Marie Leopoldine Gräfin *Thürheim*, geb. zu Linz, 30. 4. 1831, gest. Schwertberg 5. 11. 1909, von 1852—1865 Brünner Stiftsdame, vermählte sich zu Eferding am 1. Febr. 1865 mit dem französischen, aus einem alten, seit 1633 regimentsfähigen Junkergeschlechte Luzern's stammenden Baron Louis Auguste de *Schwiter*, geb. Nienburg in Hannover 1. 2. 1805. gest. Salzburg 20. 8. 1889, der durch seine kostbaren Kunstsammlungen in Paris und als Maler Schüler und Freund Eugène Delacroix') in Frankreich bekannt war.

Laut Testament der Gräfin Lulu Thürheim ddo. Schwertberg, den 10. 8. 1862, vermachte sie der Ebengenannten den lebenslänglichen Nutzgenuß ihres bescheidenen Vermögens, das dann zur Schaffung einer Damenstiftspräbende in Brünn dem dortigen Stiftsvermögen zufallen sollte.

Da ihre beiden Neffen, die Grafen *Ludwig* und *Andreas* Thürheim, Brüder obiger Gräfin Therese, auf jedes Erbrecht und Legat nach ihrer Tante mit Urkunde ddo. Schwertberg 7. (bzw. 28.) Jul 1866 freiwilligen Verzicht leisteten, so war die Baronin Schwiter alleinberechtigte Eigentümerin auch der hinterlassenen Memoiren. Sie starb aber, nachdem sie und ihre Tochter Louise vom Grafen Andreas Thürheim, 1899, die Herrschaft Schwertberg gekauft hatten, ohne den letzten Willen ihrer Tante mehr erfüllen zu können. Ihre Töchter und Erbinnen Baronin Leopoldine Blittersdorff und Louise v. Schwiter, die am 1. 1. 1911 das alte Familiengut an den Grafen Alexander Hoyos, k. u. k. Legationsrat, verkauften, haben dann den Herausgeber bevollmächtigt, da 50 Jahre nach dem Tode der Gräfin Lulu Thürheim nahezu verstrichen, deren letzten Willen zur Ausführung zu bringen.

Der Herausgeber glaubt daher diesen dreifachen Wünschen zu entsprechen, wenn er vorderhand wenigstens den ersten, in einer reichbewegten Zeit spielenden Teil der Memoiren der Öffentlichkeit vermittelt. Das Jahr 1819 bildete im Leben der Gräfin Thürheim insofern einen markanten Abschnitt, als sie bis dahin fast ausschließlich die Winter in Wien, die Sommer auf dem väterlichen Gute in Oberösterreich zubrachte, während nach der entscheidenden Reise nach Rußland zur Ordnung der pekuniären Verhältnisse ihres Schwagers, des Fürsten Rasumoffsky, für sie ein reges, bildendes und interessantes Reiseleben anhob, das uns nach Italien, Frankreich, England, Deutschland und Rußland führt und mit den jeweilig leitenden Persönlichkeiten bekannt macht.

Als dann Gräfin Thürheim 1832 eine heimliche Ehe mit dem Sekretär ihres Schwagers, Charles Thirion, einging, die schon nach halbjähriger Dauer einen tragischen Abschluß fand, als 1836 ihr väterlicher Beschützer, der Fürst Rasumoffsky, zu seinen Ahnen versammelt wurde, begann der dritte Teil ihres Lebens, der fast ausschließlich den Manen der Verstorbenen und besonders der Erinnerung an den unvergeßlichen Gatten geweiht ist, die Zeit- und Personenverhältnisse aber nur mehr flüchtig berührt. Die Gräfin schließt daher auch ihr für die Öffentlichkeit bestimmtes Journal mit dem Jahre 1852, wohl bedenkend, daß das einsame, zurückgezogene und nur entschwundenen Erinnerungen nachtrauernde Leben einer Witwe der Allgemeinheit kein reges Interesse mehr abgewinnen könne.

Was die eigenhändige Redigierung ihrer umfangreichen Tagebücher und Notizen anlangt, so fällt diese hauptsächlich in die Mitte der 1840er Jahre, doch trug sie bis 1852 ihre weiteren Erlebnisse in großen Zügen

nach. Bei dieser für sie sicherlich allerlei freudige und schmerzliche Erinnerungen hervorzaubernden Tätigkeit scheint sie eine strenge Richterin gegen sich selbst gewesen zu sein, besonders, wenn man ihr weitschweifiges Mädchen-Tagebuch mit dem bezüglichen, ausgereiften Journal vergleicht, das hier vorliegt. Auch allerlei treffende Kommentare wurden von ihr bei der Redaktion beigefügt, die hier durch den Vermerk „Notiz der Verfasserin“ kenntlich gemacht sind.

Ihr so vervollständigtes Journal schrieb sie in der ihr geläufigen französischen Sprache, doch glaubte der Herausgeber, daß eine von ihm besorgte, möglichst getreue, deutsche Übersetzung im Interesse der Verbreitung des Werkes, das doch hauptsächlich österreichische Verhältnisse behandelt, zweckdienlicher sein sind.

Das Tagebuch ist mit überraschender Treue und Offenherzigkeit geschrieben, es verschweigt uns auch nicht die Enttäuschungen und kleinen Fehler der Verfasserin selbst. Jahrzehntelang in der großen Welt lebend, die ihr infolge ihrer Geburt, ihren verwandtschaftlichen Beziehungen und ihres anziehenden, liebenswürdigen Benehmens offen stand, Zeuge aller wichtigen und einschneidenden historischen Ereignisse des ausgehenden XVIII. und der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, mit einem offenen Blick und bedeutender Geistesschärfe begabt, war Gräfin Thürheim wohl, wie keine zweite Dame ihrer Zeit, dazu berufen, ein interessantes, lebensfrisches und wahrheitsgetreues Tagebuch zu schreiben. Die folgenden Blätter sind ohne Prätension oder Tendenz entstanden, hier, um eine Anekdote festzuhalten, dort, um ein Porträt zu skizzieren, hier, um ein interessantes Erlebnis zu erzählen, dort, um ernste Betrachtungen anzustellen. Sie wollen nicht be-

leidigen und sollen es auch nicht, darauf deutet auch schon der letzte Wille der Verfasserin hin, die Publikation ihrer Blätter erst 50 Jahre nach ihrem Tode zu besorgen. Der Wahrheit zuliebe konnte sie die kleinen Torheiten und Exzentrizitäten der Personen nicht verschweigen, mit denen sie verkehrte und die sie skizzieren wollte. Sie war vielleicht hie und da ein wenig mokant und übersprudelnd, aber sie bemühte sich immer, objektiv zu bleiben und ihr vorgestecktes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Da es ihr letzter Wunsch war, ihr Journal vollständig der Öffentlichkeit zu übergeben, so konnten und durften auch solche Stellen nicht wegbleiben, die vielleicht von einem allzu kritischen Auge übel genommen werden könnten.

Biographische Details über die Gräfin Thürheim in der Vorrede zu erwähnen, ist nahezu überflüssig. Sie teilt über ihre Familie im 1. Kapitel ihrer Aufzeichnungen alles Wünscheswerte mit und ihre einfache und doch so interessante Laufbahn rollt sich beim Lesen des Journals kaleidoskopartig vor unseren Augen auf.

In Belgien, knapp vor der französischen Revolution 1788 geboren, kam die Verfasserin 1794 mit ihren Eltern und Geschwistern nach Österreich und verblieb dort, ihre späteren Reisen in fast alle Länder Europas abgerechnet, bis zu ihrem Tode im Jahre 1864. In ihrem Herzen war sie eine treue Österreicherin, für Kunst und Literatur eingenommen, eine Weltdame im besten Sinne des Wortes, deren Geistesblitzen und hinreißender Erzählungskunst selbst in ihrem Alter noch die junge Herrenwelt lieber lauschte, als sich mit dem hübschen Damenflor zu unterhalten. Im Zenite ihres Lebens ging sie, wie erwähnt, eine Liebesheirat ein, die aber höchst tragisch endete und ihren

Lebensmut brach. In ihren Blättern hat sie dem dahingeschiedenen Gatten ein treues Andenken bewahrt und ihre stille Klage läßt von da an fast keine Seite unberührt.

Selbst eine Meisterin des Stiftes und als Malerin sogar von Sir Thomas Lawrence, der 1819 in Wien weilte, unterwiesen, ergänzte sie ihre Aufzeichnungen teils durch Bilder von Landschaften, die sie besucht, teils durch Porträts solcher Personen, die sie in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Einige derselben schmücken diese Blätter.

In ihrer Gesamtheit bieten die folgenden Tagebuchblätter ein farbenreiches Bild der ersten österreichischen Gesellschaft der franzisceischen und der daran sich anschließenden Zeit. Die Verfasserin charakterisiert aber ihr Journal wohl am besten, wenn sie einmal schreibt: „Es sind nicht die großen Ereignisse des Lebens, die meinem Journal den Stempel aufdrücken, sondern die kleinen Interessen, die Art, die täglichen Begebenheiten zu betrachten. Ich möchte dies alles in einigen Jahren beisammen haben, denn daran wird sich meine und anderer Erfahrung schulen!“

* * *

Schließlich dankt der Herausgeber allen jenen von Herzen, die ihm in bezug auf Beschaffung von Illustrationen oder Ergänzung des Kommentars behilflich waren, so insbesondere den Herren Dr. A. Figdor, Gustav Gugitz, Grafen Camillo Razumovsky, Dr. Grafen Ludwig Thürheim und Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Johann Bapt. Witting in Wien, sowie dem Herzog Onorato Caetani-Sermoneta in Rom, die teils aus ihren Sammlungen, teils durch Umfrage den Bildschmuck



Christof Leopold Graf *Thürheim* (1629—1689), kais. Kämmerer

Anna Judit Gräfin *Salburg*, † 1668, ∞ 1657.

Lobgott Graf *Kuefstein*, † 1679.

Maria Anna Gräfin *Starhemberg*, † 1690.

Hans Seyfrid Freiherr v. *Hager zu Allentsteig* (1611—1687).

Anna Katharina von *Kölnpöck zu Ottstorf* (1640—1689), ∞ 1687.

Christof Adam Graf *Kazianer v. Katzenstein*, † 1705.

Christof Wilhelm Graf *Thürheim*, kais. Kämmerer, Geh. Rat u. Landeshauptmann in Ober-Österreich (1661 — 1738).

Maria Franziska Gräfin *Kuefstein*, Sternkreuzord.-Dame, Erbin von Schwertberg (1669—1751) ∞ 1690.

Otto Sigmund Frhr. *Hager v. Allentsteig*, kais. Kämmerer, Burggraf d. kais. Burg zu Wien, † 1750.

Maria Fra[illegible] Gräfin *Ka*[illegible] *v. Katzen*[illegible] ∞ 170[illegible]

Josef Gundakar Graf *Thürheim*, kais. Kämmerer, Herr v. Schwertberg (1709—1798).

Maria Dominika Freiin *Hager* [illegible] *Allentsteig*, Sternkreuzordens-D[illegible] (1720—1793), ∞ 1745.

Josef Wenzel Graf *Thürheim*, Herr von Weinberg, Schwertberg etc., k. k. Kämmerer, Lüttichscher Deputierter (1749—1808).

---

1. Isabella Gräfin *Thürheim* (1784—1855), Sternkreuzordens-Dame
2. Constantine Gräfin *Thürheim* (1785—1867), ∞ 1816: Andreas F
3. Ludovika Gräfin *Thürheim* (1788—1864), Stiftsdame zu Brünn,
4. Josefine Gräfin *Thürheim* (1791—1847), Sternkreuzordens-Dame
5. Josef Ferdinand Graf *Thürheim* (1794—1832), k. k. Kämmerer,

AHNENTAFEL DER VERFASSERIN.

Johann Franz Freiherr von *Berghe de Trips*, geboren 1652.

Philippine Isabella Clara *Spieß von Bullesheim*, Stiftsdame zu Gerresheim.

Franz Anton Dietrich Graf *Ingelheim*, genannt *Echter von Mespelbrunn* (1659—1741).

Maria Ursula *Kämmerer von Worms*, Freiin von *Dalberg* (1668—1730), ∞ 1683.

Jean Charles Baron de *Geloës*.

Margarete Philippine Baronne de *Leefdael*, ∞ 1684.

Ulrich Anton Graf *Hoensbroech* (1676—1727).

Marie Anna Baronne de la *Margelle* (1684—1723), ∞ 1706.

Johann Heinrich Freiherr *Berghe de Trips*, geboren 1702.

Maria Anna Gräfin *Ingelheim*, geboren 1701, ∞ 1731.

Moriz Ferdinand Graf *Geloës*, Baron d'Oost. (1698—1763).

Isabella Adolfine Gräfin *Hoensbroech d'Oost*, Sternkreuzord.-Dame, † 1742, ∞ 1729.

Franz Georg Graf *Berghe von Trips* Kurpf. Berg'scher OJägerm. (1732—1799).

Maria Theresia Gräfin *Geloës*, Stiftsdame von Andine (1733—1767), ∞ 1752.

Maria Ludovika Gräfin *Berghe von Trips*, Sternkreuzordens-Dame (1759—1812), ∞ 1783.

—

)7: Peter Graf Goëss, Geh. Rat, Kämmerer, † 1846.
ısumoffsky, russ. Geh. Rat, Botschafter, † 1836.
sserin der Memoiren), ∞ 1832: Charles Thirion, † 1832.
32: Franz Graf Contarini, k. k. Kämmerer, † 1869.
: Leopoldine Gräfin Starhemberg, Sternkreuzordens-Dame, † 1859.



vervollständigen halfen oder dem Herausgeber wertvolle Kommentare zukommen ließen. In dieser Hinsicht sind wir vor allem Herrn Dr. Figdor dankbar, der, im Besitze von eigenhändigen Porträtsalbums der Verfasserin, die Reproduktion mehrerer, hier einschlägiger Bilder gestattete. Auch dem rührigen Verlag möchten wir an dieser Stelle den verdienten Dank nicht versagen.

Dürnberg-O., im März 1913.

RENÉ VAN RHYN.

PRÉFACE

„Ma vie.“

Je suis née le 14 mars 1788, je suis morte le 22 mai 1864 (mes héritiers sont priés d'achever cette date).

L'éspace, qui séparent ces deux jours forment une des époques les plus riches en événements importants que présente l'histoire humaine. La première révolution française et son régicide, l'affranchissement des classes inferieures, devenu une horrible menace pour l'avenir de la société dans la presque totalité de l'Europe. Le règne colossal de Napoléon Bonaparte et sa chute. Le choléra en Europe, la révolution de Juillet, l'émancipation des nègres, celles des catholiques en Angleterre et la révolution de février en France, celle de l'Autriche et dans autres pays, et puis l'ordre rétabli partout avec le pouvoir monarchique; enfin les chemins de fer, les bateaux à vapeur, le télegraphe électrique sur terre et sous eau, le paratonerre etc.

Tous ces évenements, toutes ces découvertes merveilleuses, dont chacune séparément suffit pour illustrer un siècle, entassées dans le cours d'une existence de médiocre grandeur!

Contemporaine de tant de phénomènes politiques, physiques, scientifiques et moraux, ce n'en est pas le récit que j'entreprend, — bien d'autres plumes plus dignes s'en sont chargées — non, c'est celui d'une humble vie de femme qu'il me prend fantaisie de racon-

ter; vie presque sans utilité, sans influence, sans illustration, ressemblante à tant d'autres que le soleil voit éclore et disparaître en millions chaque année avec les moucherons qui tourbillonnent dans la lumière. *Cette vie insignifiante c'est la mienne.* Or pour le moucheron et pour moi, le zéphir qui nous fait tournoyer, le rayon qui nous vivifie, ou la goutte de pluie qui nous submerge sont d'une bien plus grande importance, que l'orage qui mugit au loin ou la foudre qui frappe les cèdres ou les empires. — Voila pourquoi cette vie insignifiante est du plus grand intérêt pour moi, voila pourquoi je l'écris. — J'ai connu un abbé, qui aimait à chanter, bien qu'il chantât du nez. „Ce n'est pas,“ disait-il, „que ma voix me semble fort belle, mais elle m'est plus chère, qu'aucune autre. D'ailleurs, ajoutait-il — et moi aussi — je n'engage personne à m'écouter.“ —

Si cependant dans une heure d'oisivité quelqu'une de mes nièces ou arrière-nièces se prend à déchiffrer ce poudreux manuscript, je l'avertis, qu'elle n'y trouvera aucune *instruction* pour la guider dans la vie; mon experience ne lui servira de rien, parceque le chemin de la vie comme celui du désert, couvert d'un sable mouvant ne retient pas la trace des pas du voyageur; celui qui le suit en forme de nouvelles sans s'apercevoir, qu'il foule celles du voyageur qui l'a précédé. —

J'ai fait mon paquet, mon journal est terminé, les portraits de mes soeurs, de mon frère, de Rasoumoffsky, de François Hager sont peints par moi pour la galerie de Weinberg, aussi celui de ma mère, qui n'y était pas. Mon testament fonde une place de chanoinesse surnuméraire à Brünn pour une fille de mon nom ou de ma famille[1]. —

[1]) Sie hinterließ ein Kapital von 8400 fl. zu Handen des Brünner Damenstiftes mit der Bestimmung, daß der Zinsengenuß zeitlebens

Je suis donc prête à partir, laissant après moi des traces honorables pour ma mémoire et utiles pour ma famille. Peut-être quelque coeur honnête et chaud, comme était le mien, bénira mon souvenir dans les temps qui viendront et *prolongera son existence.* — Et voila comme fermente dans le coeur de l'homme cette incessante semence d'éternité!

ihrer Universalerbin verbleibe, nach deren Absterben aber aus dem Kapital ein Stiftsplatz geschaffen werde. — Das schöne, obengenannte Porträt der Mutter der Verfasserin erscheint in den folgenden Blättern reproduziert.

1. KINDHEIT

I. MEINE GEBURT UND FAMILIE

In dem schönen flandrischen Schlosse *Orbeck*, nahe der häßlichen kleinen Stadt Tirlemont kam am 14. Mai im Jahre des Heils 1788 ein Mädchen zur Welt, zur großen Enttäuschung der Eltern und Verwandten, da alle einen Knaben erwartet hatten. Schon dreimal dieselbe Enttäuschung. Trotzdem wurde der Ankömmling mit aller Zärtlichkeit begrüßt und ich, — denn das kleine Mädchen war ja meine Wenigkeit in eigener Person — erhielt sogar den Namen meiner Mutter *Louise*. Man nannte mich aber immer Lulu.

Bevor ich mich selbst vorstelle, will ich von meinen Eltern, Großeltern und nächsten Verwandten sprechen.

Mein Vater hieß Josef Wenzel Graf *Thürheim*, meine Mutter Luise Gräfin *Berghe* von *Trips*, beide aus alten, edlen Geschlechtern entsprossen. Meine Mutter stammte von den alten Grafen von Berghe ab, und zu ihrer Familie zählten mehrere Kapitelherren von Straßburg, die ihre 32 Quartiere hatten probieren müssen. 1447 war Rainer von Berghe deutscher Ordensritter. Die Berghe von Trips trugen den Hermelin in ihrem Wappen. Mein Großvater Anselm *Trips* war bei der Geburt meiner Mutter noch Baron und wurde lange darnach erst Graf. Der Beiname Trips rührte von einem gleichnamigen Gute her[1]).

1) Die *Berghe* von *Trips* gehören dem niederrhein. Uradel an und erscheinen zuerst mit Gerhard v. Berghe 1118. Sie stammen von dem

Die Urkunden über die Familie *Thürheim* sind von außergewöhnlichem Alter. 840 wurde schon ein Azzo[1]) Thürheim von Kaiser Karloman (?) zum Ritter geschlagen. In einem Turnierbuch[2]), das zu Basel aufbewahrt wird, sieht man einen Thürheim eine Lanze unter den Säulen mit Rudolf von *Habsburg* brechen, was die Gleichwertigkeit ihres Adels beweist. 1099 bekam die Familie von Herzog Leopold von *Österreich* das heutige Wappen zur Belohnung dafür, weil der Ritter Goswin v. *Thürheim* als erster den Turm von Ptolomais erstiegen und das Banner des Erzherzogs dort aufgepflanzt hatte. Bekannt ist, daß *Richard Löwenherz* das Banner herabriß und der beleidigte Herzog sich später an dem englischen König furchtbar rächte. Kaiser *Heinrich VI.* gelang es, den ersten Streit der beiden kreuzfahrenden Fürsten zu schlichten und den Herzog von Österreich, wie den Ritter Thürheim, für ihre Tapferkeit zu beloh-

brabantischen Schlosse Berghe und nannten sich später nach dem erworbenen Rittersitze Trips. — In dem Gesuche des Franz Georg Anselm Frhrn. v. Trips um die Verleihung des RGrafenstandes bezieht er sich auf die von Kaiser Franz I. 1740 seinem Oheim, dem k. k. General Adolf Sigm. Karl Frhrn. Berghe genannt v. Trips gemachte diesbezügliche Zusicherung. Das RGrafendiplom, datiert vom 27. 3. 1796, und wurde damals der Hermelinmantel um das vermehrte Wappen verliehen.

1) Gemeint ist wohl Aribo v. *Thürheim* 883, bei Bucellini erwähnt.

2) Als Quelle dient hier der Verf. die Nachricht aus Rüxners verrufenem und unglaubwürdigen Turnierbuche (1527), daß bei dem 3. Turnier in Konstanz 948 die Ritter Virich v. Stein und Heinrich v. Thierheim „zwischen den Säulen" standen. Es ist heutzutage erwiesen, daß es im 10. und 11. Jahrhundert Turniere überhaupt nicht gegeben hat. Aber auch ohne diesen Heinrich v. Thierheim gehen die ersten beglaubigten Nachrichten über das alte Geschlecht weit zurück. Egino de *Toureheim* 1127 ist der erste, urkundlich als Zeuge des Klosters SS. Ulrich und Afra in Augsburg erscheinende Th. — Die ununterbrochene, sichere Stammreihe beginnt, da von 1343 bis 1419 jede Nachricht über die Familie fehlt, mit Eberhard v. Th. 1451—1494.

nen, indem er ihre beiderseitigen Wappen vertauschte. Leopold trug von nun an den weißen Querbalken im roten Felde, zur Erinnerung an den weißen Streifen an seinem von Blut getränkten Waffenrock, als er seine Schärpe entfernte, Goswin Thürheim, der tapfere Bannerträger, bekam das Tor von Ptolomais, überhöht von einer Fahne. Der Kaiser wollte noch die Grafenkrone beifügen, aber der demütige Ritter wählte die Dornenkrone des Erlösers[1]), die heute noch unser Familienwappen ziert und hoffentlich für alle Zukunft die Religion des alten Geschlechtes beschützt.

Wären meine Eltern mit irdischen Reichtümern ebenso versehen gewesen, wie mit Ahnen, so hätten sie mit ihrer gesellschaftlichen Stellung zufrieden sein müssen. Aber leider war das Gegenteil der Fall. Mein Großvater Josef Gundakar *Thürheim*[2]) war der Jüngere von

1) Es braucht nach vorigem wohl kaum gesagt werden, daß diese ganze, schön ausgeschmückte Wappenhistorie in das Gebiet der Fabel verwiesen werden muß. Die Dornenkrone wird erst im Reichsgrafendiplom (1666) erwähnt und zwar ohne obigen sagenhaften Anhang. — Diesbezüglich sagt Frhr. v. Starkenfels im „Ob. Öst. Adel" (Neuer Siebmacher): „Die Dornenkrone und wohl auch die Rennfahne auf dem Helme der Thürheimer dürfte keiner älteren Zeit als höchstens dem Ende des XV. Jahrhunderts angehören. — Die Sage von dem fabelhaften Goswin v. Thürheim, der sich auf dem Kreuzzuge unter Gottfried v. Bouillon die Dornenkrone für sein Wappen ‚ausgebeten' habe, hat jedenfalls erst später zur Verleihung Anlaß gegeben." Im Nachtrage (l. c.) wird das älteste, bisher aufgefundene Siegel der Familie, und zwar des Hans des Thürheimers (1318) wiedergegeben. (Original im Reichsarchiv in München). Dasselbe zeigt nur eine quergestellte Falltüre *ohne* Dornenkrone. — Der 1904 † Major Graf Andreas Thürheim hat über seine uradelige Familie eine ausführliche, schöne Geschichte 1895 in Linz als Manuskript drucken lassen.

2) Seine Mutter (vide Ahnentafel) erbte von ihrem Neffen Gottlieb Max Grafen *Kuefstein* 1748 die Herrschaften Schwertberg, Windegg, Poneggen, das Hartschlößl und Hartheim in Ob.-Ö., welche sie schon 1749 ihrem jüngeren Sohne Josef Gundakar Thürheim über-

mehreren Brüdern und verdankte sein bescheidenes Vermögen nur der Großmut einer Tante *Kuefstein*, die als kinderlose Witwe starb und das Gut *Schwertberg* in Oberösterreich meinem Großvater hinterließ. Obwohl dieses Gut nicht viel eintrug, hätten meine Großeltern doch, zusammen mit dem Erbteil meiner Großmutter, einer geborenen Baronin *Hager*, hinreichende Mittel besessen, um selbst auskömmlich zu leben und ihre Kinder auszustatten. Aber gerade, als mein Vater heiratete (1783), erschütterten die Maßnahmen Kaiser *Josefs*, welche den Grundbesitzern ein Drittel ihrer Revenuen entzogen, das Vermögen der Großeltern. Von allen Seiten bedrängt, mußte mein Großvater, um den vielen Gläubigern zu entgehen, ins Ausland flüchten und zog nach Nivelles (im heutigen Belgien), sein Gut und sein Allod seiner braven Frau überlassend. Diese erklärte sich als erste Gläubigerin ihres Mannes, da sie ja ihre Mitgift geopfert hatte, und übernahm die Zahlung aller Schulden und Verpflichtungen. Ihr edler Charakter, ihr lichter Geist gaben ihr die Kraft, allen Widerwärtigkeiten mit Ruhe und ausgezeichneter Geschäftskenntnis zu begegnen. Da sie durch einen kleinen, freigegebenen Alimentationsbetrag die Zukunft ihres Gatten sichergestellt hatte, war ihr einziges Bestreben, durch unermüdliche Arbeit und Entbehrungen das Vermögen ihren Kindern aufs neue aufzubauen. Nachdem sie das elegante Mobiliar des Schlosses den Gläubigern lassen mußte, obwohl sie es größtenteils mit ihrer eigenen Mitgift angeschafft hatte, verbrachte sie ihren Lebensabend allein und fast in ärmlichen Verhältnissen in Schwertberg. Diese Selbstverleugnung war dem Entschlusse

gab. Sie hatte 16 Kinder und starb 1751. Ihr und das Thürheimsche Wappen zieren den Schloßhof in Schwertberg.



Das Gräflich Berlosche Schloß Chokier a. Maas (1850)

Nach einer Bleistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze der Familie des Herausgebers



meines Großvaters ebenbürtig, sein geliebtes Gut, vielleicht auf immer, verlassen zu müssen. Er hatte es verschönert, er hatte dort den ersten englischen Park in Österreich angelegt, einen Park, der so günstig gelegen und so tadellos angeordnet war, wie man es kaum in England finden würde, er hatte schließlich gegen jedermann die liebenswürdigste Gastfreundschaft und Ritterlichkeit bewiesen. Doch, in philosophischem Gleichmute fügte sich der immer heitere Greis in das Unvermeidliche und schrieb seiner Frau in diesen Tagen der Trennung: „Du liebst mich, ich liebe Dich; das genügt uns, um die Entbehrungen zu ertragen, die uns der liebe Gott auferlegt."

Die Großeltern waren in der Tat schöne Charaktere. Ihre Briefe[1]), von denen ein Großteil im Schwertberger Archiv erhalten sind, atmen ein zärtliches Gefühlsleben, getragen von tiefreligiöser Gesinnung und auferbauenden Tugenden.

Da die beiden guten Leute selbst auf weniges angewiesen waren, so konnten sie meinem Vater nur sehr wenig geben, als er heiratete. Es ist wohl wahr, daß dieser glauben konnte, eine reiche Gemahlin heimzuführen. Die Baronin *Trips* hatte in erster Ehe ihren mütterlichen Onkel, den Grafen *Berlo-Hauzemont*[2]), geheiratet;

1) Sie existieren jetzt größtenteils nicht mehr.

2) Maria Luise Gräfin Thürheim-Trips (1759—1812) hatte in 1. Ehe am 5. Februar 1779 den Grafen Jean Amour de *Berlo d'Hauzemont*, ihren Onkel, geheiratet, der am 3. Dezember 1781 kinderlos starb. In seinem Testamente ddo. 30. November 1781 vermachte er seiner Frau sein schönes Schloß Chokier a. Maas und ein bedeutendes Vermögen, „was aber," sagt Gräfin Lulu, „nicht verhindern konnte, daß schmähliche Prozesse und bestochene Richter der jungen Erbin beides nahmen." Die Erbschaft bekam ein Neffe des Testators Jean Louis Comte Berlo-Suys in Maleves und teilweise Graf Jos. Alex. Maldeghem (gest. 1809).

1781 Witwe geworden, erbte sie sein großes Vermögen und hatte auch von ihrem Vater ihr mütterliches Erbteil später zu erhoffen. Aber von diesen beiden Vermögen wurde ihr das erste von einem Neffen des verstorbenen Grafen *Berlo*, den sie nicht heiraten wollte, aus Rache streitig gemacht und das zweite stand nur in entfernter Aussicht, denn ihr Vater Trips[1]) lebte noch, besaß den Nutzgenuß des Vermögens seiner ersten Frau, einer Gräfin *Geloës*, und heiratete gerade zum dritten Male, seinem Prinzipe getreu: „so oft zu nehmen, als Gott uns nimmt." So brachte denn meine liebe Mutter ihrem Gatten nur den Ruf einer großen Erbin, verbriefte Rechte, Hoffnungen und — endlose Prozesse.

Inzwischen bewohnten meine Eltern in der Hoffnung, daß die Zukunft das halten werde, was sie versprach und, um ihren Lebensaufwand ihren bescheidenen Mitteln anzupassen, Lüttich, wo der Prozeß meiner Mutter verhandelt wurde, dann mietweise Schloß Orbeck, wo ich geboren wurde. Später lebten sie in einem anderen Schlosse, Emeville genannt, und endlich in der kleinen Stadt Huy an der Maas.

Ungefähr 56 Jahre später kam ich nach Huy, ich fand das Haus, das wir bewohnt hatten, das Speisezimmer, das Gemach meiner Mutter, das Kinderzimmer und den Hof, die Wagenremise, den Garten, kurz alles, wie es ehemals war. Der Eigentümer, *M. Franquenne*, der meinen Eltern früher das Haus vermietet hatte, war ganz erstaunt, als ich ihn bei seinem Taufnamen „M. Adrien" rief, und war noch verwunderter, als ich ihm sagte, ich

1) Graf Trips hatte in 1. Ehe die Gräfin Maria Therese *Geloës*, in 2. und 3. Ehe zwei Schwestern, Freiinnen von *Rathsamhausen*, geheiratet.



Thürheimsches Wohnhaus in Huy (1850)

Nach einer Beistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze der Familie des Herausgebers



sei das kleine Mädchen, mit dem er ehemals gespielt hatte[1]).

Nun zu meinen Jugenderinnerungen! Sie reichen nicht weiter, als wie nach Huy. Ich sehe vor mir, zum Greifen genau, unser Haus und den Speisesaal, wo sich auf der Tapete unzählige Male die Fabel vom Wolf und dem Storch wiederholte, wahrscheinlich, um den Gästen vorzuhalten, daß sie nicht gierig essen sollten. Ich erblicke den Hof mit dem Platz, wo zweimal jährlich die Drescherinnen das Stroh druschen, den Garten mit dem langen Laubengang, den man „la coulisse" nannte, die Spargelrabatten, wo meine Schwester Titine (Konstantine) und ich die Äpfel versteckten, die wir des Sonntags, während alles in der Kirche war, gestohlen hatten und während der Woche wieder einen um den anderen ausgruben. Ich sehe auch *Dic* (Judith), unser Kindermädchen und *Catsch* (Katharina), die Köchin, *François* den Bedienten und *Grand-Joseph*, den Kammerdiener meines Vaters; den Namen des Kochs habe ich vergessen.

Dann erinnere ich mich meines guten Vaters, vor dem ich übrigens große Angst hatte, er trug die Haare „en ailes de pigeon", und ein Kleid aus geflammtem Taffet. Ich sehe vor mir meine Mutter mit ihren sanften Augen und den Hirten und Hirtinnen, die auf dem Besatz ihres Musselinkleides aufgedruckt waren. Sie erlaubte mir, wenn ich brav war und keinen Lärm machte, diese Figuren, auf dem Boden sitzend, zu betrachten. Endlich sehe ich zwei hübsche Mädchen „en bidou et beguin" (eine Art Bluse) vor mir, *Bebelle* (Isabella) und *Titine*,

1) Gelegentlich dieses Besuches fertigte Gräfin Lulu einige reizende Skizzen des Hauses in Huy, des Schlosses Chokier u. a. an. (Siehe die hier beigegebenen Illustrationen.)

dann ein noch kleineres Mädchen, wie ich, *Fifine*[1]) genannt, das man noch auf dem Arm trug; es kam 3 Jahre später noch ein kleiner Bruder dazu, damals, als wir Huy verlassen mußten.

Das erste Ereignis, dessen ich mich klar entsinne, kann als eine Art Ouvertüre meiner bürgerlichen Karriere zählen. Eines Tages rief mich meine Mutter in ihr Zimmer, nahm mich auf die Knie und sagte: „Heute, Loulou, sind Sie drei Jahre alt. Sie sind groß genug, um mit dem Gelde, das ich Ihnen gebe, umgehen zu können. Da haben Sie 3 Sous und jeden Sonntag werde ich Ihnen ebensoviel geben. Einer gehört den Armen, mit den beiden anderen können Sie machen, was Sie wollen." Damals duzten die Eltern ihre Kinder noch nicht und waren deshalb, trotzdem die elterliche Liebe nicht geringer war, von diesen mehr geachtet.

Ich weiß nicht, ob diese Worte meine Sparsamkeit in Geldsachen begründeten. Aber seit diesem Tage habe ich für mich nie Schulden gemacht und der Sou für die Armen blieb mir auch immer übrig.

An zwei Unfälle, die der Zeit nach vielleicht nicht so weit zurückliegen, kann ich mich auch noch erinnern. Ein Loch, das ich mir an einer Mauer gegenüber dem Hause der Marie *Sifplait* in den Kopf rannte und eine sehr schmerzhafte Kontusion am Fuße, als François unversehens den Kutschenschlag unserer Berline zuschlug und dabei meinen armen Fuß einzwickte. Beinahe hätte ich damals die große Zehe eingebüßt, und erst nach Wochen konnte ich Gehversuche machen. Ich entsinne mich, daß sich meine Patin (Marie Anna Baronin *Trips*, Stiftsdame in Nivelles, genannt „la Grande") in diese

1) Es handelt sich um die 3 Schwestern der Verfasserin: Bebelle (Isabella), Titine (Constantine) und Fifine (Josefine).

Gehlektionen mischen wollte. Sie ging, rückwärts tretend, vor mir und hielt mich bei den Händen, indem sie mich mehr auszankte, als ermutigte. Sie war groß, sehr couragiert, denn sie ritt in Damhirschlederhosen nach Männerart im rotem Reitkleid mit einem schwarzen Filzhut auf dem Kopf und einer Reitgerte in der Hand. Übrigens war sie sonst sehr gutmütig, hatte einen edlen Charakter und hinterließ mir eine Genfer Uhr mit dem Porträt Henry IV. in Email. Sie war die Schwester meines Großvaters Trips und hatte nach dem frühzeitigen Tode meiner Großmutter meine Mutter aufgezogen.

Das schmerzhafte Ereignis, von dem ich eben sprach, trug sich in Nivelles zu. Dort war nicht allein meine erwähnte Tante Marie Stiftsdame, sondern auch eine Schwester meiner Mutter, Jeanette *Trips*, eine Schwester meines Vaters Therese *Thürheim*, bei der mein Großvater wohnte, eine Cousine meines Vaters Dominika *Hager*, von der ich später noch viel sprechen werde, und endlich war meine Mutter mit 9 Jahren in das Kapitel eingetreten und dort bis zu ihrer ersten Heirat geblieben.

Das *Niveller Stift*[1]), das aus circa 40 Stiftsdamen und einer großen Anzahl Novizinnen unter der Leitung einer Vorsteherin (prévôte) bestand, regierte samt allen Einkünften eine Äbtissin. Es gab damals sowohl in den Niederlanden, als auch in Jülich mehrere ähnliche Stifte,

1) Das hochadelige Damenstift St. Gertrude zu *Nivelles* im heutigen Königreich Belgien, das in der belgischen Revolution, gleichzeitig mit dem Verluste der Niederlande aufgehoben wurde, worauf sich die Stiftsdamen in alle Winde zerstreuten, hatte die strengste Ahnenprobe. Es mußten nämlich von den in der obersten Reihe (16 Ahnen) erscheinenden 8 Urgroßvätern noch deren Eltern, Groß- und Urgroßeltern probiert werden. Alle mußten altadelig sein. (Annuaire de la Noblesse belge, par le Baron Isidor de Stein d'Altenstein. 1849.)

alle alten Ursprunges und alle verlangten 16 adelige Quartiere, Maubeuge, wo die dritte Schwester meiner Mutter, *Auguste*, Stiftsdame war (sie starb 1844 als Stiftsdame in Prag), gar 32. Diese Niederlassungen, mit denen die Stifte in Österreich gar nicht verglichen werden konnten, bildeten kleine Weiberrepubliken unter einem Konsul auf Lebenszeit. Die Stiftsdamen bildeten die Crême der kleinen Stadt, in der sich das Stift befand. Die Bevölkerung hing ganz von dem Kloster ab, das reichsunmittelbar war. Daher genossen die Stiftsdamen eine ziemlich unbeschränkte Freiheit unter einer gewöhnlich gebrechlichen und duldsamen Oberin. Die Offiziere, welche ein gütiges Geschick in solche Garnisonen versetzte, priesen sich bald glücklich. Namentlich gefiel ihnen Maubeuge, vielleicht ein wenig gar zu viel. Nivelles hingegen, das sich getreu an das Beispiel seiner Gründerin der h. *Gertrude*[1]), Tante Pipins von *Heristal*, hielt, hatte durch mehr als 11 Jahrhunderte seinen unbescholtenen Ruf bewahrt. Und seit der Regierung dieser hohen und ehrwüdigen Prinzessin (seit 630) bis zu der der Gräfin *Andernotte*[2]) im Jahre 1788 galten die Niveller Stiftsdamen, obwohl nicht minder hübsch und liebenswürdig, als in anderen Stiften, für viel anständiger. Viele unter ihnen waren von zartem Alter an im Kapitel; eine meiner Tanten wurde schon in der Wiege Stiftsdame und trat mit 6 Jahren ein. Die Erziehung dieser jungen Damen, die das Kleid der Novizinnen trugen und den Titel „Madame“ hatten, geschah auf Kosten des Stiftes durch die Prévôte und unter der Auf-

1) Die h. *Gertrude*, Tochter Pipins von Landen, geboren 626, trat in das damals gegründete Kloster Nivelles in Südbrabant und starb dort als Äbtissin am 17. 3. 659.
2) Sie hieß richtig: Marie Felicite Philippine Comtesse Van der *Noot*, Äbtissin von Nivelles und k. k. Sternkreuz-O.-Dame.

sicht der Äbtissin. Auch die älteren Stiftsdamen beteiligten sich daran und impften den Novizinnen Moral und Religion ein. Mit 16 Jahren wurden sie Stiftsdamen und bekamen ihre Präbende von 100 Louisd'ors jährlich. Das Niveller Kapitel besaß große Güter, nicht allein durch die Freigebigkeit der Gründerin und verschiedener Regenten, sondern auch durch Legate vieler niederländischer und deutscher Familien. Das Stiftsvermögen war sonach Eigenbesitz, was aber nicht hinderte, daß es die Franzosen einzogen und der König von *Holland* es nicht herausgab, als der Wiener Kongreß dem Prinzen von *Oranien*[1]) die wenig verdiente Souveränität über die Niederlande zuerkannte.

Die Einkleidung einer Stiftsdame in Nivelles war mit einem Zeremoniell verbunden, das ganz aus den alten ritterlichen und religiösen Zeiten hergeholt war, aus denen das Stift stammte. Von Tagesgrauen an verkündete der Klang aller Kirchenglocken das denkwürdige Ereignis, das bevorstand. Bei Sonnenaufgang begann die junge Neophitin, von ihren zukünftigen Mitschwestern umgeben, die Kleider ihren neuen Würde anzuziehen: einen Rock aus feinster Leinwand, garniert mit grauem Besatz, einen Mantel aus schwarzer Flockseide, der, wie der Rock innen gefüttert war, einen 3 Ellen langen Hanfstrick, einen schwarzen Gazeschleier, der, am Kopfe befestigt, bis zur Erde in langen Falten niederwallte und das ebenso pittoreske, als schöne Kostüm mit einem geheimnisvollen Schatten umgab. Dann wurde die Novizin zur Äbtissin geführt, aus deren Hand sie einen Ka-

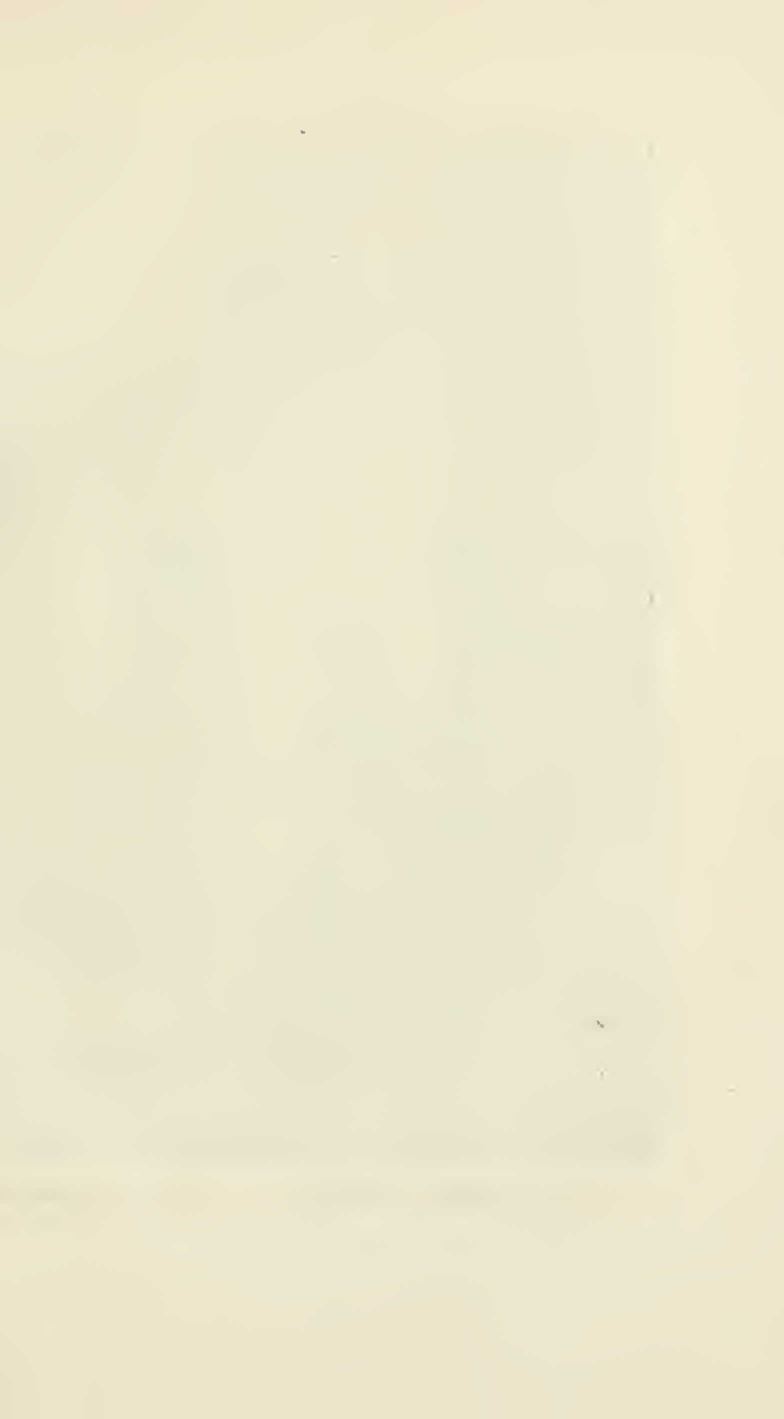
1) Der König von *Holland* resignierte 1810, worauf Holland mit Frankreich vereinigt wurde. Durch Beschluß der Mächte vom 14. 6. 1814 wurden Holland und Belgien ein Land. Wilhelm v. *Oranien* (später König) übernahm die provisorische Regierung.

valier empfing, und nun ging der Zug feierlich zur Kirche. Es scheint, daß die Äbtissin gewöhnlich einen zu jungen oder zu alten Kavalier auswählte, der der neuen Jungfrau kaum eine Zerstreuung gewähren konnte; so hatte meine Cousine „Madame“ de Hager meinen Großvater *Thürheim*, der 75 oder 76 Jahre alt war, als Ehrenkavalier, und meine Tante Therese *Thürheim* wurde von dem kaum 15 Jahre alten Prinzen Louis *Starhemberg*[1]) geführt. Übrigens blieb die Regel nicht ohne Ausnahme, denn mein Vater wurde mit 31 Jahren der Führer meiner Mutter, die 21 Lenze zählte, was zur Folge haben sollte, daß er, der von der Schönheit seiner Dame ganz eingenommen war, sie nie vergaß und 11 Jahre später heiratete[2]).

Wie dem auch sei, — die Novizin mußte an der Seite ihres Kavaliers, der mit gezücktem Schwert aufrecht neben ihr stand, und umgeben von einer neugierigen Menge von Zuschauern und vom ganzen Kapitel, unter dem sich auch Niveller Stiftsherren befanden, eine feierliche Messe kniend anhören. Dann ging sie am Arme ihres Ritters zum Throne der Äbtissin und empfing von dieser kniend die goldene Epaulette, das breite moirierte, himmelblaue Band, das sie in Kreuzesform an ihr befestigte, endlich auf der linken Schulter die Ordensmedaille. Dann schlug der Kavalier im Namen der „Madame Marie mère de Dieu, de Madame S. Gertrude et de Monsieur S. George“ mit drei Schlägen seines Schwertes über dem Haupte und über jeder der beiden

1) Louis Fürst v. *Starhemberg* (1762—1833), Ritter des Goldenen Vließes, Gesandter in London, später zu Madrid. 1777 war er in Brüssel, wo sein Vater den Posten eines bevollmächtigten Ministers innehatte, s. später.

2) Gräfin Maria Luise *Trips* wurde am 19. 11. 1770 Stiftsdame zu Nivelles und blieb es bis 5. 2. 1779.





Graf Rud. Salburg P. Lebitsch Gräfin Thürheim-Hager
Abt von W

Na



r Graf Thürheim Therese Gräfin Thürheim

Josef W. Graf Thürheim

ıung des P. Josef Lebitsch a. d. Jahre 1782, im Besitze der Familie des Herausgebers



Schultern die junge Stiftsdame zur „Chevalière". Nun folgte die Umarmung als Ritterdank und dann führte der Kavalier seine Dame zu „Madame l'Abbesse", wo ein großes Diner und oft auch ein Ball stattfand.

In Nivelles wohnten die Stiftsdamen, wie wohl auch in allen anderen niederländischen Stiften nicht in einem und demselben Gebäude, etwa wie in Wien, Prag, Brünn oder Innsbruck. Sie wohnten vielmehr in getrennten Häusern. Wenn eine Stiftsdame eine gewisse Anciennität erreicht hatte, wurde ihr ein bestimmtes Haus zugewiesen. Je nach den Raumverhältnissen logierte sie 2 oder 3 junge Mitschwestern bei sich ein, führte die Aufsicht über sie und hielt mit ihnen gemeinsamen Tisch. Nur die Novizinnen wohnten im gleichen Gebäude mit der Äbtissin.

Die Niveller Stiftsherren, auch eine Institution der ersten Gründerin, wohnten in einem großen und vom Kapitel und den Häusern der Stiftsdamen völlig getrennten Gebäude. Es scheint mir, daß zu meiner Zeit zwischen den Diener und Dienerinnen Gottes in Nivelles sehr wenig Beziehungen bestanden haben. Vielleicht hatten die Stiftsherren die Geschichte von Abélard[1]) gelesen. Ich will nun aber wieder auf meine Lebensgeschichte zurückkommen.

Obwohl die Anwesenheit meines Großvaters, sowie einiger väterlicher und mütterlicher Tanten in Nivelles für meine Eltern einen großen Reiz besaßen, so erlaubten ihnen dennoch ihre Mittel nicht, in dieser Stadt öfteren Aufenthalt zu nehmen. Um so zahlreicher waren

1) Anspielung auf Petrus *Abélard* (1079—1142), der die schöne Héloise (gest. 1164) heimlich heiratete und von deren nicht damit einverstandenem Onkel, dem Kanonikus Fulbert, entmannt wurde. Als Abt von St. Gildas-de Ruys ließ Abélard die Nonne gewordene Héloise mit ihren Mitschwestern sich in nächster Nähe ansiedeln und verkehrte mit ihr in natürlich durchaus „platonischer" Weise.

dagegen ihre Besuche in Serin beim Grafen *Hoensbroech*, Fürstbischof von Lüttich und Großonkel meiner Mutter. Dieser ebenso großmütige, als reiche Verwandte liebte meine Mutter und half ihr fast wie ein Vater in ihren verschiedenen Angelegenheiten. Am Hof zu Serin oder zu Lüttich — der Bischof war nämlich souveräner Prinz — wurden meine Eltern mit aller Auszeichnung empfangen, und oft beschloß ein Geschenk von 100 Louis die ebenso angenehmen, wie einträglichen Besuche. Es scheint mir sogar nach den Briefen meiner Mutter, daß der Bischof ihr für jedes Kind eine jährliche Summe von 100 Louis versprochen hatte; leider verloren meine Eltern infolge der politischen Ereignisse und des Todes des Grafen bald diese Apanage.

Der Einfluß des Kirchenfürsten konnte auch für den Gang des Prozesses meiner Mutter gegen den Grafen *Berlo* von Bedeutung sein, welcher Umstand wohl meine Eltern veranlaßt hatte, nach ihrer Heirat zuerst in Lüttich zu wohnen. Die großen Kosten dieses Aufenthaltes aber und die Vorliebe meines Vaters für das Landleben bewogen sie bald, nach Orbeck und Emeville zu ziehen. Warum sie endlich in Huy wohnten, weiß ich nicht mehr.

So vorteilhaft auch im Anfange die freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen meiner Eltern zu dem Bischof von Lüttich schienen, so bildeten sie doch bald die Ursache von Ereignissen, die uns allen unselig und sogar gefährlich werden sollten. Zu dieser Zeit bedrohte nämlich ein demokratischer Geist, der Sohn des Neides und des Stolzes, von Paris ausgehend, alle Throne. Er entstand schon ein Jahr vor meiner Geburt, verdarb ganz Frankreich und warf seine stürmischen Wellen bald über ganz Europa.

Das Jahr 1788, in welchem sich die Notabeln in Paris

zum zweiten Male konstituierten, war das meiner Geburt. Ich schob diesem Umstand immer die Schuld zu, daß ich im Grunde einen so unabhängigen und selbständigen Charakter bekam, wie ich auch meinen etwas männlich gearteten Geist wohl dem Wunsche meiner Eltern verdankte, endlich einen Sohn zu bekommen. Das Gestirn des Aufruhres, das damals in Frankreich aufging, bestrahlte wohl auch ein wenig mein bescheidenes Sternchen und verlieh ihm einen Keim von Ungehorsam und Insubordination. Wie dem auch sei, — während die französische Revolution und ich ihre ersten Schritte machten, verlor Friedrich Wilhelm von *Preussen*, der aus der alten Schule der preußischen Regenten stammte, keine Gelegenheit, die Unordnung dort zu schüren, wo er sein Interesse vermutete und wo er, wie man zu sagen pflegt, im Trüben fischen konnte. So hatte er den Moment wahrgenommen, da im Lütticher Lande sich eine Gärung zeigte, um die Stimmung gegen den Grafen *Hoensbroech* und zugunsten eines preußischen Protegés zu beeinflussen. Die Revolution, durch die preußischen und französischen Emissäre entflammt, brach denn auch bald in Lüttich und Umgebung unter allen Symptomen der Anarchie aus. Im Sommer 1790 sah sich Hoensbroech genötigt, eilends seinen bischöflichen Thron zu verlassen; man sagte, hauptsächlich veranlaßt durch die Ratschläge seines Verwandten, des Grafen von *Méan*, der sein Nachfolger werden wollte und es auch ganz widerrechtlich wurde. Aus den Briefen meiner Mutter sieht man, wie hinterlistig und tückisch dieser Mann war, wie er den guten Onkel beherrschte und trachtete, die Freigebigkeit gegen meine Familie dadurch zu paralysieren, indem er den Bischof bewog, seine Familie zu unterstützen.

Die Flucht des Fürstbischofes hatte auch die unsere im Gefolge. Die Abneigung gegen jenen dehnte man ungerechter Weise auf Mama und meinen Vater aus, den man als Österreicher haßte. Meinem Vater gelang es, sich unter dem Namen eines Kaufmannes Pässe zu verschaffen und er verließ mit uns Huy, um über Aachen die deutsche Grenze zu gewinnen. In einer schweren Berline zusammengepfercht — die Eltern, Kammerjungfer, Bonne und 3 Kinder, — zählte doch diese Auswanderung, obwohl sie gefährlich war und wir auf Umwegen und schlechten Straßen im ärgsten Regenwetter reisen mußten, zu den romantischsten aller fünf Emigrationen, die ich bis heute mitgemacht habe.

Schon hatte man in einer aufgeregten Versammlung, einige Stunden vor unserer Flucht, die Frage ventiliert, ob man nicht meine Mutter in ein Korrektionshaus, als Verwandte des „ci-devant“ Bischofes, die Kinder in ein Findelhaus bringen und den Vater als österreichischen Aristokraten gefangen nehmen sollte. Glücklicherweise lasen meine Eltern diese Nachrichten nur in den Zeitungen, als sie bereits die Grenze von Lüttich passiert hatten. Doch war diese Sicherheit nicht leicht gewonnen worden. Als wir nämlich in einem kleinen Städtchen, Henry Chapelle genannt, keine Vorspannpferde bekommen konnten, waren wir genötigt, in einem von revolutionärem Volke angefüllten Wirtshause einige Stunden zu rasten. Meine Mutter, die eine Entdeckung fürchtete, wagte kaum die Augen zu erheben, mein Vater beherrschte sich und zeigte eine gleichgültige Miene. Wir drei Mädchen, von denen die älteste kaum 6 Jahre alt war, saßen um unsere Eltern und fühlten eine große Unruhe in uns, obwohl wir die Größe der Gefahr ja nicht ahnten. Mehr als ein forschender Blick streifte den

angeblichen Kaufmann und seine Familie, mehr als einmal machte ein verdächtiges Geflüster der „Patrioten" das furchtsame Herz meiner Mutter erstarren. Man schwieg endlich auf beiden Seiten und beobachtete sich, als plötzlich ein Kinderstimmchen, an den Anführer der Aufrührer gewendet, die allgemeine Stille unterbrach: „Herr General, geben Sie doch Befehl, daß man uns zu essen bringt." Diese wenigen Worte, die von meiner Schwester Titine herrührten, machten die Bauern lachen, während meine Eltern darüber sehr erschrocken waren.

Meinem Vater gelang es endlich, mit viel Geld den alten Kutscher zu bewegen, dieselben Pferde wieder einzuspannen. Trotz des Mißtrauens und der Schimpfworte der „Patrioten" trieb unser braver Kutscher seine Tiere so an, daß sie im Galopp Spa passierten und die Grenze bei Stableau gerade in dem Momente erreichten, als berittene Bauern, uns verfolgend, dem Wagen ganz nahe gekommen waren. Doch schon beschützte uns die österreichische Grenze und die Bauern wagten nicht, sie zu überschreiten. Wir erfuhren jetzt erst, warum man uns in Henry Chapelle für verdächtig gehalten und verfolgt hatte. Als wir nämlich vor dem Wirtshause abstiegen, steckte meine Mutter ihrer Kammerjungfer ein Paket Briefe des Bischofs mit dem Auftrage zu, sie zu vernichten. Diese hatte sich damit begnügt, sie in kleine Stücke zu zerreißen und auf den Düngerhaufen zu streuen. Kaum hatten wir Henry Chapelle verlassen, als man die Papierfetzen entdeckte und diese den Verdacht der Bauern wachriefen. Man sandte einige zu Pferd zu unserer Verfolgung nach, während die gebildeteren sich daran machten, die Briefe des Bischofes zu dechiffrieren und sie dann dem Tribunal vor-

zulegen. Sie konnten aber nur meiner Mutter zu ihrer Rechtfertigung dienen, denn sie enthielten hauptsächlich nur Gnaden- und Wohltätigkeitsakte, die der Kirchenfürst auf Empfehlung meiner Mutter Unglücklichen gewährt hatte.

Wir blieben 6 Monate in Aachen, wo auch mein Großvater *Thürheim* und meine Tante Therese waren. Als dann im Februar 1791 der politische Horizont für Lüttich sich zu lichten begann und die Ordnung dort eingekehrt schien, gingen wir nach Huy zurück. Doch die Ruhe dauerte nur einige Monate. *Hoensbroech*[1]) starb und Graf von *Méan*[2]) wurde sein Nachfolger, ein schwacher und schlecht gesinnter Fürst, der das Land völlig der Revolution in die Arme warf. Mein Vater entschloß sich diesmal beizeiten, in einer angrenzenden Provinz den Gang der Ereignisse abzuwarten. Er führte uns nach Westfalen, ein trauriges Land, das in meiner Erinnerung nur Sand und Moräste zurückließ. Das alte, delabrierte Schloß Ossendorf des Grafen *Hatzfeld* wurde unsere Wohnung. Ich glaube, daß die Freimaurerloge von Westfalen meinem Vater, der auch Freimaurer war, diesen Unterschlupf verschafft hatte. Dieselbe Protektion wies uns in Münster im Hause der Loge einige Zimmer zu, als der Winter den Aufenthalt in dem alten Schlosse für eine Frau und 4 kleine Kinder unmöglich machte (Josephine war inzwischen geboren worden).

Ich erinnere mich, wie jeden Sonntag gegen Abend eine Menge Herren in das Haus kamen; darunter kann-

1) Philipp Damian Graf *Hoensbroech* war von 1784—92 der 82. Bischof von Lüttich; er wurde durch das aufständische Volk gezwungen, die seit 1684 bestehende Verfassung aufzuheben und das Land zu verlassen. Er starb 1792.

2) Franz Anton Graf *Méan* wurde am 16. 8. 1792 sein Nachfolger, aber bereits im November vertrieben.



Maria Dominika Gräfin Thürheim, geb. Baronin von Hager, 1747
(1721—1793)

Nach dem Original im Ahnensaale des Schlosses Weinberg



ten wir nur einen, den Baron von *Aachen*[1]), der in holländischen Diensten stand und den wir in Huy oft gesehen hatten. An diesen Abenden wurden wir immer aus dem Kinderzimmer gebracht, da man von dort aus die Gespräche der Freimaurer hätte hören können.

Unser Leben verlief in Münster ganz angenehm. Meine Eltern machten einige Bekanntschaften am Hofe des Kurfürsten[2]). Unsere Gouvernante, Mlle. *Tisserant*, war hier besonders glücklich, denn sie fand in Münster ihre Schwester, die bei einer Baronin *Zedwitz* angestellt war. In diesem Hause und bei Aachens waren wir Kinder oft geladen, und man überhäufte uns mit Zärtlichkeiten und Bonbons. Auch der Park des Kurfürsten bot uns viel Vergnügen, und, so oft wir an der Kathedrale vorbeikamen, erzählte man uns die Geschichte des Johann von *Leyden*[3]), dessen Gebeine wir oben am Glockenturm in einem Käfig bleichen sahen.

Die köstliche Ruhe wurde durch die Nachricht vom Tode der Mutter[4]) meines Vaters im März 1793 ge-

1) Edwald von *Aachen*, Offizier in der englisch-deutschen Legion, früher in holländischen Diensten, starb in London 1816 als Letzter des ehemals speierischen Geschlechtes.
2) *Maximilian* Franz Erzherzog von *Österreich* (1756—1801). Hoch- und Deutschmeister, seit 1784 Kurfürst von Köln und Bischof zu Münster. Er ließ Beethoven 1797 in Wien ausbilden, dessen Vater in der „kurfürstlichen Hof Musique" angestellt war. Infolge der französischen Invasion verließ der Kurfürst 1794 sein Land für immer.
3) Johann von *Leiden*, eigentlich Bockelson (1510—1536), Führer der Wiedertäufer in Münster, wurde nach dessen Einnahme unter schrecklichen Martern hingerichtet und sein verstümmelter Körper in einem eisernen Käfig auf dem Turme der Lambertikirche zu Münster aufgehängt.
4) Maria Dominika Gräfin *Thürheim*, geb. Freiin v. Hager von Allentsteig, gestorben in Wien 3. 3. 1793. Ihre Stiefschwester Maria Karoline Hager (1701—1793) war Obersthofmeisterin bei den Töchtern der Kaiserin Maria Theresia und seit 1746 mit dem Fürsten Joh. Wilh. Trautson vermählt.

stört. Papa weinte bitterlich und wir Kleinen mit ihm, weil er weinte und — weil uns diese Hiobsbotschaft eine schöne Marionettenvorstellung beim *Erzherzog-Kurfürsten* versäumen ließ.

Während unseres Aufenthaltes in Westfalen hatte die französische Revolution schreckliche und blutige Fortschritte gemacht. Der König, die Königin und die unschuldige Madame Elisabeth hatten das Schaffot bestiegen und der Dauphin war zu einem langsamen und schmerzensreichen Tode verurteilt worden. Österreich, unentschieden und unaufrichtig, ließ nur schwache Kräfte gegen Frankreich marschieren, die nichts weiter bewiesen, als die ehrgeizigen Projekte, mit denen jenes sich trug. Es hatte geduldet, daß die Tochter und der Schwiegersohn *Maria Theresias* die Schrecken der Revolution erfahren mußten, daß das Haupt eines Königs fiel und ein alter Thron in den Staub rollte; jetzt erst trat es auf, als es galt, die Beute zu teilen. Damals war es, daß in der Schlacht von Altenhoven *Dumouriez* von den Österreichern geschlagen wurde.

Mein Vater glaubte nun den Augenblick gekommen, um nach Huy zurückzukehren, und wir verließen Münster so kurz nach dem kriegerischen Ereignisse, daß wir auf dem Schlachtfelde, welches wir passierten, noch die Kadaver der Pferde und die Trümmer von Kanonen sahen. Wir kamen aber ohne Unfall in Huy an, und mein Vater hoffte nun, uns ruhig zurücklassen zu können, während er genötigt war, in Sachen der Hinterlassenschaft seiner Mutter nach Österreich zu reisen. Meine Mutter erwartete zum fünften Male ein Kind, die Niederlande schienen pazifiert und die Koalition der Mächte hob in allen Gemütern die Hoffnung, daß nun Ordnung und Ruhe eintreten werde. Als mein Vater

aber nach wenigen Monaten zurückkehrte, gingen die Wogen der französischen Revolution in den benachbarten Provinzen wieder hoch und der Krieg drohte von allen Seiten. Das Kriegstheater schien unser Land werden zu wollen. Eine dritte Flucht war unvermeidlich. Doch war meine Mutter noch nicht niedergekommen. Endlich am 14. Mai 1794, inmitten der wachsenden Unruhe, brachte sie einen schönen Knaben zur Welt, der *Josef*, wie mein Vater, getauft wurde. Zwölf Tage später hatten die Franzosen die Grenze überschritten, es galt keine Zeit mehr zu verlieren. Man muß sich vorstellen, in welcher Verlegenheit mein guter Vater sich befand. Eine übereilte Flucht mit fünf Kindern, von denen das Jüngste erst wenige Tage alt war; meine Mutter, kaum aus dem Wochenbette aufgestanden, litt furchtbare Schmerzen, die ihr die offene Brust verursachte und war zudem sehr schwach und erschöpft. Welche Aufgabe für meine Eltern, die unter anderen Umständen die höchste Freude über die Geburt des lange ersehnten Sohnes empfunden hätten! Als Opfer der trostlosen Zeit, in der sie lebten, hatte sie das Schicksal dazu auserkoren, alle Schrecknisse derselben durchzukosten, ohne mehr ihr Ende zu erleben.

Mein Gedächtnis hält das Bild dieser letzten Abreise von Huy getreulich fest. Es herrschte die unglaublichste Verwirrung. Mama weinte, die Dienerschaft weinte, die einen, weil sie ihre gute Herrschaft verloren, die anderen, weil sie ihr Vaterland verlassen mußten. Mein Vater gab, sehr gereizt, allerhand Befehle und zankte überall. Die große Berline stand, mit Koffern voll bepackt, im Hofe. Die allgemeine Verwirrung wurde noch durch alarmierende Nachrichten der ängstlichen Nachbarn erhöht. Wir Kinder stellten alle möglichen Fragen,

und, um uns los zu sein, jagte man uns in den Garten. Ich glaube mich noch mit Schwester Titine in der „Kulisse“ zu sehen. *Peter*, der Gärtner, stach gerade unter Tränen ein Rübenfeld um, Titine weinte auch, und, um mich zu rühren, sagte sie mir, wir würden nun unser Schloß nicht mehr sehen. Dies ließ mich kalt. Als sie aber dazu setzte, auch von „Partout“, dem getreuen Schloßhunde, würden wir uns trennen müssen, da zerfloß ich in Tränen. Es war das erstemal, daß ich wirklich seelischen Schmerz empfand, den des „adieu éternel“. Ach, wie oft noch ließ mich dieses Scheidewort bittere Tränen vergießen!

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und wir verließen unser erstes Vaterland für immer. In der Berline saßen mein Vater, meine Mutter, von Kissen umgeben, Judith, den kleinen Josef auf den Knien in einer Pappendeckelschachtel haltend, und meine zwei älteren Schwestern. In der Kalesche folgten Mlle. *Tisserant*, Fifine und ich. Grand-Joseph überwachte vom Bock der Berline aus die kleine Karawane.

Ich habe eigentlich noch nie von Mlle. *Tisserant* gesprochen, deren Schicksal mit dem unseren bis zu ihrem Tode verknüpft sein sollte. Vor der französischen Revolution lebte sie samt einer jungen Schwester als Waisen angesehener und wohlhabender Eltern in Saint Diè in Lothringen bei ihrem Bruder, der Grand Vicaire war. Ein jüngerer Bruder war Pfarrer. Diese bescheidene, aber durchaus anständige Existenz vernichtete die Revolution. Als diese in Lothringen ausbrach, veranlaßte sie den jüngeren Bruder, abzuschwören und sich zu verheiraten. Der Vikar und die beiden Schwestern verloren ihr Vermögen und verließen, hauptsächlich aus Schmerz über die Felonie ihres Bruders Frankreich. Die jüngere



Mlle. Josephine Tisserant (Mèretout) † 1821

Nach einem Aquarell im Besitze
der Familie des Herausgebers



Schwester trat, wie erwähnt, als Gouvernante bei einer Baronin *Zedtwitz* ein, der Bruder unterrichtete junge Engländer[1]), während Mlle. Josephine Tisserant in unser Haus kam. Es gab keine bessere Person, als sie. Jeder selbstischen Regung fremd, zeigte sie immer nur Wohlwollen, Liebe und Bescheidenheit. Ihr etwas beschränkter Geist verlor niemals das Gefühl für das Gute, das überhaupt das Cachet aller ihrer Handlungen bildete. Wenn sie auch vielleicht zu unserer geistigen Ausbildung wenig beitrug, so pflanzte sie doch in unsere Herzen das Gefühl der Erkenntlichkeit, diese Quelle aller anderen Tugenden. Ihr Vaterland auf immer zu verlassen und in eine unbekannte Fremde zu ziehen, wo ihrer vielleicht Erniedrigung und Entbehrung warteten, hieß sie wirklich auf alles verzichten. Sie wollte aber meine Mutter in ihrem Unglück nicht verlassen und hat später getreulich alles mit uns geteilt. Wir liebten die gute „Mèretout" (diesen Beinamen hatte sie seit unserer Kindheit) und haben ihr trotzdem mehr als einen Kummer verursacht. Als wir größer wurden, haben wir aber immer getrachtet, ihr das Leben bei uns angenehm zu machen, namentlich in ihren letzten Lebensjahren. Sie starb in unseren Armen am 10. Januar 1821, 26 Jahre, nachdem sie mit uns Huy verlassen hatte.

Trotz meiner Abschiedstränen wurde ich bald heiter und der Reiz der Reise löschte die Erinnerung an das Verlorene aus. Anders war es bei den armen Eltern. Jeder Tag vergrößerte den Kummer und die Gefahren. Der Einbruch der Franzosen setzte das ganze Land in einen Zustand der Anarchie. Die Straßen waren von Truppen und Auswanderern überschwemmt, Pferde

1) Abbé Joseph *Tisserant*, Erzieher der englischen Lords St. John of Bletsoe.

mangelten überall und die Herbergen waren besetzt. Oft genug mußte die ganz erschöpfte Mutter auch des Nachts die Reise fortsetzen, weil kein Bett aufzutreiben war. Ich erinnere mich nicht mehr an alle Details dieser Reise oder vielleicht, ich war überhaupt noch zu jung, um sie zu begreifen. Die Kinder entgehen ja in ihrer glücklichen Unkenntnis der Dinge dem Kummer, der sie umgibt. Dennoch entsinne ich mich, daß in Tonger, einer elenden kleinen Stadt in Brabant, deren Bewohner sehr demoralisiert waren, sowohl meine Mutter als mein kleiner Bruder, dem sie die Brust versagen mußte, auf dem Punkte standen, zu sterben. Mein Vater wußte keinen Ausweg, denn die grobe Bevölkerung verweigerte jede Hilfe und Gastfreundschaft. Endlich nach einigen Stunden banger Angst siegten die geistigen Kräfte meiner Mutter über ihre phsyischen, sie konnte wieder im Wagen Platz nehmen und wir erreichten ohne Unfall Mastricht in Holland, welches Land damals neutral war. Einige Wochen der Ruhe gaben ihr teilweise die Gesundheit wieder, aber ihre Leiden waren noch nicht zu Ende. Mastricht, das schon eine Belagerung ausgehalten, wurde von einer zweiten bedroht. Daher war meine Mutter, kaum erholt, genötigt, sich den Strapazen einer neuen Reise auszusetzen. Wir fuhren gegen Düsseldorf, wo sie ihren Vater wiederzusehen hoffte. Der Abschied von ihrer Heimat hatte aber meine Mutter schon mit großer Schwermut erfüllt, daher fürchtete mein Vater von einer Zusammenkunft mit ihrem Vater die übelsten Folgen. Ohne ihr seine Absicht zu verraten, änderte er die Route gegen Köln, wo sie erst zu ihrer Verzweiflung erfuhr, daß sie getäuscht worden war. Dieser Schmerz war für ihre Gesundheit viel verhängnisvoller, als es der der Trennung von ihrem Vater gewesen wäre. Ihr Zu-



Der Hof des Schlosses Schwertberg

Nach einem Aquarell von J. P. Henry 1843
im Besitze der Familie des Herausgebers



stand wurde gefahrdrohend, und auf dem Schiff, das uns von Köln nach Mainz brachte, war er so ernst, daß man uns auf die Knie werfen und Gott um ihre Rettung anflehen hieß. Vielleicht erhörte er unsere unschuldigen Bitten, denn es öffnete sich der gefährliche Abszeß an der Brust und die Gefahr ging vorüber. Seit diesem Tage besserte sich ihre Gesundheit zusehends. Der Rest unserer Reise über Frankfurt, wo wir zwölf Tage blieben, über Nürnberg, Regensburg und Linz verlief ohne Unfall. Doch muß ich eines Ereignisses erwähnen, das uns bei Nürnberg traf und das leicht hätte verhängnisvoll werden können. Als wir einen Berg hinauf fuhren, traten die Pferde plötzlich zurück, und Grand-Joseph hatte gerade noch Zeit, vom Bock herabzuspringen und mit aller Kraft die Räder aufzuhalten. Mein Vater sprang rasch aus dem Wagen, riß Mama heraus, Judith den Säugling und meine Schwestern, dies gerade in dem Augenblick, als Joseph schrie: „Ich kann nicht mehr", das Rad seinen schwach gewordenen Armen entglitt und der Wagen in einen Graben stürzte. Glücklicherweise rissen die Stränge, die Pferde konnten sich retten und Grand-Joseph zog mit Hilfe des Postillons und einiger Bauern die Berline auf die Straße.

Am 19. Juli 1794, an einem schönen Abend fuhr die große, hellblaue, mit Perlknöpfen und einem Wappen gezierte Berline, die mit Koffern und Valisen vollbepackt war, unter Peitschenknall, Fanfarengeschmetter, dem Krachen von Petarden und lautem Vivatgeschrei in den Vorhof des *Schwertberger Schlosses*. Vier schweißbedeckte Pferde zogen das schwere Vehikel, dem die bescheidenere, aber ebenso beladene Kalesche folgte. Einen Augenblick später ächzte das gewaltige Schloßtor in seinen Angeln, das Steinpflaster des Burghofes erschallte unter den Hufen der Pferde und meine Eltern

nahmen Besitz von ihrem alten Schlosse. Viele Arme streckten sich uns entgegen, um uns aus den Wagen zu helfen, viele Köpfe neigen sich respektvoll. Derjenige Kopf, welcher sich am meisten der Erde näherte, hing an dem langen, gekrümmten Körper eines mageren hübschen und jungen Mannes, des Pflegers von Schwertberg. Eine andere Persönlichkeit, von Kopf bis zu den Füßen in Grün gekleidet, ein Waidmesser an der Seite und zwei Papilotten an den Ohren, näherte sich dann und küßte den Saum unserer Kleider. Er hieß Michael *Strasser* mit dem Spottnamen „der grüne Michel“ und war der herrschaftliche Oberförster. Seine Papilotten löste er nur zweimal in seinem Leben, bei der Hochzeit seiner Tochter und der meiner Schwester Bebelle. Zum Kleiderkuß kam sodann ein Mann von 6 Fuß Länge mit einem 3 Fuß langen Haarbeutel; es war dies der Hofgärtner. Nun folgte eine Menge Subalterner der verschiedenen Departements. Meine Mutter hatte inzwischen den Ortspfarrer und einen alten Mönch erblickt, die sich etwas rückwärts hielten. Sie machte sich Platz und sagte ihnen in ihrem schlechten Deutsch einige höfliche Phrasen, die der Pfarrer, glaube ich, mit seinem Segen erwiderte. Ein gutes Souper, das in einem hell erleuchteten, hübschen Saal serviert wurde und wobei wir von allen Würdenträgern bedient waren[1]), beschloß diesen feierlichen Tag. Meine gute Mutter konnte sich nun von allen Entbehrungen, Leiden und Mühsalen in einem schönen Bett unter einer gelben Damastdecke ausruhen, eingewiegt in die Hoffnung, daß ihr jetzt Ruhe und Glück zuteil werden würde.

1) Zu dieser Zeit bediente sogar noch der Pfleger, wenigstens stand er, die Serviette in der Hand, hinter dem Stuhl des Schloßherrn. Der Pfleger (Amtmann, Richter) hatte damals noch die niedere Gerichtsbarkeit unter sich, der Gutsherr übte gewöhnlich die Jurisdiktion nicht selbst aus, sondern durch seinen Pfleger.

II. IN SCHWERTBERG

Am anderen Morgen beeilte sich mein Vater, seiner Frau die verschiedenen Räumlichkeiten des Schlosses, den Ziergarten, den Park, den man „die Fasanerie" nannte, die „Ferme" und die einzelnen Dependancen der Herrschaft zu zeigen. Es mußte meinem Vater eine große Freude gewähren, meiner Mutter alle Bedingungen eines ruhigen, angesehenen und behaglichen Lebens zu Füßen legen zu können und ihr so viele Gelegenheit zu gewähren, Gutes zu tun. Ach, warum war er trotz aller Liebe zu seiner Frau, trotz aller edlen Gefühle, die er im Herzen trug, nicht imstande, seine Laune zu bezähmen, die unselige Fessel, mit der er selbst alles Glück unterband, das er sich und den Seinen geben wollte! Ich komme darauf noch später zurück.

Nach dem Tode seiner Frau hatte mein Großvater *Thürheim* sein Vermögen meinem Vater mit der Bedingung überlassen, ihm eine lebenslängliche Rente auszuzahlen und sich das Recht vorbehalten, den Park weiter verschönern zu dürfen. Durch die Ökonomie meiner Großmutter war dieses Vermögen damals ziemlich rangiert. Eine große Anzahl Briefe dieser verdienstvollen Frau an ihren Sohn Josef Wenzel und ihren Gatten haben mich ihren Wert und ihre Tatkraft erkennen lassen.

Ich habe in Frankreich, England und Polen viele schöne und große Landsitze gesehen, aber ich kenne

keinen, wo der Aufenthalt so viele Annehmlichkeiten, ich möchte sagen unter der Hand bietet, wie in *Schwertberg*. Abwechslungsreiche und mühelose Promenaden, schattige Plätzchen, bevölkert von Vögeln aller Art, Wiesen, Felder und ein lieblicher Fluß sind in solcher Nähe des Ortes, daß man nur einige Schritte zu machen braucht, um sich an diesem ländlichen Überflusse zu erfreuen.

Im Innern des Schlosses sind schöne, große Zimmer, von den Fenstern aus genießt man eine angenehme Aussicht; beinahe möchte man glauben, daß jedes Fenster für den Komfort des Lebens genügen könnte. Es gibt hier nichts zu *viel*, aber alles ist *genügend* vorhanden.

An die waldigen Bergrücken angelehnt, die sich amphitheatralisch gegen Böhmen zu erheben, schließt das Schloß Schwertberg das Donautal ab, dessen Schlüssel es in alten Zeiten einmal gegen Norden gewesen sein mag. Ein ziemlich breiter Fluß, die Aist genannt, rauscht zu seinen Füßen und treibt durch ein Wehr eine reizende Mühle. Das Wasser tritt beim Schlosse aus einem schattigen und romantischen Defilé, das sich weit nach Norden hinzieht, in die Ebene ein.

Dieses Tal scheint im Mittelalter durch zwei kleine Türme mit Schießscharten verteidigt worden zu sein, die noch heute den alten Teil des Schlosses flankieren. Dieser ist um mindestens vier Jahrhunderte älter, als der neuere Bau. Ein sehr hoher Turm, nach seiner Basis zu urteilen, beschirmte weit hinaus das Land oder bedrohte es auch vielleicht, denn der Ruf der alten Herren von Schwertberg war nicht ohne Makel. Einer von ihnen, mit Namen Bernhard von *Zeller*[1]), wurde in

1) Die Schreiberin nennt ihn Ritter Kapeller, verwechselt ihn also mit Bernhard von Zeller, der allein als Raubritter am 1. Juli 1521



Markt Schwertberg

(Nach Math. Merian, 1649)



Linz enthauptet, weil er den Landfrieden gebrochen hatte. Die Chronik besagt, daß er an der Spitze einer Raubritterbande stand, die die Wege gegen Böhmen unsicher machte, und daß eine Frau aus der Familie *Trauttmannsdorff* sein Schloß bewohnte, wo sie beauftragt gewesen sein soll, die Beute unter die Rittern zu verteilen. Die Fama erzählt ferner, daß der Name Schwertberg von der Exekution des Ritters *Zeller* herstamme, was aber nicht wahrscheinlich ist, vielmehr weist der Name eher auf die kriegerische Bestimmung der Burg[1]).

Wie dem auch sei, mein Großvater fand, daß ein enormer Turm im 18. Jahrhundert unnütz sei und er ließ ihn beinahe ganz rasieren. Mein Neffe Louis Thürheim ließ vor kurzem darauf eine Terasse bauen, von der man eine herrliche Aussicht auf das Aisttal und auf die Ebene bis zu den Bergen hat[2]).

Auf einen Felsen gebaut, hat das Schloß auf der einen Seite nur einen Stock, während es auf der anderen zwei Stock hoch ist. Die Salons des neueren Teiles, der nach

zu Linz enthauptet wurde. Er hatte trotz des 1495 erlassenen „ewigen Landfriedens" mit anderen Spießgesellen das Handwerk eines Raubritters ausgeübt. Sein 1. Verhör vor dem Reichstage zu Worms 1521 sprach ihn frei. Einige seiner Verbündeten sagten aber gegen ihn aus, worauf Erzherzog Ferdinand befahl, ihn als Schnapphahn und Heckenritter gefänglich einzuziehen. Auf der Folter zu Linz gestand er seine Verbrechen ein und nannte seine Raubgenossen.

1) Das Schloß *Schwertberg* im Bezirke Perg in Oberösterreich war ehedem eine sogenannte Wasserburg, rings von der Aist umflossen. Urkundlich erscheint es zuerst 1287, doch ist es viel älter. Es war ursprünglich im Besitze der Oeder, während der alte Markt Schwertberg und das bereits 853 genannte Schloß Windegg den Capellern gehörten. Beide Burgen waren Lehen der berühmten Kuenringer. Das neuere Schloß in Schwertberg wurde erst unter den Frhrn. von Tschernembl, wohl um bequemere Wohnräume zu schaffen, an die alte Ritterburg angebaut.

2) Der Turm wurde von Ludwig Grafen *Thürheim* (1818—1894) wieder ausgebaut, war aber ehemals anscheinend viel höher.

der ehemaligen Aufschrift über dem Torweg aus dem Jahre 1606 stammt, sind im rez-de-chaussée; während man von ihren Fenstern fast aus der Vogelperspektive den Garten, den Markt und in der Ferne die Berge erblickt. Die Fassade zwischen den beiden Türmen bietet einen imposanten Anblick; sie ist teilweise noch ein Werk meines Großvaters, oder vielmehr hat er sie reguliert, während er das alte Schloß unverändert bestehen ließ. Dieses erhebt sich, keineswegs drohend, hinter dem neuen, gleich einem edlen Greise, der, alter Zeiten gedenkend, sich wohlwollend auf die Schulter seines Enkels stützt.

Die Pappelallee, die eine Art Avenue längs des Schlosses und der Häuser des Ortes bildet, habe ich im ersten Jahre nach dem Tode meines Vaters gepflanzt. Sie sind sehr groß geworden und ihre Gipfeln bilden von weitem einen halben Rahmen um das Schloß, das dann genau zwischen beiden Baumreihen erscheint. Ich liebe Pappeln um Schlösser; sie verleihen ihnen einen seigneuralen Anstrich und außerdem sind sie die architektonischen Säulen der Pflanzenwelt.

Meine Schwester Josefine hat gerade ein Epitaph auf den *Park* von Schwertberg gemacht, den mein Neffe Louis niederschlagen ließ:

„Son ayeul le créa,
Son grand père l'embellit,
Son père le negligéa
Et Louis le détruit."

Der Park wurde, wie bereits erwähnt, von meinem Großvater begründet und von meinem Vater bedeutend verschönert. Dieser ließ dort die pittoreske Partie der „Rochers" errichten, das Glashaus beim Teich mit dem Bosket, er pflanzte auch Orangenbäume und Blumen

beim Eingange des Schlosses, vergrößerte die „Ferme“[1]) und modernisierte den Gemüsegarten, den sich kreuzende Mauern verunstalteten, durch Anpflanzung von mannigfachen Stauden, Zwergbäumen, spanischem Flieder, Schneebällen und allerlei Blumen, so daß er einen freundlichen Anblick bot.

Viele Leute tadeln heute meinen Vater, daß er nicht lieber diese mehr alltägliche Partie seines Besitzes versteckte: die Mode verdammte ihn, aber soll denn diese immer unsere Tyrannin werden, der wir uns willenlos opfern? Mein Vater dachte augenscheinlich ebenso wie ich, daß nämlich die Gemüse nichts weniger als ein schimpflicher Teil der Schöpfung seien. Ich begreife nicht, warum sie, die sich doch durch die Vollendung der Formen, durch die Verschiedenheit von grünen Nuancen auszeichnen, nicht Zutritt haben sollten, nur, weil sie nicht den aristokratischen Luxus der Blumen entfalten. Zieht man deshalb, weil sie zu nichts gut sind, in den botanischen Gärten den Gemüsen die Blumen vor, die dort so monoton, so fremd, so kränklich sich gegenseitig ansehen, ohne sich zu kennen, wie eine bunte Gesellschaft in einem Badesalon? Ich wenigstens habe eine demokratische Neigung für den Gemüsegarten, vielleicht aus Dankbarkeit; und, wenn ich keinen besäße, würde es mir ein Vergnügen sein, einen zu pflanzen und ihm ein pittoreskes Aussehen zu geben. Ich würde mich aber hüten, ihn zu verstecken, ebensowenig wie die winzige Hütte des Arbeiters, deren Anblick den Engländern[2]) in der Nähe ihrer Schlösser so verhaßt ist. Diese Ab-

1) Ein herrschaftlicher Meierhof westlich des Schlosses, wo Jungvieh gehalten wurde.

2) In England sind die Schlösser gewöhnlich ganz vom Garten umgeben und man vermeidet die Nähe, selbst den Ausblick auf Arbeiterhütten. (Notiz d. Verf.)

schweifung möge man mir verzeihen, ich komme wieder zu meinem Thema zurück.

Wir waren in Schwertberg schon einige Monate etabliert, als im Herbst 1794 mein Großvater ankam, begleitet von Tante *Therese Thürheim*[1]) und meiner Cousine der Stiftsdame Baronin *Hager*[1]). Durch die Revolution aus dem Niveller Stift verjagt, suchten diese Damen bei uns ein Asyl. Ihnen folgte bald ein anderes Opfer dieser Zeitepoche, der letzte Prälat der Abtei von *Waldhausen*[2]), eine derjenigen, die Kaiser *Josef* wenige Jahre vorher aufgehoben hatte. Dieser Prälat war ein großer Freund meines Großvaters; er kam hierher, um in den Erinnerungen eines Zeitgenossen eigene Reflexe der Vergangenheit zu suchen und diesem als Ersatz dafür von den Freuden des Jenseits zu sprechen, dem beide mit großen Schritten zueilten. Diese Freundschaft zweier Überbleibsel eines vor seinem Ende entthronten Jahrhunderts muß etwas Erhabenes und Rührendes gehabt haben. Beide geistreich, beide ausgezeichnet durch eine glückliche Heiterkeit, wie sie dieses unbegreifliche und unheilbringende Jahrhundert seinen Kindern verlieh, beobachteten diese Greise das Unwetter von weitem, wie ein Seereisender, der, im sicheren Hafen angelangt, seine nassen Kleider schüttelt und seine Hände reibt, froh, dem Schiffbruch entkommen zu sein.

1) Siehe später.

2) Floridus *Fromwald*, gebürtig 1722 aus Melk als Sohn eines Postmeisters, wurde am 18. 5. 1768 Abt des Augustiner Chorherrenstiftes Waldhausen in Oberösterreich. Er wirtschaftete verschwenderisch, so daß sich die Vermögensverhältnisse des Stiftes äußerst ungünstig gestalteten. 1786 resignierte er freiwillig, lebte dann einige Zeit in Saxen (Dorf b. Schwertberg), später in Schwertberg, wo er am 31. 8. 1796, 74 Jahre alt, starb, und in der Thürheimschen Familiengruft beigesetzt wurde.

Meine Tante *Therese*[1]) besaß wohl nicht den Geist ihres Vaters, aber seinen jovialen und liebenswürdigen Charakter und wußte überall, wo sie hinkam, jenen heiteren Humor zu verbreiten, dessen Einfluß jedem Herzen einen Sonnenstrahl bedeutet. Meine Cousine *Hager*, genannt „Minnerl" nach ihrem Taufnamen Dominika, unterstützte sie in ihrem Bestreben, die Tage meines Großvaters aufzuheitern. Sie war ebenfalls lustig und hatte durch meine Tante, bei der sie erzogen worden war, deren Art angenommen. Ihre Anhänglichkeit hat sie Tante Therese gegenüber nie verleugnet.

Wie man sich denken kann, belebte diese Verstärkung der Gesellschaft das Schloß ungemein. Wir befanden uns alle wohl dabei. Mein immer gutgelaunter Großvater liebte es, trotz seiner 85 Jahre, nach dem Diner mit uns zu spielen; er lief uns nach und warf uns die Serviette zu. Seine Gegenwart verhinderte meinen Vater auch oft, uns auszuzanken. Und wenn Papa genötigt war, das Schloß zu verlassen, so benützte der gute Großvater die Gelegenheit, um uns gute Goûters zu geben und uns zu unterhalten. Besonders liebte er die Verwandlungen. So zog er manchmal die lange, schwarze Soutane des Prä-

1) Maria Theresia Gräfin *Thürheim* (1751—1835), die Schwester von Lulus Vater, verlebte ihre Jugend im Hause ihrer mütterlichen Tante, der Fürstin Trautson-Hager, Obersthofmeisterin der Kaiserin Maria Theresia. 1774 wurde sie Stiftsdame zu Nivelles und lebte nach Auflösung dieses Stiftes in Wien in ihrem eigenen Hause, Wollzeile 783, wo sie auch starb. Durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften, ihre prachtvolle Altstimme und den Reiz ihrer heiteren Konversation bezauberte sie alle Welt. Metternich und Louis Starhemberg, der sie in seiner Jugend heiraten wollte, sprachen sich in überschwenglicher Weise über ihre Eigenschaften aus. Ihre Schönheit legte ihr viele Bewerber um ihre Hand zu Füßen, so die Grafen Ficquelmont, Solohub und Clerfayt. Sie blieb aber unvermählt.

laten an, setzte das Priesterkäppchen auf seine silberweißen Locken, während er dem Abt seine Perrücke und Kleider gab, und wenn wir dann zur Essenszeit in das Zimmer kamen, um ihm Guten Abend zu sagen, lachten die beiden laut auf, als wir die Hand des Prälaten für die des Großvaters hielten. Wir halfen natürlich absichtlich diese Täuschung zu vollenden, denn es wäre wohl schwierig gewesen, das lange und strenge Gesicht des Geistlichen und seine groteske Haltung in den Herrenkleidern für die edlen, zierlichen, beweglichen und sehr regelmäßigen Züge des Großpapas zu halten, den außerdem noch eine Aureole der seidigsten und weißesten Haare verschönte, die jemals den Kopf eines Greises geziert haben. Diese Überraschungen des Großvaters wurden wohl manchmal durch solche meines Vaters gestört, wenn dieser früher, als vermutet, zuhause kam. So geschah es einmal, daß gerade, da M. *Constanz*, der Kammerdiener meines Großvaters, mit triumphierender Miene ein Brett voll Tassen, die mit schäumender Schokolade gefüllt waren, hereinbrachte und unsere kleinen Nasen schon den herrlichen Duft einatmeten, die Kalesche Papas clique, claque! in den Hof rollte. Was tun? Es war zu spät, um die Dinge ungeschehen zu machen, der Vater trat ein, aber Großpapa verlor den Kopf nicht: „Aha, da ist er ja, mein lieber Josef Wenzel (so titulierte er seinen Sohn), ich wußte wohl, daß Du früher heimkommen würdest, als Du uns gesagt hast, ich kenne ja Deine Art, die Geschäfte rasch zu erledigen. Du glaubtest, uns zu ertappen, statt dessen überrasche ich Dich, — da hast Du Deine Schokolade, die Dich schon erwartet.“ Mein Vater mußte danken und machte gute Miene zum bösen Spiele und auch zu den Vierteltassen, die uns an-



Therese Gräfin Thürheim, als Stiftsdame von Nivelles (1751—1835)

Nach einem Aquarell der Baronin
Therese Schwiter, geb. Gräfin Thürheim



stelle einer ganzen, vom Großvater bestimmten, jetzt serviert wurden.

Die fast gänzliche Entziehung von allem Naschwerk bildete einen Hauptpunkt des Erziehungssystemes meines Vaters für seine Kinder; so wurde oft eine Makrone in vier Teile geteilt. Ich will nicht darüber urteilen, ob er recht hatte, jedenfalls war das Resultat, daß man keine genäschigeren Kinder finden konnte, wie wir es waren. Jeder Widerspruch in der Erziehung erzeugt mehr Fehler, als er unterdrückt. Kinder haben alle von ihrer ersten Mutter eine eigentümliche Neigung für die verbotene Frucht geerbt; gleich ihr würden sie die köstlichsten Früchte des irdischen Paradieses gegen den schlechten Apfel verschmähen, der das menschliche Geschlecht zugrunde richtete. Vielleicht wäre es vernünftig, dem Drang der Kinder zu Studien, die ihnen gefallen, Fesseln anzulegen, man würde dadurch ein Mittel erzielen, ihnen noch mehr Lust zu machen; denn andererseits mißfallen den Kindern immer die Lektionen, die man ihnen aufzwingt. Am Ende könnte es sogar gut sein, die Kinder zu schlagen, wenn sie sich befleißen, um sie noch eifriger zu machen. Wie dem auch sei, — die erwähnte Maxime stammt von Jean Jacques Rousseau —, jedenfalls ist es sicher, daß das Aufdrängen der Musikstunden durch den Vater uns die Musik ganz und gar verleidet hat. Es ist dies sehr schade, denn meine Schwester Isabelle, mein Bruder und ich hatten wirklich sehr hübsche Stimmen. Die Musikwut meines Vaters, meines Großvaters und meiner Tante bildeten in unserer Kindheit eigentlich das größte Interesse im Schlosse. Tante sang große Arien von Gretry und komponierte ganz hübsche Romanzen, mein Vater übte auf dem Klavier, studierte den Kontrapunkt und erfand

Walzer, nach denen wir tanzen mußten. Großpapa aber hatte ein Piano mit sieben Klaviaturen[1]) und halben und viertel Tönen erfunden, auf denen er das Pfeifen des Windes nachzuahmen pflegte. Nichts konnte ihm mehr schmeicheln, als wenn meine Mutter an einem völlig ruhigen Tage vorgab, sie habe den Nordwind pfeifen gehört oder wenn sie sich vor dem Sturm fürchtete. Er ermangelte dann nicht, sich lachend als Äolus vorzustellen. Oft erhob er sich schon um 5 Uhr früh, um sich mit seinen Kompositionen zu beschäftigen, und wenn man ihn bat, seine Nachtruhe nicht zu verkürzen, wurde er zornig und trachtete, daß seine Aufpasser seine Spur verloren. Eines Abends war der Ortspfarrer wie gewöhnlich gekommen, um mit dem Großvater Whist zu spielen. Es scheint, daß an diesem Tage die Begeisterung den alten Herrn ganz besonders ergriffen hatte. Auf der Treppe schon hörte der Pfarrer die gewissen Windmelodien; als er aber leise an der Türe klopfte, antwortete ihm niemand. Erst nach wiederholtem Pochen hörte er das Schleifen von Pantoffeln, dann rief eine halberloschene Stimme: „Herein". Der Pfarrer trat ein; aus dem Bette sah er den Kopf des Grafen ragen, bis zur Nase in die Decke gewickelt: „Ach, mein lieber Pfarrer, "flüsterte der Greis mit zitternder Stimme, „ich bin heute so schwach, ich kann nicht spielen, sondern werde trachten, zu schlafen, ich danke Ihnen, auf ein andermal." Der Mann Gottes kannte sein Beichtkind und konnte den wahren Zustand beurteilen; er grüßte und verließ das Zimmer. Aber kaum hatte er die Türe geschlossen, als das Schleifen der Pantoffeln sich wiederholte und einen Augenblick später der „Wind" zu pfeifen begann.

1) Es befindet sich heute noch im Thürheimschen Schlosse Weinberg in Oberösterreich.

Eine andere Manie dieses originellen Greises war, daß er bei seinen Spaziergängen nicht begleitet sein wollte. Sein Kammerdiener *Constanz* erfand alle möglichen Kriegslisten, um seinen Herrn nicht aus den Augen zu verlieren, was bei dessen hohem Alter unerläßlich war. Das Kleid, welches er bei diesen angeblich einsamen Promenaden trug, bewies seine Eigenart. Im Sommer einen grauseidenen Überrock, im Winter einen dunkelgrünen Zwilchmantel, der mit einem breiten Bande um die Hüften zusammengebunden war. Ein flaches Kissen, mit Damleder überzogen, war an zwei Knöpfen rückwärts so befestigt, daß es den Körperteil verdeckte, der vor der Feuchtigkeit der Bänke oder Steine, wo sich der Graf niedersetzen würde, beschützt werden sollte. Sein Kopf war von einem breitkrämpigen Hut bedeckt, von dem ein Schleier rings um seine weißen Locken herabfiel und am Gürtel festgesteckt war, um ihn im Sommer vor den Mücken, im Winter aber vor den Schneeflocken zu bewahren. Leichte oder gefütterte Stiefeln je nach der Jahreszeit und ein großer Stock mit goldenem Knopfe vervollständigten seine Ausrüstung. Zerbin, seine kleine Bracke, folgte ihm als Eskorte.

Die ersten Jahre, die unserer Einwanderung nach Österreich folgten, waren für unsere Eltern und für uns in jeder Weise angenehm. Der Krieg von 1797 verdunkelte wohl den politischen Horizont, näherte sich aber nicht genug unserem Schlupfwinkel, um unserer Ruhe gefährlich werden zu können. Der Friede von *Campoformio* hatte die Fortschritte des Generals *Bonaparte* aufgehalten. 1795 hatten meine Eltern einen kurzen Sommeraufenthalt in Wien genommen, wo mein Vater ein hübsches Haus in Hietzing, „Feistmühle" genannt, verkaufte. Er schenkte damals meiner Mutter mehrere

Diamantaigretten und ein achtreihiges Perlenkollier. Meine zwei älteren Schwestern waren von der Reise, während Josephine und ich allein in Schwertberg blieben und beinahe die ganze Zeit im Bette eines der Eltern verbrachten, das wir uns als Schiff dachten und aus dem man uns nur mit Mühe zu den Mahlzeiten und Promenaden „auszuschiffen" vermochte. So sehr waren wir entschlossen, unsere Seereise erst mit der Rückkehr der Eltern zu beenden.

Mein Großvater hatte seinem Sohn die Verwaltung seines Vermögens, wie es seine Frau ihm hinterlassen hatte, übergeben. Die mannigfachen Beschäftigungen, welche diese Übernahme im Gefolge hatten, entsprachen so recht der geistigen Regsamkeit meines Vaters. Er war es, der den Park verschönerte, der die „Ferme" vergrößerte, der eine Brauerei[1]) errichtete, der den Drahtzug[2]) im schönen Aisttale erbaute und den Plan einer Holzschwemme auf der Aist faßte, ein immenses Unternehmen, das, als es fertig war, unzählige Pfunde Pulver gekostet hatte.

Seine Tätigkeit beschränkte sich aber nicht nur auf sein persönliches Interesse; bald verdankte ihm der Markt eine Schule, ein Spital für die Greise und die Rekonstruktion der Kirche. Stinkende Sümpfe verpesteten die Luft über ein großes Terrain, zwei Meilen von Schwertberg entfernt. Ihre gefährlichen Ausdünstungen konnten uns zwar nicht erreichen, aber jeden Herbst stiegen aus ihnen bösartige bläuliche Nebel empor, die sich auf dem angrenzenden Lande verbreiteten und eine

1) Eine herrschaftliche Bräuerei (an anderer Stelle) bestand seit 1482. Diese wurde aber wieder aufgelassen.
2) Eine durch Wasserkraft betriebene Nägelfabrik, heute Pappendeckelfabrik Merkens & Co. im Josefstale nächst Schwertberg.

große Zahl Todesopfer verlangten. Durch die Nachlässigkeit der Regierung wurden keinerlei Mittel ergriffen, um diesen Landstrich zu assanieren, unter dem Vorwande, daß man niemanden einem sicheren Tode aussetzen wolle. Mein Vater ermutigte die Leute, seine Geldopfer und sein eigenes Beispiel machten die Arbeiter beherzt. Er verbrachte viele Stunden in den Miasmen, um die Arbeiten zu leiten und das Vertrauen der Leute zu heben. Kanäle wurden gebaut, Bewässerungen angelegt, der Lauf der Naarn reguliert, und in kurzer Zeit war dieser Landstrich gesund und blieb es bis heute[1]).

Während dieses arbeitssame Leben die Gesundheit meines Vaters und seine Laune erschöpfte, ging unsere Erziehung unter der Leitung Mamas und eines französischen Abbés, den man von Wien hatte kommen lassen, ihren ruhigen Lauf. Er war geistreich, guter Gesellschafter, sehr belesen und dichtete schöne und oft ein wenig profane Verse. Er hieß Abbé *Huilin*. Leider war seine Laune nicht auf gleicher Stufe, wie sein Geist. Ein Brustleiden, dem er nach wenigen Jahren erlag, gab ihm misantropische Anwandlungen. Krittlich und mürrisch geworden, war es schwer, mit ihm auszukommen, und wir Kinder litten oft darunter.

Die Stille der ersten Jahre unterbrach ein trauriges Ereignis, das besonders meine Mutter sehr angriff. Zwei Jahre nach ihrer Ankunft in Schwertberg wurde sie guter Hoffnung, und mein Vater brachte sie nach Wien, wo sie einem Mädchen das Leben gab, das *Marianne* getauft wurde, aber wenige Monate später in Schwertberg starb. Wir hatten die Eltern nach Wien begleitet, ich

1) Gemeint sind der ca. 6 km lange Naarnkanal im Bezirke Perg, der diesem Flusse eine günstigere Richtung gab und das sogenannte Machland entsumpfte, und viele kleinere Drainagekanäle.

habe aber nur wenige Erinnerungen an diesen Aufenthalt. Ich weiß nur, daß wir am Stockimeisenplatze wohnten, daß ich sehr unartig war und man mich öfters schlug. Während des Wochenbettes meiner Mutter schickte man uns jeden Morgen mit der Gouvernante in ein Haus nahe von uns in der Kärtnerstraße. Dort bekamen wir deutsche Schreibstunden, die ich ebenso wie unsere Lehrer haßte. Dem Hause gegenüber wohnte eine sehr schöne Dame, ebenso mehrere hübsche Herren, die alle uns Kußhände herübersandten und selbst Bonbons. Dies war sehr unterhaltend, bis eines Tages weder die Dame, noch die Herren erschienen. Die Ursache lag in einem sehr tragischen Ereignisse, das eine der ersten Familien des Landes betraf. Diese Dame, deren Name, glaube ich, Frau von *Czernitscheff*[1]) war, kokettierte

1) Kleiner Irrtum der Verf. — Es handelte sich hier nicht um eine Frau Czernitscheff, sondern um die schöne Jüdin Fanny v. *Arnstein* (-er), geborene *Itzig*, die Tochter des reichen Berliner Hofbankiers Itzig. Sie wurde 1758 geboren und heiratete 1774 den Wiener Bankier Nathan Adam Arnsteiner (am Graben Nr. 1175), der 1795 geadelt und 1798 baronisiert wurde. Sie ist die Stammutter der Grafen Fries und der Barons Pereira-Arnstein. — Das obige Duell spielte sich beiläufig folgendermaßen ab: Karl Prinz v. Liechtenstein (1765 bis 24. 12. 1795), der Liebling Kaiser Leopolds II. und ein sehr schöner Mann, verkehrte viel im geistreichen Zirkel des Hauses Arnstein und verliebte sich in die schöne Fanny, welche Liebe auch erwidert wurde. Dort traf er 1795 den Osnabrücker Domherr Baron Weichs, der die Frau Arnstein in die italienische Oper begleitete. Liechtenstein suchte ihn wegzudrängen, es kam zu einem heftigen Wortwechsel, und Weichs gab dem Prinzen eine Maulschelle. Obwohl der Domherr, der ein vorzüglicher Fechter und ein unerschrockener Jäger war, sich gewiß nicht fürchtete, suchte er doch eine Versöhnung herbeizuführen, die auch gelungen wäre, wenn nicht der Bruder des Prinzen, der Salzburger Domherr Moriz Liechtenstein (1767—1842), ein leichtsinniger und unvorsichtiger Mensch, Karl riet, den Weichs zum Frühstück beim Grafen Rosenberg einzuladen. Alle fanden sich ein und wurden dort Erklärungen abgegeben. Moriz drang durchaus auf ein Duell. Weichs schlug Pistolen vor, da er im Fechten

zugleich mit dem Baron *Weichs* und dem Prinzen Karl *Liechtenstein.* Man dachte auch, nicht fehlzugehen, wenn man glaubte, daß der Bruder des letzteren, der Prinz Wenzel *Liechtenstein*, der ein „grand mauvais sujet“ war und den man wegen seines häßlichen Äußern „l'Abbé Monstre“ nannte, die Gunstbezeugungen der schönen Czernitscheff mit den anderen teilte. Eines Tages begegneten sich die beiden ersten Rivalen bei dem Dritten. Eine Äußerung des Baron Weichs über ihre gemeinsame Armida ärgerten den Prinzen Karl. Er zog den Degen und sein Bruder soll seine Erregtheit keines-

überlegen sei. Man war schon fast auf dem Punkte angelangt, daß ein Duell hätte vermieden werden können, als Moriz und Rosenberg auf einem augenblicklichen Duell bestanden. Weichs befand sich in nicht geringer Verlegenheit: Er hielt den Ort nicht für geeignet und Rosenberg, der sich ihm als Sekundant antrug, war ein naher Verwandter seines Gegners. Das Duell fand aber trotzdem im Zimmer statt. Das Licht wurde geteilt, und die Sekundanten stellten sich an die Seite der Fechtenden. Karl Liechtenstein drang mit Ungestüm auf Weichs ein, dieser parierte besonnen und fügte seinem Gegner eine leichte Armwunde zu. „Das ist nichts,“ riefen die Sekundanten und forderten gegen die Duellregeln einen zweiten Gang. Bei dem zweiten Stoß des Prinzen, Quart über dem Arme, parierte der Domherr mit Terz und durchbohrte die Lunge Liechtensteins. Man trug den schwer Verletzten zu seiner Gattin (Maria Anna Josefine geb. Gräfin Khevenhüller), die furchtbar erschrak. Sie liebte ihren Gemahl, trotzdem sie von ihm vernachlässigt wurde. Einige Tage darauf (24. 12. 1795) verschied dieser. Weichs bekam 2 Jahre Festung und verlor seine Dompräbende, Rosenberg erhielt ein halbes Jahr Haft, und Wenzel, der Urheber, wurde auf 1 Jahr nach Graz verbannt. Die Arnstein soll seither stets am Jahrestage dieses unglücklichen Duells sich in Trauerkleidern in ihr Zimmer verschlossen haben. (Nach Handzeichnungen a. d. Kreise d. höheren polit. u. gesellschftl. Lebens, 1816, p. 93 ff., Wurzbach, biograf. Lexikon Bd. 15, S. 130, wo auch Quelle genannt und Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten, Brockhaus 1843, II. Bd., 2. Teil, S. 173 ff. und IV. Bd., 1. Teil, S. 407 ff.) — Die vorstehende Schilderung dürfte darin unrecht haben, daß sie den Prinzen Moriz zum Domherrn macht, der indessen verheiratet war, sicherlich hat die Gräfin Thürheim recht, wenn sie *Wenzel* Liechtenstein als Sekundanten nennt, der Malteser war.

wegs zu besänftigen gesucht haben. Weichs zog ebenfalls blank. Ohne Sekundanten, ohne Beachtung irgendeiner Duellregel stießen die beiden Rivalen in einem Zimmer von vielleicht zwölf Fuß Länge und das so niedrig war, daß die Degen den Plafond berührten, wütend aufeinander los. Weichs durchbohrte den Körper des Prinzen, der in wenigen Stunden eine Leiche war. Er hinterließ eine untröstliche Witwe und zwei kleine Söhne[1]). Weichs entfloh und wurde auf immer aus den kaiserlichen Staaten verbannt, Wenzel Liechtenstein wurde ebenfalls aus Wien entfernt, aber nachdem er seine Reue bewiesen hatte, wieder in Gnaden aufgenommen. Er verließ seinen Orden, wurde Malteserritter und starb letzthin als österreichischer Feldmarschalleutnant. Er besaß das Kreuz des Maria Theresienordens, und trotz des wenig empfehlenswerten Anfanges seiner Karriere, trotz seines Renomées eines Roués, starb er doch, von seinen Freunden und von vielen anderen beweint als guter Christ im Alter von 82 Jahren. Seine alte Maitresse war es, die ihn bekehrte. In seiner Originalität fragte er einst seinen Cousin: „Hast du lange nicht mehr gebeichtet? Glaube mir, beichte, es ist dies ein Hochgenuß."

Ich bin wieder einmal von meiner einfachen Erzählung weit abgewichen. Der Tod meiner kleinen Schwester Marianne war dennoch mit einem Troste für meine Mutter verbunden. Im gleichen Jahre fand sich eine ihrer Schwestern, meine Tante *Jeanette Trips*[2]) in Schwertberg ein, und mein Vater wollte, daß sie ganz bei uns bleibe. So vermehrte sich unsere Kolonie wieder um

1) Sie war eine geb. *Khevenhüller*; ein Sohn starb frühe, der andere, Prinz Karl, ist der jetzige Chef der jüngeren Linie der Familie. (Notiz d. Verf.)

2) Jeanette Gräfin *Trips*, Schwester von Lulus Mutter, Stiftsdame zu Nivelles, gestorben 1797.

eine Person, abgesehen von der dicken Mlle. *Marchand*, der Kammerjungfer meiner Tante, und ihren beiden Hunden *Galaor* und *Mirza*, die sie immer unter den Armen hielt, denn sie bissen manchmal die Anwesenden in die Beine. Die Gastfreundschaft meines Vaters beschränkte sich nicht allein auf die Familie, sie war geradezu unerschöpflich. So beherbergte er mehr oder minder lange verschiedene emigrierte Familien: die des Marquis von *Beaufort*[1]), bestehend aus ihm, seiner Frau, zwei Söhnen, einem Mädchen, das noch in der Wiege lag, und aus seinem Bruder, dem Vicomte de *Beaufort*. Dann war es die Familie des Baron *Mandell* mit seiner Frau, seinem Schwager, dem Grafen Stefan *Ficquelmont* und seinen zwei Söhnen. Jakob *Ficquelmont* kam auch manchmal nach Schwertberg, namentlich von meiner Tante Thürheim sehr warm empfangen; er war österreichischer Hauptmann und bekam in diesen Kriegsjahren nur wenig Urlaub. Öfter kam der Bruder meiner Cousine Hager, der Baron Franz *Hager*, Kreiskommissär in Niederösterreich; er verkehrte sehr gerne in unserer Familie, die ihm später noch teurer werden sollte.

Ich erinnere mich auch eines längeren Aufenthaltes der Prinzessin *Lichnowsky*, geb. Gräfin *Thun*, einer Freundin meiner Tante Türheim. Sie fand auf Einladung meines Vaters in Schwertberg durch einen sechswöchentlichen Sejour die ersehnte Erholung von einem Brustleiden.

Eine große Anzahl Emigrierter konnte nicht genug des Lobes über die Gastfreundschaft und die Wohltaten

1) Friedrich Gf. *Beaufort*-Spontin, gest. 1817, 1803 in den n. ö. Herrenstand aufgenommen, bewohnte lange das Schloß Hartheim bei Eferding, das den Thürheims gehörte und 1799 an den Fürsten Starhemberg verkauft wurde. Heute ist es Irrenanstalt.

finden, welche ihnen mein Vater gewährte. Mehrere Geistliche, verschiedene Edelleute aus Frankreich verließen das Schloß mit Geschenken und Geldspenden reichlich bedacht. Einiger Namen erinnere ich mich noch, so eines Grafen *Des Essarts*, eines *M. d'Aldegonde;* der erstere kam zu Fuß und ohne einen Sou in der Tasche zu uns. Wie viele solcher Emigrierter liefen zu dieser Zeit in Deutschland, England und Österreich herum und empfingen auf diskrete Weise Unterstützungen und wie wenige haben sich später, als sie zu Wohlstand kamen, ihrer Wohltäter erinnert!

Unter denjenigen Familien, deren Andenken nicht von dem Bleigewicht der Dankbarkeit getrübt ist, verdient die des Baron *Mandell*[1]) ein Blatt in diesen Annalen. Zwei Generationen waren sich in aufrichtiger Freundschaft zugetan und Baron Louis, der einzige noch übriggebliebene, ist heute noch der beste und älteste unserer Freunde. Sein Vater war Oberst im Regiment Royal-Allemand in Frankreich, verlor beinahe sein Leben bei der Verteidigung des unglücklichen Königs Ludwig XVI. und mußte sich dann aus seiner Heimat flüchten. Er trat in österreichische Dienste und erlangte bald seinen alten Rang. Seine Besoldung reichte jedoch für den Unterhalt seiner Frau, seiner zwei Söhne und des Grafen Stefan *Ficquelmont*[2]), welch' letzterer damals noch nicht Jägerleutnant geworden war, kaum aus. Mein Va-

1) Über die Familie *Mandell* siehe p. 195ff.

2) Die 3 Brüder Grafen *Ficquelmont* waren: 1. Joseph *Jakob*, geb. 1755 zu St. Avold, gest. 17. 4. 1799 zu Verona als Major und M. Th. O. R. im Inft. Regt. Klebeck Nr. 14 an den Folgen einer am 5. 4. bei Magnano erhaltenen Wunde. 2. *Stephan*, geb. ca. 1760 zu St. Avold, gest. ledig als Infanterie-Hauptmann am 9. 4. 1816 in Preßburg (?). 3. Karl *Ludwig*, geb. 23. 3. 1777 zu Dieuze (Lothr.), G. d. K., Geh. Rat, Staats- und Konferenzminister, gest. 6. 9. 1857 zu Venedig.



Abt Fromwald von Waldhausen (1722—1796)

Nach einem Gipsrelief im Besitze
der Familie des Herausgebers



ter suchte daher durch sein Vermögen und seinen Einfluß das Elend zu mildern. Öfters während der Feldzüge nahm er die Familie Mandell bei sich auf, und von da datiert unsere innige Freundschaft. Später wollte die Baronin ein hübsches Haus in Schwertberg bewohnen, ich weiß nicht, ob dies noch zu Lebzeiten ihres Mannes geschah, der 1801 als General an den späteren Folgen eines Steinwurfes bei Verteidigung der Tuilerien starb. Ich erinnere mich, daß die beiden jungen Mandells mit uns Stunden nahmen, daß Louis eine sehr hübsche Handschrift hatte und es ihm gelang, die unsere nachzumachen, um uns die Aufgaben abzunehmen, daß er mit 13 Jahren als Kadett den Krieg mitmachte und ein Jahr darauf verwundet wurde. Karl hingegen blieb bei uns und half uns, dem Lehrer *Trautmann* allerlei Possen zu spielen. Er wurde später Offizier. Die alte Baronin Mandell etablierte sich in Wien, wo sie mit der bescheidenen Generalswitwenpension lebte. Sie wurde dann Aja bei den Töchtern der Königin Karoline von Neapel. Von dieser Epoche an lebte sie in angesehener und bequemer Stellung am Hofe zu Neapel und bekam später eine bedeutende Pension und eine schöne Anzahl Diamanten. Sie lebte bis zu ihrem Tode auf einem Landgut in Steiermark und ihre Söhne machten gute Heiraten.

Der Graf Jakob *Ficquelmont*, Bruder der Baronin Mandell, stand lange vor der Revolution bereits in österreichischen Diensten. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Nivelles hatte er sich in meine Tante Thürheim verliebt, welche Neigung auch erwidert wurde. Während der kurzen Pausen, die das Ringen zwischen Österreich und Frankreich den Offizieren übrigließ, eilte Ficquelmont immer nach Nivelles. Wie liebten wir ihn alle, seine Ankunft war immer ein Fest, namentlich auch für uns Kin-

der, denn er war ungemein heiter. Josefine, deren Paten er und Tante Therese waren, galt als sein Liebling. Er nannte sie „ma petite femme“ und hatte ihr für den Hochzeitstag 10 000 Ellen rotes Band versprochen. Ohne den Geschmack Fifines zu teilen, ihren Taufpaten und seine Bänder heiraten zu wollen, stand ich doch in seiner Gunst sehr obenan. Wir machten gemeinsame Spekulationen mit dem 1 Fl. 24 Kr., den ich besaß und dem, was er dazulegte; er proponierte mir, damit ein ungarisches Gut zu kaufen, das er *Tropeltrof* nannte. Er hieß mich Briefe an meinen Intendanten schreiben, und, wenn er die angeblich erhaltenen Antworten vorlas, bog sich alles vor Lachen. Ich fühlte mich dann gekränkt, denn ich glaubte an das Gut felsenfest. Als mir eines Tages Mèretout eingestand, daß die ganze Sache nur eine Komödie sei, fühlte ich einen niederschmetternden Kummer. Es scheint mir, daß die Erwerbung eines Landsitzes bis heute meine „idée fixe“ geblieben ist, denn ich beschäftige mich jetzt noch mit dieser Absicht und mußte mehr als eines meiner Luftschlösser seit Tropeltrof seligen Angedenkens in Staub zerrinnen sehen.

Wenn die Sorgen und die schwache Gesundheit die Laune meines Vaters nicht verbitterten, konnte er lustig sein und an unseren Unterhaltungen selbst teilnehmen. Besonders Minerl *Hager* vermochte es, ihn aus seinem trüben Sinnen zu reißen und tat ihm allerlei Schabernack an. Wenn er an unseren Spielen teilnahm, machte er uns mehr Angst, als Freude. Wir hatten eben schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht gut sei, mit Respektspersonen zu spielen. An Tagen, da sie gut aufgelegt sind, ist es ganz lustig, dann kommt aber der Sturm und bohrt das lebensfrohe Schifflein in den Grund. Mein revolutionärer Geist wollte erst spät sich zur Ehr-

furcht vor Autoritäten bequemen. So vergaß ich mich sogar einmal dem guten Großvater gegenüber. Ich liebte nämlich von jeher die Tiere, Großpapa auch, doch scheint es mir mehr die Hunde, als die Hasen. So ließ er einmal zwei arme Hasen einfangen, um seinem Hund Zerbin das Vergnügen einer Jagd zu machen. Die ganze Familie war eingeladen. Das Hoftor wurde geschlossen, dann ließ man die Tiere eines nach dem anderen aus. Zerbin stößt ein teufelisches Gebell aus, die Hasen springen in ihrer Verzweiflung wie Besessene herum und die Zuschauer leiden alle unter diesem grausamen Schauspiel. Nur der Jäger selbst ruft aus Leibeskräften: „Bravo Zerbin, sus, sus!“ Beinahe ebenso verzweifelt, wie die Hasen, konnte ich nicht mehr an mich halten, ich stürze auf ihn zu und schreie ihn an: „Böser Großpapa!“ Glücklicherweise war er stocktaub und hörte meine Worte nicht; ebenso wollte es das Glück, daß Großpapa die Jagd am nächsten Tage zu wiederholen vorhatte und daher die Hasen wieder einsperren ließ. In der Nacht setzte sie aber meine Mutter in Freiheit.

Ein Vergnügen meiner Jugend ist meinem Gedächtnisse treugeblieben, es ist das *Erntefest*, eine Feierlichkeit, die sich seither verloren hat, weil die Dorfbewohner sich von diesem Servitut loskauften. Das Fest war ganz patriarchalisch und feudal, ich möchte fast sagen, biblischen Charakters, da die Geschichte von Ruth es bereits erwähnt. Wenn das Korn der Frohnherren auf den Feldern gelb wurde, hatten die Ortsbewohner die Pflicht, es in die Scheuern zu bringen. Die reicheren schickten nur ihre Knechte, wenn es sich um ein entlegeneres Feld ihrer Herrschaft handelte. Kamen aber dann die Felder um den Park daran, so fanden sich auch jene samt Frau und Kind ein. Bei Morgengrauen weckte

der Ton der Querpfeife und der Trommel die Bewohner auf und rief alt und jung zur Arbeit. Die Mädchen und Burschen, gefolgt von den gewichtigeren Personen, dem Pfleger und dem Pfarrer, begaben sich auf die Felder, wo der Obermeier ihnen die Plätze zuwies. Ein ohrenbetäubendes Pfeifen, wohltätig gedämpft durch den Wirbel der Trommel, begleitete die Arbeit. An diesem Tage hatten wir Kinder frei, um gleich den anderen ernten zu helfen. Das war eine Freude! Gegen 11 Uhr vormittags brachten der Großknecht und seine Leute in Körben, die mit weißen Servietten zugedeckt waren, eine reichliche Jause (Fleisch und Brot), das Bier floß unaufhörlich und die Heiterkeit wuchs bis zum Sonnenuntergang, da der ganze Trupp vor das Schloß ging. Dort erwartete die Schnitter ein gutes Abendessen im Grünen, woran sich ein Tanz auf dem Gras anschloß. Wir Jungen tanzten von ganzem Herzen mit vielleicht der Hälfte der Anwesenden. Dieses Fest dauerte gewöhnlich drei Tage, je nach der Größe der Felder und diente dazu, mehr den Schloßherrn populär zu machen, als ihm den Lohn für die Arbeit zu ersparen, denn die Ernährung fast des ganzen Marktes kostete mindestens doppelt so viel. Wenn dann mein Vater, von uns umgeben, am Abend herunterkam, wenn er mit den Arbeitern wohlwollend sprach, wenn er die älteren Leute um ihre Angelegenheiten ausfragte, wenn die Gräfin ihre Börse öffnete und sie und wir Kinder die armen Knaben und Mädchen beschenkten und ihnen Bier und Brot brachten, — da wurde kein Wort des Unwillens über die Frohnarbeit laut, sondern alles lobte und segnete den Frohnherrn. Meine Eltern waren denn auch von der ganzen Bevölkerung nach Verdienst geliebt. Ihre Wohltätigkeit schloß selbst die Undankbaren nicht aus und

oft waren wir es, die ihre Gaben austeilen mußten. So lernten wir von Kindheit an die Hütte der Armen kennen, ein wirklich rührender und großsinniger Unterricht. Ich erinnere mich, wie während einer Hungersnot Papa uns mehrere Wochen hindurch Brotlaibe an alle austeilen ließ, die ein Billett des Pfarrers vorzeigen konnten, das ihre Bedürftigkeit beglaubigte.

Die Feudalität hat etwas Rührendes, wenn der Gutsherr sie so väterlich ausübt; sie wird die irdische Vorsehung für die Untertanen. Ebenso gut, wie man sagt: Ein guter Fürst ist die beste Konstitution, so könnte man sagen: Die Knechtschaft ist der mildeste Zustand unter wohltätigen Herren. In Wahrheit, wären die Menschen alle gut, so ginge auch alles vortrefflich; aber eben, weil sie es nicht sind, müssen gerechte und feste Schranken die Rechte jedes einzelnen beschützen.

Wir spielten oft „*les petites Dames*", ein Spiel, das mein Vater besonders protegierte. Es waren dies Familien von aus Karten ausgeschnittenen Figuren, denen wir auf ziemlich sinnreiche Weise Häuser, Wohnungen, Möbel, Kleider und Schlitten verfertigten. Jeder von uns hatte seine Familie und je nach der natürlichen Abnützung besaßen wir junge und ältere Generationen. Ein großer Mops meiner Mutter, *Favori* genannt, war der persönliche Feind dieser kleinen Leute und der „Gargantua"[1]) dieser Liliputaner. Eines Tages ertappte man ihn, einen jungen Prinzen auffressend, der auf seinem Pferde „Pik-Ass" in eine Fußbodenspalte gerutscht war, um sich zu einer schönen Prinzessin zu begeben, die ein Schloß unter dem Kamin bewohnte. Dieses Ereignis kostete uns viele Tränen und am gleichen Abende sollte

1) *Gargantua*, Titel und Hauptperson eines Werkes von Rabelais, bezeichnet so viel wie unser „Wehrwolf".

der dicke Mops dem Gott Pan beim Mondenschein aufgeopfert werden. Die Statue des heiligen Raimund im Vorhofe des Schlosses diente uns profanen Wesen als Verkörperung des heidnischen Gottes der Felder und Favori wurde zu seinen Füßen geopfert. Es ist wohl unnötig, zu sagen, daß dieser sich umso besser fühlte und daß nur unsere Fantasie die Kosten der Handlung tragen mußte.

Wenn mein Vater zu diesen Spielen, die er für sehr geeignet hielt, unsere Intelligenz zu wecken, lächelte, so untersagte er strenge das *Puppenspiel.* „Diese abgeschmackte Unterhaltung“, sagte er, „macht die kleinen Mädchen nur dumm und dient allein dazu, um ihnen Lust nach Toiletten zu geben.“ Er hatte so unrecht nicht.

Der Namenstag meines Vaters, der, solange er unter uns weilte, auch der Großpapas war, wurde durch *Überraschungen* (surprises) gefeiert, bei denen wir die handelnden Personen waren. Oftmals mußte ich dabei Komödie spielen. Ich erinnere mich an die „Glaneuse“, an die „Roncia“, den „Pagen“, worin ich die Rolle eines bösen Menschen in grüner Uniform und weiß gepuderten, zu einem enormen Schopfe aufgekräuselten Haaren spielen mußte. An diesem Abend sang ich 22 deutsche Couplets, indem ich wie ein Panther in seinem Käfig auf der Bühne immer auf und abging. Des einen Gesanges erinnere ich mich zum ersten Male seit 45 Jahren, er lautete: „Ich bin zwar noch ein junges Blut, das wenig Jahre zählet, doch hab' ich schon an deutschem Mut, was mir an Jahren fehlet.“

Der Marquis de *Beaufort* bildete sich ein, Theaterstücke par excellence dichten zu können. Wir mußten sie dann in Gemeinschaft mit seinen Söhnen aufführen. In

einem derselben gab er der Prinzessin *Lichnowsky* und anderen Damen Rollen. Zum Schlusse des Stückes schrie man „Feuer“ und alle, auch wir, erschienen im Kaminkehrerkostüm. Diese Lösung schien ihm ausnehmend glücklich.

Bei anderen Gelegenheiten, namentlich am Festtage meiner Eltern, fand ein Ball statt; mein Vater schmückte dann den Theatersaal eigenhändig mit Blätter- und Blumengirlanden. Diese Erinnerung hat in mir die eigentümliche Vorliebe für den Geruch verdorrter Blätter erhalten; sie entrollen mir immer ein schmerzlich vermißtes Bild meiner Jugend. Die Überbleibsel dieser Feste benutzten wir, um damit nach unserer Art anderen Leuten eine Freude zu bereiten. Es wurden fast immer Ballette aufgeführt, worin Titine die Hirtin, ich den Hirten und Isabella die Fee darstellten, letztere, weil sie den „pas de basque“ allein tanzen konnte. Nach solchen Vorstellungen war es meine größte Freude, in meinen Knabenkleidern im Markte spazieren zu gehen. Das Erstaunen der guten Bevölkerung machte mich unaussprechlich glücklich. Dann ließ ich mir zum hundertsten Male die Geschichte vom Chevalier *d'Eon*[1]) durch Mlle. Tisserant erzählen. Wie beneidete ich diesen Helden! Josefine liebte mehr die Geschichte vom heiligen *Nepomuk*, die sie sich immer wieder erzählen ließ, wenn sie an seiner Statue bei der Ortsbrücke vorüberkam. Daher stammt wohl auch ihre Vorliebe für die Märtyrer! Diese Details sind vielleicht sehr kindlich und nichtssagend, nicht wahr? Aber ich liebe sie, ich lebe in ihnen wieder auf. Ich wollte ihnen ein Obdach geben, wie den

1) Der Chevalier d'Eon hieß Charles *Eon de Beaumont* (1728—1810) und war der bekannte geheime Korrespondent Ludwig XV., der seine abenteuerliche Rolle meist in Frauenkleidern durchführte. Er starb schließlich in dürftigen Verhältnissen als Emigrant in London. (Vgl. Brockhaus, Konversat. Lexikon, 1819, Bd. III, p. 467ff.)

Trümmern aus einem Schiffsbruch, die man ans Land zieht, um sie vor dem Untergange zu retten.

Das Jahr 1797 stand im Zeichen des Friedens von *Campoformio* und der Impfung, soweit es unsere Familie betraf. Meine Eltern reisten nämlich nach St. Veit bei Wien, wo sie im Palais des Kardinals Grafen *Migazzi*[1]), das dieser ihnen zur Verfügung gestellt hatte, wohnten. Hier sollten mein Bruder und meine Schwester Josephine geimpft werden. Dieses Präservativ gegen die fürchterliche Krankheit der Pocken war damals noch nicht allgemein bekannt und die Infektion machte daher immer noch erschreckende Fortschritte. Um die Bösartigkeit dieser Landplage zu schwächen, hatte man kein anderes Mittel, als die Krankheit in möglichst zartem Alter einzuimpfen, in einem Alter, wo sie sozusagen noch keine Keime vorfinden konnte. Dieses gefährliche Palliativ war von Konstantinopel durch die Lady *Montague*[2]) zu uns gebracht worden. Meine älteren Schwestern und ich wurden fast noch in der Wiege ohne Schaden geimpft. Mein Bruder aber war vier, Josefine sieben Jahre alt, als die Eltern sich entschlossen, sie den Gefahren einer Impfung zu unterziehen, um eine noch größere zu vermeiden. Welche Kämpfe und Herzbeklemmung mußte diese Entscheidung einer Mutter verursachen!

1) Der bekannte Wiener Kardinal Graf *Migazzi* war der Onkel des Grafen Christof Migazzi, der 1786 die Tochter Maria Aloisia des oberösterreichischen Landeshauptmanns Christof Wilhelm Thürheim heiratete. Durch ein bizarres Zusammentreffen der Umstände waren Maria Aloisia und Christof Migazzi Gatten und gleichzeitig Stiefgeschwister geworden. Der Landeshauptmann hatte nämlich 1771 in 2. Ehe die Gräfin Marianne Künigl, verwitwete Gräfin Migazzi, geheiratet, die aus ihrer 1. Ehe den obigen Christof mitbrachte.
2) Lady Marie *Montague* (1690—1762), die Gattin des englischen Gesandten in Konstantinopel Eduard Wortley Montague Esq., führte 1718 die bei den Türken gesehene Blatternimpfung ein.

Angesichts der frischen und rosigen Wangen des geliebten Kindes sollte sie ein Urteil aussprechen, ein Gift in die Adern ihres Lieblinges gießen lassen, das ihm viele Schmerzen verursachen und ihm vielleicht die Schönheit oder auch das Leben kosten sollte. Und wenn der Tod wirklich käme, sollte sie die blassen, verunstalteten Wangen, die erloschenen Augen ansehen, die schmerzlich lächelnd um das Leben bitten? Welche Qual für das Mutterherz! Tausendfach sei der Mann gesegnet, der die armen Eltern von dieser Prüfung erlösen will. Und dennoch ist der Name dieses Retters unbekannt geblieben[1]). Meine Mutter mußte den Kelch fast bis zur Neige trinken, doch Gott gab ihr endlich das Leben ihres Kindes zweifach zurück. Eines Tages ging bei meiner kleinen Schwester der Ausschlag zurück; schon verlor sie das Bewußtsein, schon ergriffen die bleifarbigen Todesschatten ihre kleinen Glieder, und meine arme Mutter war allein bei der Sterbenden. Der Arzt hatte sie verlassen und mein Vater durchlief die Straßen, um ihn zu suchen. Ohne irdische Hilfe nahm sie ihre Zuflucht zu demjenigen, der sie niemals verlassen, sie flehte zum Himmel, und wie von ihm inspiriert, ließ sie das Kind einige Hoffmannsche Tropfen mit Wasser schlukken. Die Sterbende öffnet die Augen, ihre Wangen röten sich, der Ausschlag erscheint auf allen Seiten — sie ist gerettet. Als mein Vater mit dem Doktor erscheint, ist die Gefahr vorüber. Mein Bruder hatte nicht so viel zu leiden gehabt und verdankte aber auch seine Gesundheit der unermüdlichen Pflege der Eltern.

1) Der Arzt Eduard *Jenner* (1749—1823) machte 1796 seine ersten Versuche mit der Kuhpockenimpfung. Bis dahin impfte man die menschlichen Blattern ein, was gefährliche Folgen hatte. Erst 1799 wurde nach Jenners Methode zu impfen angefangen.

Meine lieben Geschwister wiederzusehen, bildete einen der schönsten Momente meines Lebens. Wir waren ihnen nach Schloß Salaberg, das unserem Verwandten, Grafen Rudolf *Salburg*, gehörte, entgegengefahren. Als wir dort ankamen, zeigte mir im Hofe die große, blaue Berline, daß sie uns zuvorgekommen waren. Mit Herzklopfen die Stiege hinaufzulaufen, das Vorzimmer zu durcheilen, ihre Schritte zu hören und mich in ihre Arme zu stürzen, ihre kurzgeschorenen Köpfe und roten Gesichter zu küssen, das sind Erinnerungen, die in meinem Herzen nicht verblassen werden.

Doch wurden uns diese süßen Eindrücke wenige Tage später durch die üble Laune meines Vaters verdorben. Wir hatten nämlich zur Feier des Ereignisses eine Überraschung geplant. Ein im Park gefundenes Vogelnest hatte in uns die Idee wachgerufen, dort eine kleine Laube zu bauen und in ihre Zweige das Nest zu verbergen, so daß, wenn die Kinder in das Gebüsch eintraten, sie das Vergnügen hätten, das Nest zu entdecken. Da dieses Unternehmen über unsere Kräfte ging, mußte uns der Hofgärtner die kleine Laube aus Haselstauden bauen. Er machte es, so gut er es konnte und versah sie außerdem noch mit zwei kleinen Bänken und einem kleinen Tische. Die Laube ist fertig, das Nest hineinversteckt und wir zittern vor Freude. Das Geheimnis war bis zu unserer Rückkunft von Salaberg nach Schwertberg gut bewahrt worden. Alles ist verabredet, zur Stunde der Promenade sollten Josef und Josefine zur Laube geführt werden und würden dort die Jause und das übrige finden. Aber der Zufall wollte es anders! Wenige Stunden vorher hören wir einen unheilverheißenden Lärm; Papa hat das Nest als erster entdeckt, er ist wütend, er zankt, er will nicht haben, daß der Gärtner

ohne seine Erlaubnis Zweige aus dem Parke nehme. Einen Augenblick später prasselt das Ungewitter über unsere unschuldigen Köpfe und über den der armen Gouvernante, die diese Missetat erlaubt hatte. Statt der erwarteten Freude flossen nun unsere Tränen. Kinder zu strafen, die es nicht verdient haben, ist nicht allein eine Ungerechtigkeit, sondern auch ein großer Erziehungsfehler. Es verwischt ihre Ansichten über Gut und Böse, man zerstört in ihnen den Glauben an die Unfehlbarkeit der Autoritäten, man veranlaßt sie, ihre Fehler von neuem zu begehen, kurz, es ist die Fabel von dem bekehrten Wolf, der den Hirten ein Lamm braten sieht. Die Wunde, die eine erste Ungerechtigkeit dem Kinderherzen schlägt, schließt sich nur mühsam und die Narbe bildet die erste Runzel, die nie vergeht. Der Zorn meines Vaters bei dieser Gelegenheit war umso unzeitiger, als er gerade ein kindliches Gefühl verletzte, das ihn wenige Tage früher selbst ergriffen hatte. Man versteht die Kinder oft nicht: ihre Seele ist schwer zu zergliedern. Oft geht bei ihnen eine schlechte Handlung aus einem guten Motive hervor. Die Lebenserfahrung, diese Grundlage der Erziehung, dient oft nur dazu, um das Kind irre zu führen, weil ihre Gesetze fast immer auf der Verderbtheit aufgebaut sind, während die für die Jugend auf der Unschuld basiert sein sollten. Das Schlechte, das man ihnen vor Augen hält, kennen sie ja gar nicht. So passierte mir einige Jahre später eine neue „Laubenaffaire". Mein Vater hatte in Wien eine Wohnung bezogen. Ich machte mich nun daran, alles zu durchstöbern, um zu sehen, ob es auf seinem alten Platze sei. In einem Kabinett oder in der Garderobe befand sich ein Schrank, auf dem eine staubige Kiste lag. Ich kannte sie nicht und dachte, daß sie von den frühe-

ren Bewohnern vergessen worden. Ich stieg also mit Lebensgefahr hinauf und brachte die Kiste glücklich auf die Erde. Als ich sie öffnete, fand ich darin Zwirnreste, in Papier eingewickelt, alte Brotstücke, Kerzenenden, Käse, Fetzen und in einer Ecke dieser merkwürdigen Kiste zwei goldene, in ein schmutziges Papier eingewickelte Ohrringe. Jedenfalls hatten die früheren Mieter diese Schätze absichtlich als wertlos zurückgelassen, und die Ohrringe waren aus Versehen hineingekommen! Doch, wo sollte ich diese Leute auffinden, um ihnen diesen Schmuck, der keine 5 Fr. wert war, zu übergeben. Da kam mir die Idee, damit das Küchenmädchen zu beschenken, und ohne viel nachzudenken, übergab ich ihr die Ohrringe. Große Dankszene ihrerseits, große Befriedigung meinerseits. Einige Stunden später ließ mich mein Vater in sein Arbeitszimmer rufen. Ich fand darin auch meine Mutter, deren sonst so sanfte Züge sehr strenge aussahen. Eine Flut von Vorwürfen ergießt sich nun von beiden Seiten über mich: „Wie konnten Sie, Loulou, das vergessen, was Sie Gott und sich selbst schuldig sind. ... Wissen Sie denn nicht mehr das siebente Gebot? (In Wahrheit — ich erinnerte mich in diesem Augenblicke nicht daran). Eine infame Handlung zu begehen...!“ — Ganz bestürzt und betroffen stieß ich hervor: „Ich weiß nicht, um was es sich handelt.“ — „Was, Sie wollen noch leugnen? Alles ist entdeckt, Sie haben gestohlen.“ — „Gestohlen“, rief ich aufgebracht! Dann erzählte ich alles wahrheitsgetreu, aber man glaubte mir nicht und ich litt noch lange unter der Verachtung meiner Eltern, empört über den ungerechten Verdacht. Die Kiste samt Inhalt gehörte einer anderen einfältigen Dienerin, die mich bei den Eltern anklagte. — Dieses Ereignis ließ in meinem

Herzen ein bitteres Gefühl zurück, das lange nicht verschwand.

1797 verließ der Großvater Schwertberg, um sich in Wien zu etablieren. Dies war ein großer Schlag für unsere Kinderfreuden, die er vor der Laune Papas beschützt hatte, ein noch größeres Unglück aber für ihn selbst, denn er starb ein Jahr später. Man hatte nämlich geglaubt, daß Großvater der täglichen Pflege eines Arztes bedürfe. Das war ganz irrig. Wenn man alte Leute aus dem gewohnten Milieu bringt, heißt das soviel, als ihnen den Lebensfaden abschneiden. Übrigens war meinem Großvater der Lebensfaden bereits durchschnitten worden, denn ein Band, das ihn an Schwertberg fesselte, hatte sich gelöst; der alte Prälat von Waldhausen war 1796 gestorben. Großpapa beweinte ihn nicht so, wie man hätte vermuten können, aber $1^1/_2$ Jahre danach starb er selbst. Auf diese Weise bezeugen oft alte Leute ihren tiefen, inneren Schmerz. Sie stehen eben denjenigen, die sie zu Grabe bringen, zeitlich so nahe, daß sie nicht weinen, sondern ihnen nachfolgen. Man nennt dies „L'insensibilité des vieilles gens". Ich kannte einen alten Grafen *Lamberg*, der seit 60 Jahren nichts teueres auf der Welt hatte, als einen gleich alten Abbé. Sie trennten sich keinen Tag. Der Abbé starb und denselben Abend verlangte der Graf, daß man ihn in das Theater führe, um sich zerstreuen zu können. Bald darauf starb er. Papst *Pius VII.* folgte auf diese Weise sein Freund, der Kardinal *Consalvi*[1]), und diesem die Herzogin von *Devonshire* nach, welch letztere beide verehrt hatte. Warum sollte man das Alter zur Äußerung

1) Papst *Pius VII.* starb 1823, die Herzogin Elis. von *Devonshire*, die große römische Mäzenatin, 1824 und der Kardinal Herkules *Consalvi* auch 1824.

schmerzlicher Gefühle zwingen; hat es nicht schon genug an seinen eigenen Jahren zu tragen? Wenn es seine Tränen nicht so wie wir fließen lassen kann, so hat dies seinen Grund darin, daß die alten Leute wissen, daß ihnen nicht die Zeit bleibt, sie zu trocknen.

Mein Großvater wurde im Januar 1798 in der Schwertberger Gruft beigesetzt, die er sich 1777 erbaut und worin er zuerst seine Enkelin Marianne (1796), dann seinen Freund, den Prälaten (1796) und meine Tante Jeanette *Trips* (1797) zur Ruhe bestattet hatte. Es folgten ihm dann noch die Bonne Judit *Marcottin* (1824), meine Tante Therse *Thürheim* (1835) und mein Schwager Andreas Fürst *Rasumoffsky* (1836)[1]. Gott segne ihre Asche!

1) Später wurden hier u. a. noch bestattet: Constantine Fürstin *Rasumoffsky-Thürheim* (1867), die Gräfin Lulu selbst (1864) und endlich ihre Erbin Baronin Therese *Schwiter-Thürheim* (1909). Auf dem schweren Granitgruftsteine stehen die lapidaren Worte: Staub — Aschen — und Nichts. — Gelegentlich des bevorstehenden Ausbaues der alten Pfarrkirche (nächst der Gruft) soll letztere restauriert oder verlegt werden.

2. JUGEND

III. DIE ELTERN UND MEIN UNTERRICHT

Der Tod meines Großvaters oder vielmehr seine Abreise nach Wien scheint mir der Schlußstein einer Epoche meines Lebens zu sein. Das Leben im Schlosse wurde eintöniger, der Kontakt zwischen meinem *Vater* und uns inniger. Was anderen Kindern aber eine Quelle der Freude gewesen wäre, wurde leider für uns ein Anlaß zu Furcht und Kummer. Damals fing Papa an, sich mit unserer Erziehung ernstlich zu befassen und sich selbst einzumischen. Damit war die Zeit der eigentlichen Jugend abgeschlossen, jener Zeit, die uns bei Anbruch des Lebens eine Feenwelt, frei von jeder Banalität, gezeigt hatte. Um unsere Ausbildung zu fördern, entschlossen sich die Eltern, die Winter in Wien zu verbringen. Dieser teure Aufenthalt zwang sie zu großen Opfern, und wenn er uns auch mit bisher unbekannten Vergnügungen bekannt machte, so waren doch auch neue Verlegenheiten in seinem Gefolge. Lehrer aller Schattierungen bemächtigten sich nun unseres Daseins. Es war nicht mehr die sanfte Stimme unserer Mutter oder der „Mèretout“, die uns unterrichtete, die Strafen oder Belohnungen waren jetzt kein Ausfluß ihrer Zuneigung. „Mietlinge“ waren unsere Lehrer, denen wir gleichgültig waren und die wir nicht liebten. Sie zankten, sie verklagten uns, oder, durch unser Naschwerk be-

stochen, drückten sie ein Auge über unsere Ungelehrigkeit und Faulheit zu und lobten uns unverdienterweise.

Ohne die Strenge meines Vaters hätte mir der Unterricht Interesse abgewonnen; ich zeigte ja Fähigkeiten und Fleiß. Aber die Einmengung Papas in die Lektionen war so gefürchtet, sein Zorn so schrecklich und oft so handgreiflich, daß er mir mehr oder weniger jeden Unterricht verhaßt machte. Meine Lehrer teilten dieses Gefühl und das einzige Ziel dieser teuer bezahlten Leute war, dem Vater mit eingebildeten Fortschritten zu imponieren. So zeichnete mein Zeichenlehrer statt mir, der Klavierlehrer bearbeitete die Tasten, wenn er glaubte, daß Papa es von seinem Schreibzimmer aus hören könnte, um diesen glauben zu machen, ich studiere ein Musikstück. Gefürchtet war der Moment, wenn mein Vater, durch seine Musikwut herbeigezogen, den vergeblichen Übungen beiwohnte. Dann half der Betrug nicht mehr, und ich mußte, so gut es eben ging, das Unglücksstück herabhaspeln, wobei oft eine Ohrfeige die Mazurka unterbrach. Dennoch weiß ich nicht, welcher Stern mich beschützte; ich war vor diesen handgreiflichen Verweisen viel mehr gefeit als meine Schwestern. Ich hatte auch viel weniger die Peitsche verkostet als sie. Es ist allerdings wahr, daß ich mir in meinem ganzen Leben immer zu helfen wußte, besonders in solchen Augenblicken. Konstantine und Josephine hingegen verloren, wenn Papa seine Stimme nur erhob, schon vollständig den Kopf, antworteten ganz verkehrt, und wenn das Gewitter über meinem Haupt noch grollte, fiel schon der Blitz auf die beiden nieder. Dieser Schrecken, den mein Vater auf sie ausübte, hatte auch den schlechtesten Einfluß auf ihre geistige und physische Erziehung. Beide wurden ungemein nervös,



Graf Josef Wenzel Thürheim, Vater der Verfasserin (1749—1808)

Nach dem Original in der Ahnen-
galerie im Schlosse Weinberg



unschlüssig, furchtsam und verloren ihr Selbstvertrauen, was ihnen in ihrem ferneren Leben nur schadete.

Ach, es ist mir sehr peinlich, von dem Übel zu sprechen, das mein sonst so guter, so zärtlicher und großmütiger Vater seinen Kindern zufügte. Aber das Beispiel dieser von einer einzigen Schwäche befleckten, edlen Natur ist zu bedeutend, um nicht erwähnt werden zu müssen. Möge es für die mir folgende Generation ein Vorbeugungsmittel sein und eine Erklärung von dem, was wir zu leiden hatten. Mit dem Herzen einer Frau, den Gefühlen eines Edelmannes, der Liebe und Selbstverleugnung eines Christen, hatten in meinem Vater sein Temperament, die Unabhängigkeit in seiner Jugend und später seine Gesundheit eine Heftigkeit, eine Ungeduld in Kleinigkeiten, eine Neigung zu übler Laune ausgelöst, die sich mit dem Alter verschärfte und sein Leben und das Dasein seiner ihm so teuren Familie verbitterte. Dieser Fehler raubte ihm unser kindliches Vertrauen und das seiner Frau, es entfremdete ihm seine Freunde, erschreckte die Dienerschaft und verdarb ihm das Wohlwollen seiner Gönner und derjenigen Leute, von denen sein Vermögen abhing. So gab er sich in die Hände von Spitzbuben, die ihren Vorteil aus der Situation zu ziehen wußten. Und dennoch war mein Vater beliebt und glaubte es auch zu sein. Er hätte verehrt, verhätschelt sein können und dadurch einen Trost gegen das Ungemach gewonnen, das ihm seine Gesundheit oft verursachte. Niemand konnte so verführerisch liebenswürdig sein, als er, wenn er einem Freund einen Dienst erweisen wollte oder wenn er einem Armen begegnete, so konnte er alles tun. So hat auch uns oft ein liebes Wort von seiner Seite zu Tränen gerührt, und ein kleiner Vertrauensbeweis, ja selbst ein

einfacher Auftrag, den er liebenswürdig erteilte, versetzte uns in Stolz und Freude. Wie glücklich wären wir erst gewesen, ihm unsere Liebe zeigen zu dürfen, die er nicht hätte zurückweisen können. Und erst meine Mutter! Welch reines Glück hätte er in ihrem vortrefflichen Herzen gefunden, wenn es nicht durch die Angst vor seinem Wüten schon erstarrt wäre.

Über alle Maßen furchtsam und sanft, fand meine *Mutter* in ihrer Weichheit nicht die genügende Energie, um den täglichen Anfällen seiner Laune und seines Jähzornes Widerstand leisten zu können! Ihr leidenschaftsloser Charakter konnte niemals die gleiche Liebe hegen, wie es die stürmische ihres Gatten war. Ihre edlen Eigenschaften hatten ihr zwar eine tiefe und dankbare Achtung meinem Vater gegenüber eingeflößt, vielleicht auch etwas mehr. Als sie aber täglich für sich, ihre Kinder und Leute zittern mußte, so erkalteten ihre Gefühle. Sie wußte noch, daß sie ihn liebe, aber sie fühlte es immer seltener. Wenn mein Vater manchmal sein Unrecht einsah, bestrebte er sich, ihr alles vergessen zu machen und überhäufte sie mit Zärtlichkeiten, zu denen sie aber nicht mehr die rechte Antwort fand. Es war zu spät. Von der Zeit an verstanden sie sich nicht mehr, und sie vermochte ihm kein Glück mehr zu geben.

Die Tage, an welchem Papa seine Laune hatte und namentlich, wenn er Rhabarber genommen hatte, waren für das Haus wahrhaft Tage des Schreckens. Da hieß es „sauve qui peut". Jeder vermied nach Möglichkeit, ihn zu sehen, und nur meine Mutter zog, um uns vor der Gefahr zu bewahren, das Ungewitter auf sich herab. Ihr Charakter schien eigens vom Himmel dazu geschaffen worden zu sein, um als Muster zu dienen. Ich bin nie mehr einer solchen Sanftmut, einer solchen Ge-

duld begegnet. Alle die Tugenden und Eigenschaften waren aber nicht nur natürliche Anlagen, sondern ihre innige Frömmigkeit hatte den Samen entfaltet und zur Blüte gebracht. Alles in ihr war Tugend, da alles der Liebe zu Gott und ihrem Nächsten entsprang. Ihre stets zum Himmel gekehrten Gedanken schöpften, selbst bei alltäglichen Beschäftigungen, in einer Art unaufhörlichen Gebetes Kraft, Trost, Ermutigung und Hilfsmittel

Niemals wurde bei ihr eine Klage laut, höchstens konnte man ihr Stillschweigen als innerlichen Wehruf deuten, denn selbst die Tränen versiegten ihr vor Mitleid, dem Nächsten gegenüber. Dagegen entging ihr kein fremder Kummer, und wenn sie die Ursache erraten hatte, waren ihr keine Mühe, kein Opfer zu groß, um zu helfen. Es ist nach Gesagtem unnötig, zu erwähnen, in welchem Grade sie die Wohltätigkeit und christliche Liebe betätigte. Dreißig Jahre sind seit ihrem Tode vergangen und noch ist die Erinnerung an ihre Wohltaten in Schwertberg nicht verblichen. Ihre geistige Ausbildung war sehr gediegen, sie liebte leidenschaftlich Literatur und Geschichte, ebenso auch die Poesie, die sie manchmal mit Erfolg betrieben hatte. Ihrer sanften Art entsprach besonders Racine. Ich habe oft gehört, wie sie zu Gott betete, er möge ihm die ewige Ruhe verleihen. Das gleiche galt auch von einigen anderen Schriftstellern, die, wie sie sagte, ihr so viel Vergnügen bereitet hätten und denen sie sich nicht mehr dankbar erweisen könne. Ich ahne nicht, ob sie jemals Liebe empfunden; wenn erst nach der Heirat, so war es zu ihrem Unglück, denn eine solche Liebe konnte nur für sie eine neue Erprobung ihrer Tugenden sein. Ein sehr geistreicher Mann sagte mir einmal, daß

Frauen, die besonders innig ihre Kinder lieben, kaum jemand anderen lieben können. Sicher ist, daß solche, die ihre Kinder vergöttern, für den Gatten keine rechte Liebe übrig haben. Das Herz kennt eben keine Vielgötterei. Es vermag nur damit einen Kultus zu treiben, aber keine Religion.

Nach dem Tode des Großvaters war mein Vater Herr des ganzen Vermögens geworden und trachtete mit großer Tatkraft, es zu vergrößern. Er begann mehrere Spekulationen, die aber fast alle schlecht endigten. Sowohl seine Fehler, als seine Tugenden waren daran schuld. So boten ihm gewisse Ländereien nächst der *Holzschwemme*, die er in *Saiblingstein*[1]) besaß, große Vorteile. Sie waren ganz mit Wald bestanden und sicherten einen Holzvorrat für vierzig Jahre. Diese suchte er zu erwerben, und, da sie versteigert werden sollten, begab er sich an Ort und Stelle, fest entschlossen, selbst mit größten Opfern sie zu erhalten. Endlich, nach langem Kampfe gelang ihm der Kauf. Sein Preis überstieg alle Angebote. Höchst erfreut und in der sicheren Überzeugung, sein Glück gemacht zu haben, kam er nach Schwertberg zurück. Aber am nächsten Morgen wurde ihm ein Herr gemeldet, ein kaiserlicher, landwirtschaftlicher Beamter. Dieser erklärte, daß er den Auftrag gehabt habe, alle Angebote zu überbieten und das Terrain um jeden Preis zu erwerben. Durch eigenes Verschulden habe er den Tag der Versteigerung versäumt. In seiner Verzweiflung glaubte er sich verloren,

1) Gemeint ist *Sarmingstein*, im Volksmunde Sarblingstein oder Saiblingstein, das alte Sabanich, an der Grenze von Ober- und Niederösterreich, an der Donau gelegen. Der flößbare Sarmingbach mündet dort ein. Durch den Erwerb dieser Waldherrschaft hätte Graf Thürheim sein durch den Verlust von Emeville in Brabant geschwächtes Vermögen rangieren können.

vor Gericht gestellt, zum mindesten aber seiner Stelle verlustig, von der er, seine Frau und Kinder lebten. Schande und Armut erwarteten ihn. Er wirft sich meinem Vater zu Füßen, er fleht ihn an, großmütig zu sein, kurz er rührt schließlich das Herz meines edlen Vaters so, daß er vom Kaufe zurücktritt.

Da infolge dieses Verzichtes das Holz für die Schwemme in Saiblingstein bald darauf ausging, mußte sie Papa dem Kaiser Franz verkaufen, von dem er noch dazu schlecht bezahlt wurde, trotzdem mit ihrem Erwerb ungeheure Vorteile verbunden waren.

Zur Entschädigung entschloß sich mein großmütiger Vater bald danach, in der *Aist* eine neue *Schwemme* zu errichten, doch reichten seine Mittel für den Alleinbetrieb nicht aus. Er trug daher dem Prinzen Josef *Schwarzenberg*, Vater des Regierenden, den Eintritt in sein Unternehmen an, um so mehr, als dieser große Wälder nächst der Aist besaß. Schwarzenberg willigte ein, und mein Vater vollendete das Werk, obwohl er zur Sprengung der Felsen 3000 Pfund Pulver verwenden mußte, in kurzer Zeit. Trotz aller Schwierigkeiten ging das Unternehmen gut, und mein Vater hegte schon begründete Hoffnungen, als durch die Machinationen seines Pflegers Mißhelligkeiten zwischen den beiden Associés entstanden. Bei einer Begegnung mit dem Schwarzenbergischen Bevollmächtigten ereiferte er sich gegen diesen, entzweite sich mit dessen Herrn, der sich auch von dem Unternehmen zurückzog. Ein Baron *Hackelberg*[1]), ein selbstsüchtiger Mann, bot sich, wie durch

1) Nach der späteren Bemerkung der Verfasserin (S. 143) war dies Rudolf Josef Baron *Hackelberg-Landau*, geb. 8. 5. 1764, 1785 Appellationsrat in Böhmen und von 1800—1809 Regierungspräsident in Oberösterreich; er heiratete 1785 Maria Christine Gräfin Clary, geb. 17. 12. 1768, gest. 23. 3. 1820. Er hatte 2 Töchter und 3 Söhne.

Zufall als Ersatz an. Da er oder sein Vertreter mit dem Pfleger meines Vaters unter einer Decke spielte und jenen für seine Pläne gewonnen hatte, gelang es ihm bald, meinen Vater ganz aus dem Unternehmen zu drängen. Er löste dessen Anteil ab und bemächtigte sich allein der Schwemme. Dieser Baron Hackelberg ist lange tot, aber die Schwemme, die heute noch besteht, begründete den Wohlstand seiner Familie. Der ungetreue Pfleger hatte bei diesem Verkauf 30 000 fl. Leihgeld bekommen. Diese Tatsache, sowie viele andere Betrügereien des Pflegers wurden lange danach bei seinem Tode durch vorgefundene Dokumente bewiesen. Und dennoch verdankte dieser Mann seine ganze Existenz meinem Vater, den er verriet. Elender, ehrloser Kriecher! Er verstand sogar das heftige Temperament seines Herrn für seine Zwecke auszunützen, um ihm Geld aus der Tasche zu ziehen. So trachtete er, meinen Vater so in Zorn zu bringen, daß dieser sich vergaß und ihn schlug. Der Schuft wußte, daß sein Herr, seine augenblickliche Schwäche bereuend, ihn durch ein Geldgeschenk entschädigen würde. Da er geistreich war und ein gewisses savoir-vivre besaß, so blieb seine Falschheit meinem Vater ewig verborgen. Meine Mutter hatte eine Abneigung vor diesem Menschen, doch gelang es ihm, während der Vormundschaft meines Bruders auch sie und namentlich den Vormund zu gewinnen. Erst bei seinem Tode entdeckte mein Bruder, der sein ganzes Vertrauen in den Schurken gesetzt hatte, seine Schandtaten.

Wie bei dieser Angelegenheit, die ich eben erzählte, so wurde mein Vater auch in anderen das Opfer seiner Großmut, seiner Leichtgläubigkeit, seines Vertrauens und der geringen Selbstbeherrschung, die er über sich hatte.

Im Jahre 1798 wuchs unser intimer Kreis um zwei Köpfe. Der eine war ein Herr *Trautmann*, ein ebenso großer Schwätzer und langweiliger Mensch, wie ein großer Theoretiker in der Landwirtschaft. Ich weiß nicht, wo mein Vater dieses groteske und phantastische Individuum aufgefischt hatte. Das Beharren bei einer Sache war seine Schwäche. Ein Bewunderer der Fortschritte der Zivilisation, war er durch eine wissenschaftliche oder praktische Schminke leicht zu gewinnen. Der Rat unserer beste Freunde hatten dann nicht den geringsten Einfluß auf ihn. „Die eigene Erfahrung", sagte er, „ist die beste Lehrmeisterin." Allerdings hatte er damit recht, aber die Lektionen waren teuer. Daher wurde er auch von mehr als einem Scharlatan betrogen. Er war Gott sei Dank nicht, wie viele andere, unredlich. In seine phantastischen Projekte hatte er volles Vertrauen und betrog sich früher als die anderen, getreu seinem Maxime, den Nächsten so zu betrügen, wie sich selbst, nur mit dem Unterschiede, daß er bezahlt wurde, um sich zu betrügen und seine Opfer es taten, um betrogen zu sein. Bei seiner Ankunft in Schwertberg brachte er alles drunter und drüber, zerstörte die „Ferme" und änderte die bisherige Art, Felder und Wiesen zu bebauen. Sein Steckenpferd war die Düngung. Er fabrizierte solche in jeder Farbenschattierung und setzte nach seiner Bezeichnung sogenannte „Compottes" zusammen, zu denen jeder indirekt beitrug, und die er dann nach seiner Anleitung mischen und wenden ließ, ja selbst mit dem Spazierstock die „Essenz" prüfte. Die Bauern, deren uralte Erfahrung er verhöhnte, haßten ihn. Ich weiß nicht, wer recht hatte. Nach zwei Jahren bewies jedenfalls der geringe Ertrag der Felder, die Trautmann düngte,

daß er trotz seiner „Kompotte“ seinen Beruf verfehlt hatte.

Die Pflege der Felder war aber nicht die einzige Aufgabe, wofür mein Vater diesen Menschen zahlte, er sollte auch die Erziehung von Herz und Geist meines Bruders pflegen. Wenn er hier das Feld verdorben hätte, wäre der Schaden ungleich größer geworden, aber ich glaube, daß der gute Mann von Erziehung ebensowenig verstand, wie von Landwirtschaft, auch war mein Bruder damals so klein, daß die Lektionen weder schaden, noch nützen konnten. Meine Schwestern und ich erfreuten uns allein an diesem Unterricht; er ließ aber in uns keine andere Erinnerung zurück als an den Schabernack, den wir mit dem „Herrn Professor“ trieben. Inzwischen war bei meinem Bruder eine Art Unterlehrer, „Bonne d’enfants masculin“ mit dem Elementarunterrichte betraut worden. Er war sehr gutmütig, genau, bescheiden und sanft und hieß *Czernikoff*. Zwei Jahre später, als mein Bruder acht Jahre alt war, entdeckte Papa endlich die wahren Verdienste des Herrn Trautmann, entließ ihn und zahlte ihm 600 fl. Pension. An seine Stelle trat ein emigrierter französischer Abbé *d’Elvincourt* und, nachdem dieser aus Heimweh nach Frankreich zurückgekehrt war, der Abbé *Maas*.

Die zweite Persönlichkeit, von der ich sprechen wollte, verdiente viel eher einen eigenen Abschnitt als Herr Trautmann, aber ich werde von ihr erst später sprechen. Es genüge für jetzt, zu sagen, daß diese Person *Pittony* hieß. Ohne Trautmann auch nur im geringsten zu gleichen, war er doch durch diesen meinen Eltern vorgestellt worden, die, über seinen Geist und seine Manieren entzückt, ihn aufforderten, einen Teil des Jahres auf dem Lande bei ihnen zu verbringen. Ich

glaube, er war hier immer ein lieber Gast, später wurde er sogar unser Freund. Als Sohn eines reichen Kaufmannes vollständig unabhängig, gab er sich, ohne dabei etwas verdienen zu wollen, ganz seiner Vorliebe für Literatur und gute Gesellschaft hin.

Meine Tante und Cousine verbrachten diesen Sommer auch in Schwertberg. Mein Großvater hatte jener nämlich ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen, das ihr erlaubte, unabhängig zu leben; übrigens rissen sich ihre Freunde darum, sie auf ihre Besitzungen einzuladen, so die Gräfinnen *Chotek*[1]), *Buquoy*[2]), die alte Fürstin *Starhemberg*[3]) u. a. Die Zeit, welche sie uns in diesem Jahre schenkte, gehörte zu unseren glücklichsten Abschnitten. Sie und meine Cousine, die jene immer mitführte, erheiterten mit ihrer Lebenslust meinen Vater, außerdem hatte Minerl *Hager* eine besondere Vorliebe für Konstantine und mich gefaßt, die wir begeistert erwiderten. Bei den langen Promenaden an ihrem Arm zu hängen, war uns der liebste Zeitvertreib. Niemand erschien mir so liebenswürdig, so aufgeweckt und fähig, mit Kindern zu spielen. Ihr später ähnlich zu werden, war mein höchstes Streben. Ich hätte von Glück sagen können, wenn sich ihr Einfluß nur auf die Entwicklung meines Geistes beschränkt hätte, denn Minerl war geistreich und bezaubernd, aber sie besaß leider einen großen Fehler, sie spöttelte gerne, und diese Untugend ging auf mich über. Erst lange nach ihrem Tode entdeckte ich, als ich über meine Jugend nachdachte, das Übel, das ich von ihr geerbt

1) Gräfin Marie Sidonie *Chotek*, geb. Gräfin *Clary* (1748—1824).
2) Marie Gabriele Gräfin *Buquoy*-Rottenhan (1784—1863).
3) Maria Franziska Fürstin *Starhemberg*, geb. Prinzessin *Salm-Salm* (1731—1806).

hatte. Es wäre eine Wette wert, ob mir die Zeit bleiben wird, diesen Fehler abzulegen oder vielmehr ihn zu verbessern.

In der Bildung gleicht mein Verstand meinen Augen, ich sehe besser auf weite als auf nahe Distanzen. In meinem Leben habe ich auch niemals die Folgen eines Ereignisses vorher erfaßt, erst wenn es vorüber war. In der Nähe erblicke ich nur die Details, von weitem erscheint mir erst das Ganze. Dies ist mein Unglück, und oft mußte ich, wie mein Vater, die Lektionen, die mir das Schicksal gab, teuer bezahlen. Die Hauptlehre, die man aus meiner moralischen Erziehung ableiten kann, ist: Die größten Gefahren für die Jugend birgt die erste Freundschaft mit älteren Personen. Aufrichtig und zärtlich gibt sich das junge Gemüt ohne Mißtrauen seiner ersten Bewunderung hin, begeistert vergöttert es den Gegenstand seiner Neigung; wehe ihm, wenn seine erste Verehrung falschen Göttern gilt!

Ich will aber wieder auf meine Cousine Minerl *Hager*[1]) zurückkommen, die in meinem Leben von Bedeutung war. Ihr für die Sicherheit ihrer Umgebung so bedrohlicher Fehler bestand anfangs nur in einer keineswegs boshaften Heiterkeit. Nichts ist so amüsant, und der Nächste ist dabei oft so lächerlich. Aber man darf sich nicht darüber täuschen, die Neigung zur Neckerei behält, bei unverheirateten Frauen besonders, fast niemals seinen anfänglich unschuldigen Charakter. Ärger, Neid, Eifersucht und andere schlechte Leidenschaften mischen sich unwiderstehlich hinein, und aus dem ursprünglich heiteren Lachen wird ein verbittertes. — In jungen Jahren in das Niveller Kapitel eingetreten, wurde Dominika von *Hager* zuerst der Pflege meiner

1) Dominica Baronin *Hager* starb 1827 als k. k. Stiftsdame zu Wien.

Tante *Thürheim* anvertraut, deren Liebe und Zärtlichkeit sie dankbar erwiderte. Auch Bewunderung gesellte sich zu ihren Gefühlen der Erkenntlichkeit, denn meine Tante war schön, liebenswürdig, von aller Welt geliebt, und ihr Auftreten bedeutete für sie überall einen glänzenden Erfolg. Solange die Eitelkeit und das Herz des jungen Mädchens noch schlummerten, konnte sie meine Tante neidlos bewundern. Später aber, als sie das Bedürfnis nach ein wenig Liebe und Huldigung empfand, entbehrte sie diese nur schwer, denn, jung, hübsch, geistreich und heiter, wollte sie nicht zu den Enterbten der Liebe zählen. Wie sie dann trotzdem immer nur den zweiten Rang behauptete und in dem Herzen von niemandem den ersten Platz erobern konnte, da drängte sich ihr gewiß die Frage auf: „Wo ist mein Anteil am Glücke?" Wenn eine Frau sich diese Frage das erstemal stellen muß, so träufelt sie in ihr Herz einen Tropfen Gift, der zu keimen und gären beginnt und aus ihr entweder eine Heilige oder aber leicht eine kleine Teufelin machen kann. Minerl *Hager* wurde weder das eine noch das andere, aber ihre verletzte Eigenliebe drängte sie zur unerbittlichen, neidischen und schändlichen Satire. So wenigstens kann ich mir den Charakter meiner Cousine erklären. Gut, gefühlvoll und ihren Freunden ergeben, liebte sie doch nie aus Liebe und wurde nicht geliebt, sondern sie spielte mit der Spötterei, der Zweideutigkeit und dem Verrat. Arme Minerl! Gott allein weiß es, welche Marter es dem Frauenherzen kosten mag, das dabei verdorrt, entstellt und durch nagende, trübe Gedanken gepeinigt wird. Du wirst niemals jemandem Glück bringen!

Würden sich der Spott meiner Cousine nur auf unsere Nachbarn oder Zudringliche und Langweilige aller

Art erstreckt haben, die oft in unser Schloß zusammenströmten, so wäre das Übel nicht so groß gewesen. Aber ihr Hohnlachen, ihre boshaften Einfälle suchten sich auch unsere Freunde, meine Schwestern und sogar meine Eltern zum Opfer aus. Die gute, sanfte, ausgezeichnete Mama war keineswegs vor dem Geifer ihres Spottes geschützt, Isabella wurde sogar unaufhörlich gehöhnt. Obwohl Minerl gewöhnlich ihre Opfer, wenn sie anwesend waren, nicht belästigte, so verstand sie es doch, in ihrer Abwesenheit sie lächerlich zu machen und jede Schwäche, jede Verkehrtheit hervorzuheben und zu travestieren. Ein instinktives Gefühl verriet ihr jede Liebelei auf zwei Stunden in der Runde; blühte diese auch nur in den tiefsten Falten eines Herzens, so brachte Minerl sie, gleich einem Hunde, der Trüffeln sucht, an das grelle Tageslicht. So entdeckte sie z. B. trotz dichtester Verschleierung, trotz der klügsten Reserve in dem Herzen *Pittonys* ein ganz kleines, bebendes, bescheidenes Fünkchen Liebe zu meiner Schwester Isabella.

Pittony gab nämlich meiner Schwester Mineralogiestunden und erklärte ihr und Papa eine Mineraliensammlung, die letzterer erworben hatte. Bald aber vernachlässigte mein Vater in seiner Unbeständigkeit diese Lektionen, während Isabella sie allein fortsetzte. Eine sechzehnjährige Schülerin ist für einen Lehrer von siebenundzwanzig Jahren sehr anziehend. Das Tête-à-tête wird bald zu einer drohenden Gefahr. Pittony fiel ihm denn auch zum Opfer, aber nicht die geringste Andeutung verriet seine leidenschaftliche Liebe: die Neigung war seinerseits ebenso rein, wie großmütig. Doch konnte er dem Spotte meiner Cousine nicht entgehen, obwohl diese, durch den Geist und Ernst ihres

Opfers befangen, es nicht wagte, es direkt anzugreifen. Ihr Hohn, ihre kleinen Bosheiten und ihr böses Geklatsche fielen dagegen mit voller Wucht auf die arme Isabella. Vielleicht enthüllten diese Reden erst in dem Herzen meiner Schwester die Erkenntnis der Liebe Pittonys zu ihr und zeitigten den Beginn ihrer Gegenliebe. Sonst würde sie wohl in ihrer Reinheit nie die Neigung ihres Lehrers erkannt haben, die ihr selbst später arges Herzweh verursachen sollte.

Ich bereue es heute noch, daß ich mit Minerl damals unbarmherzig über meine arme Schwester gespottet habe, daß wir boshafte Epigramme machten, gerade in dem Augenblick, da das Herz des jungen Mädchens das irdische Paradies zu ahnen begonnen, zu welchem sie die Natur bestimmt hatte und das ein Engel mit flammendem Schwerte ihr verbot.

Mein Vater hatte zu dieser Zeit Lust bekommen, unsere wissenschaftliche und geistige Erziehung selbst zu leiten. In letzterer Beziehung war er dazu vollkommen geeignet, denn sein Verstand war scharf und sein Vortrag wunderbar deutlich und verständlich. Mehr als einer seiner Aphorismen wurde mir zum Licht, das in meinem Leben zu leuchten nicht aufhörte, die Übungen, welche er uns zur Entwicklung unserer intellektuellen Gewandtheit machen ließ, konnten nicht besser ausgewählt sein. Andererseits fand der natürlicherweise langsame und viele Geduld erfordernde Gang unseres Studiums an seinem jähzornigen Temperamente ein unübersteigliches Hindernis. Er vermochte sich nie einen Zwang aufzuerlegen (die Pflicht sine qua non jedes Lehrers), er konnte nicht, ohne in Zorn zu geraten, die mühsame, langsame und je nach den Fähigkeiten seiner Kinder unregelmäßige Gedankenarbeit erwarten. Auch

paralysierte unsere Angst vor ihm alle Erfolge. Beim geringsten Zaudern wurde er ungeduldig und aufgebracht, und oft waren Tränen und Maulschellen der Schluß dieser erbärmlichen Unterrichtsstunden. Auf diese Weise wollte er mich Arithmetik und Geographie lehren; ich kam deshalb nie über die Multiplikation hinaus, und ich kenne heute noch nur diejenigen Länder geographisch genau, die ich bereist habe.

Noch jetzt erinnere ich mich mit Grausen der Mittagsglocke, die uns zum Unterricht bei Papa rief. Jeder Glockenschlag war gleichsam ein Schlag auf unsere armen Herzen, jeder Schritt, den wir zu der Marterstube machten, vergrößerte unsere Todesangst. Zitternd langte ich vor der Türe an, stand ein Weilchen still und flüsterte ein Pater noster, damit ich heute nicht gezankt würde. Manchmal ließ uns Papa, mit anderen Angelegenheiten beschäftigt, glücklicherweise eine Stunde von den zwei von ihm anberaumten warten. Wir hatten auch tausend Auswege, um ihn zu zerstreuen, besonders durch passende Fragen, worauf er oft in langem Vortrag das angeschnittene Thema erläuterte. Ich hatte immer das Talent, was man nennt „gut zuzuhören", d. h. die aufmerksamste Miene zu zeigen, obwohl mein Geist 100 Meilen entfernt war.

So kam es, daß ich auf diese Weise einmal die Seele und die Unsterblichkeit verstand. Ich sehe meinen Vater vor mir, wie er uns irgendeine These der Geometrie erklärte, und uns drei, Isabella, Konstantine und mich, um seinen Tisch mit auf ihn gerichteten Augen stehen. Meine Seele weilte aber weit ab, während mein Körper wohl mehr als eine halbe Stunde unbeweglich verharrte. Endlich brachte irgendeine Kleinigkeit mich zur Wirklichkeit zurück, die mich umgab. Erstaunt

fragte ich mich: „Bist du ein Doppelwesen? Wo war denn meine Seele? So kann sie mich denn verlassen? Sie muß frei und unsterblich sein.“ Ich weiß heute nicht mehr, welche Frage mein Vater uns erläuterte, jedenfalls war meine Entdeckung mindestens so viel wert als das, was ich hätte lernen sollen.

Meine geistigen Abschweifungen endigten aber nicht immer so lehrreich; sie brachten es oft mit sich, daß ich ohne den geringsten Nutzen das Zimmer Papas nach seinem zweistündigen Unterrichte verließ. Zu meinem Glücke hatte Isabella immer mit größter Aufmerksamkeit zugehört und sagte mir alles, was ich am nächsten Tage zu wissen hatte. Aber ach, wie oft war dies meinem Gedächtnisse entschwunden! So erinnere ich mich, daß Papa mich einmal aus dem Studierzimmer wies, weil ich den Ursprung der Mosel nicht wußte. Ganz in Tränen lief ich zu Mama und Mèretout, die es aber auch nicht wußten; und doch sollte ich in einer Viertelstunde vor Papa stehen und Rede und Antwort geben. Schreckensbleich, weinend und bebend betrat ich das gefürchtete Zimmer. Ich höre heute noch die scharfe Frage Papas: „Wo ist die Quelle der Mosel?“ — — — Paff! Eine zweite Ohrfeige hatte mich belehrt, daß sie in den Vogesen liege.

Für Konstantine und Josephine, die furchtsam und nervös waren, wurden die Lektionen, sobald die Reihe an sie kam, zu wahren Torturen. Manchmal vermißte man bei diesen Szenen keineswegs die komische Seite, allerdings mehr für die Unbeteiligten als für die Handelnden. Eines Tages ergriff meinen Vater die Laune, Josephine einen gewissen, deutschen Gesang zu lehren. Es war das Lied vom Maultiertreiber, der seine Tiere führt. Den Anfang konnte Fifine immer gut: „Ein

Maultiertreiber ist zufrieden mit dem, was ihm sein Gott beschieden,“ dann aber kam ein verwünschtes: Ah — Hi! Ah — Ho! Hier irrte sie sich jedesmal und sang Oh — Ho! Oh — Ha! — Darauf Paff! eine Ohrfeige, Tränen und noch ein handgreifliches Pflaster. Endlich will Papa die Zerstreute dadurch zur Sammlung bringen, daß er ihr sein Taschentuch über den Kopf wirft. In diesem Augenblicke tritt glücklicherweise mein Cousin Hager ein, gerade als das unglückliche Kind unter dem Tuch sein unseliges Ah—Hi! Ah—Ho! ertönen läßt. Ein unauslöschliches Gelächter des Vetters machte der Tragödie rasch ein Ende.

Ein anderes Mal wollte mein Vater Titine einen schottischen Tanzschritt beibringen; *M. Fiquet*, unserem Tanzmeister, gelang dies nämlich nicht. Da stürmt Papa aus seinem Toilettezimmer im Pudermantel mit nur einem gekräuselten „Taubenflügel“ und Pantoffeln an den Füßen und beginnt sofort meiner Schwester den schottischen Tanz vorzutanzen. Doch Clic — clac! die Pantoffeln hielten nicht, sie ärgerten ihn, und er warf den einen mit aller Kraft fort. Er flog M. Fiquet auf die Nase.

Die ältere und gesetztere *Isabella* war die Favoritin Papas. Er ersparte ihr deshalb allerdings nicht das geringste und mehr als eine Ohrfeige hat ihre Wangen gerötet. Doch liebte sie mein Vater vor uns allen, er war gerührt über ihre Demut, und oft, wenn er über seine Lebhaftigkeit Reue empfand, bat er sie um Entschuldigung und suchte ihr durch Beweise seines Vertrauens und seiner Zärtlichkeit sein Benehmen vergessen zu machen. Für ein so gutes Herz, wie es meine Schwester hatte, genügte diese Genugtuung vollständig, um ohne Klage die ärgste Behandlung auszuhalten.

Mit Engelsgeduld verbrachte sie Stunden und Stunden im Arbeitszimmer Papas, allen Wechselfällen seiner Laune ausgesetzt. Sie gestand mir ein, daß sie diese Geduld zum großen Teil dem Rate Pittonys verdanke, der ihr vorgestellt, welche Wohltat sie ihrer Mutter erweise, wenn sie meinen Vater von der unseligen Idee, selbst zu erziehen, abbrächte. Er machte ihr klar, daß sie für die ganze Familie eine Art Blitzableiter der väterlichen Laune sein könnte. „Es ist dies eine Friedensmission," sagte er, „die Ihnen der Himmel übertragen hat." So opferten sich denn die beiden Liebenden für unsere Ruhe auf, während wir uns über die unschuldige Liebelei lustig machten. Sie durch ihre Hingebung, er, indem er sich des Vergnügens beraubte, sie in ihrer freien Zeit zu sehen.

Der Einfluß meiner Cousine *Hager*, ganz verschieden von dem Pittonys auf Isabella, beschränkte sich nicht darauf, mich zu einer Spötterin zu machen, sondern er hätte noch weit üblere Folgen haben können. Konstantine und ich lasen nämlich eine Menge Romane und sogar schlechte Bücher, die uns Minerl und ihr Bruder Franz liehen. Mit fünfzehn Jahren hatte ich bereits sämtliche Romane von August *Lafontaine*[1]), Christian *Spieß*[2]) und selbst „Meißners Skizzen"[3]) gelesen, ein so freisinniges und obszönes Buch, daß ich es heute nicht wagen würde, seine Lektüre einzugestehen. Diese Bü-

1) August *Lafontaine*, 1756—1831, deutscher Romanschriftsteller der empfindsamen Richtung, besonders leidenschaftlicher Liebesgeschichten.

2) Christian *Spieß*, fruchtbarer deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Räuber- und Geisterromane, 1755—1799.

3) August Gottlb. *Meißner* (1753—1804) Konsistorialrat und *Direktor* in Fulda. Seine bekannten „Skizzen" (14 Sammlungen) erschienen 1778—96. Sie enthalten allerlei Anekdoten, Fabeln usw.

cher, welche so geeignet sind, edle Gefühle zu verwirren und die Einbildungskraft zu beschmutzen, hätten uns ganz verderben können. Aber es gab einen Engel, der es nicht zuließ, daß unsere reinen und vertrauensvollen Herzen verführt wurden. Unsere gesunde Natur stieß das Gift ab. Als eines Tages unsere Eltern abwesend waren, entnahm Konstantine aus der elterlichen Bibliothek heimlich „la nouvelle Héloïse“, die wir nach den bisherigen Sudeleien mit wahrer Freude lasen. Wir hatten schon die ersten Briefe gelesen, als diejenigen, welche gerade gefährlich sind, in uns eben das Gegengift erzeugten. Bei den ersten wollüstigen Bildern empörten sich unsere ehrlichen und reinen Herzen, und, ganz beschämt über unsere Neugierde, trugen wir ohne Schwanken das Buch an seinen Platz zurück.

Ich frage mich heute noch, wie es nur möglich war, daß meine Cousine in sicherlich unschuldiger Absicht uns die Bücher gab und nicht an das Übel dachte, das sie uns zufügen konnte, wie unsere hingebende Liebe zu ihr in ihrem Herzen nicht heilige Pflichten wachrief, die um so ernster zu nehmen waren, als sie ein Ausfluß des Vertrauens und der Gastfreundschaft meiner Eltern sein mußten. Aber so ist das Leben! Wieviel Schlechtigkeit, wieviel Unglück entsteht auf Erden aus Unachtsamkeit! Ach, wie glücklich könnte man sein, wenn nur die Schlechten das Schlechte machten!

IV. 1799—1803

Wenn ich mich jetzt in jene Epoche meines Lebens vorwage, wo mich kein tägliches Tagebuch mehr führen kann, so fürchte ich, daß ich eine Menge chronologischer Fehler machen werde. Alle jene, welche sie hätten richtig stellen können, sind leider tot und das Gedächtnis meiner Schwestern ist kaum besser als das meine. Im allgemeinen hält mein Gedächtnis treuer die Tatsachen, die mich besonders interessieren, fest, niemals aber die Zeitdaten. Daher bilden meine Erinnerungen ein Gemengsel loser, unzusammenhängender Blätter. Es schadet nicht; behalf man sich doch auch mit den Sibyllinischen Sprüchen[1]).

Ich sprach noch nicht von unseren Aufenthalten in Wien, die, was unsere Erziehung und unsere Kinderfreundschaften anlangt, auch einer kurzen Erinnerung wert sind. Ich sage absichtlich „kurz", weil diejenigen Bekanntschaften, welche die Gouvernantenzeit überdauerten, von selbst im weiteren Verlaufe meiner Erzählung auftauchen werden und die übrigen verdienen nicht mehr Beachtung, wie ein Passant, den man auf der Straße anspricht und der dann wieder in der Menge verschwindet.

Die Kinder der Gräfin Marie *Chotek*[2]), Freundin meiner Tante Therese, waren und blieben unsere ersten

1) Das genaue Tagebuch Lulus beginnt erst mit 25. 11. 1804.

2) Gräfin Marie *Chotek*, geb. Gräfin *Clary*, 1748—1824, v. p. 278.

und besten Freunde. Zuerst waren es ihre zwei Söhne Karl[1]) und Hermann[2]), dann eine junge Schwester Therese von dem Zeitpunkte an, da man sie aus dem Kloster genommen, mit der wir innig befreundet wurden. Ich werde von ihr noch öfter zu sprechen haben. An den Ferialtagen versammelte man sich entweder bei Choteks oder bei uns. Dort lernten wir auch die Kinder der Gräfin *Trautmannsdorff* kennen. Der Sohn[3]) war ein nichtssagender, kleiner Knabe und die Tochter langweilig. Beide sind es ihr Leben lang geblieben und die Tochter ist jüngst unverheiratet gestorben. Sie hieß ebenso *Therese*, hatte aber keineswegs die Heiterkeit der Komtesse *Chotek*, sondern war taub „comme un pot" und etwas blödsinnig. Wir benutzten sie, um uns Gefrorenes zu verschaffen, das bei den großen Diners, die ihr Vater, damals Staatsminister, gab, übrig geblieben war. Kam sie mit leeren Händen zurück, so wurde sie von uns ausgezankt, was nicht gerade dazu beitrug, ihr unsere Anwesenheit angenehm zu machen. Eine Cousine von uns, Baldine *Cavriani*[4]), gesellte sich bald darauf in unsere kleine Gesellschaft. Sie war geistreich, originell und wunderhübsch. Wir blieben bis wenige Jahre nach ihrer Heirat mit dem Grafen, späteren Fürsten Karl *Paar*, sehr intim mit ihr, dann trennte uns ohne Zerwürfnis die Welt und das Leben.

1) Karl Graf *Chotek*, 1783—1868, Toisonist, verheiratete sich 1817 mit Marie Gräfin *Berchtold*, der unausstehlichsten aller kapriziösen Frauen. Sie schadete ihrem Manne viel in seiner Karriere, die er endlich wegen ihr aufgab. Er war Burggraf von Böhmen. (Notiz d. Verf.)
2) Hermann Gf. *Chotek*, 1786—1822, starb als Genieoberst und heiratete 1813 Henriette Gräfin *Brunswick*.
3) Josef Graf *Trauttmannsdorff*, 1788—1870, k. k. Gesandter in Berlin. Seine Schwester Therese, geb. 1784.
4) Guidobaldine, geb. Gräfin *Cavriani* (1783—1861) heiratete 1805 Fürst Karl *Paar*, k. k. Geh. Rat, Km. und G. F. W. (1773—1819).

Zu der Clique Trauttmannsdorff gehörte ferner Komtesse Charlotte *Schlabrendorf*[1]); sie war aber weder häßlich, noch taub. Dann nenne ich noch Sidonie de *Ligne*[2]), Enkelin des berühmten Prince de *Ligne*, dessen Bonmots und glänzender Geist so bewundert wurden. Ihr Vater war der Prinz *Karl* de Ligne[3]) und ihre Mutter eine Gräfin *Potocka*. Wir liebten Sidonie Ligne nicht, obwohl sie Esprit hatte, aber sie war mokant und schlimm. Seither ist sie sehr gutmütig geworden, und wenn man ihr jemals etwas vorwerfen wollte, so könnte man höchstens ihre zu große und häufige Güte tadeln.

Sie hatte eine Bastardschwester, die man Mlle. *Titine*[4]) nannte und die 1811 den Grafen Moriz *O'Donell* heiratete. Wir sahen sie oft, sie war ein Schelm, liebenswürdig und das komischste Mädchen, das man finden konnte. Sie machte unser Entzücken aus und später, da sie geistreich und anmutsvoll war, auch das des Salons ihres Großvaters. Als Titines Vater, der Prinz Karl de Ligne, getötet wurde, nahm sich seine Schwe-

1) Gräfin *Schlabrendorf*, geb. 1787, heiratete 1804 Josef Landgraf von *Fürstenberg*, Oberstküchenmeister. Wegen seiner Dicke nannte man ihn „le gros cuisinier“ und die Gräfin „la grande cuisinière“. (Notiz der Verf.)

2) Sidonie Franziska Karoline de *Ligne*, geboren 1786, heiratete 1807 Grafen Franz Potocki, dessen Vater Vinzenz P. 1794 ihre Mutter, die hinterlassene Witwe Karl de Lignes, geheiratet hatte, welch letztere 1814 starb. (Thürheims FM. Karl Josef Fürst de Ligne, Wien 1877, S. 176.)

3) Karl Fürst de *Ligne*, Sohn des berühmten Prince de Ligne, geboren 1759, gefallen 1792 als Oberst gegen die Franzosen, verheiratete sich 1779 mit Helene Apoll. Prinzessin Massalska.

4) *Christine* (Titine), die natürliche Tochter des Vorigen mit der Schauspielerin Fleury, geboren 1786, gestorben 1867, heiratete 1811 Graf Moriz O'Donell, Feldmarschalleutnant und Km. (1780—1843) Der witzige Prince de Ligne erläuterte einst ihre Verwandtschaft mit ihm mit den Worten: „Titine est une *Ligne*, mais pas une *droite* ligne.“

ster, die Prinzessin *Clary*, der kleinen Tochter an, die ganz bei ihrer Mutter, Mlle. *Fleury*, einer Schauspielerin des Brüsseler Theaters, lebte. Sie hatte von dieser ein großes, schauspielerisches Talent geerbt, und es wäre fraglich, ob das Vermögen, das sie als Nachfolgerin der Kunst ihrer Mutter sich erworben hätte, nicht ungleich größer gewesen wäre, als dasjenige, welches sie von ihrer „Marraine“ (so nannte sie die Prinzessin Clary) und von der Familie ihres Vaters, von der sie es durch mehr als eine Demütigung erkaufen mußte, bekam.

Obwohl wir diese „soirées de demoiselles“ ungemein liebten, so zogen wir doch allen anderen die Abende bei meiner Cousine Minerl *Hager* und ihrem Bruder vor, die uns beide arg verhätschelten und die ausgezeichnetsten Gouters gaben. Der Witz meiner Cousine allein wog den aller meiner kleinen Freundinnen auf.

Das Jahr 1799 stand im Zeichen der Koalition Österreichs und Rußlands gegen Frankreich. Wir waren gerade in Wien, als die *Kosaken* ankamen. Man führte uns außerhalb der Stadt, um diese Soldaten vorbeireiten zu sehen, die mir sehr häßlich vorkamen. Ihr Erscheinen rief überall das gleiche Gefühl hervor; sie flößten mehr Furcht als Vertrauen ein, und man war froh, als sie sich unter der Führung *Suwórows* (Suwaroffs) nach Italien zogen. In den Provinzen war der Eindruck dieser rauhbärtigen Gesellen mit ihren langen Lanzen noch nachhaltiger; man erzählte sich, daß sie dort Enten und Truthühner lebend an den Spieß steckten, über welche Neuerung die armen Tiere Ach und Wehe gerufen. Die Frauen berichteten, daß die Kosaken manchmal aus Versehen Kinder für Geflügel ansahen und ihr Anführer eines oder das andere, ohne es zu beachten, ganz roh verzehrte. Er wird sich wohl nur in einer Beziehung



F. M. Alexander W. Graf Suwórow (1729—1800)

Nach einem Stich in der K. u. K.
Familien-Fideikommißbibliothek



geirrt haben, nämlich in bezug auf das Geflügel, denn der russische General war nicht der Mann dazu, die Zeremonie des Bratens erwarten zu können. Sicher ist, daß er bei den großen Diners, die ihm zu Ehren der russische Botschafter Graf *Rasumoffsky*[1]) in Wien gab, ebensowenig Umstände machte und wie ein Vielfraß von den Speisen, die auf der Tafel standen, aß, ohne auf jemanden zu warten. War er satt, so erhob er sich und ließ die Gäste allein. Dieser Mensch, ein Nachzügler der Horden *Attilas*, hatte noch so ziemlich die Sitten dieser mongolischen Helden. Er verschmähte ein schönes und gutes Bett, das man ihm im Gesandtschaftshotel bereitet hatte. Er legte sich einfach auf den Boden, worauf er sich Stroh gebreitet hatte und hüllte sich in seinen Mantel ein. Als er später in Italien, den Säbel in der Faust, an der Spitze seiner Soldaten marschierte, und mit ihnen die Strapazen teilend die Sommerhitze erduldete, kam er an einem Sumpf vorüber. Da riß er seine Kleider herab und wälzte sich wie ein Schwein ganz nackt in dem schmutzigen Wasser. War er fertig, so zog er seine Uniform mit feierlicher Miene an und stieg auf sein Pferd. Neben dieser Ungeschlachtheit besaß er aber eine große Geistesfrische, die bis zur Verschlagenheit ausartete, wenn er etwas erreichen wollte. Auf diese Weise brachte er einmal *Rasumoffsky* in große Verlegenheit. *Suwaroff*[2]) kam gerade in Wien

1) Andreas Graf *Rasumoffsky* (Razumovsky), 1752—1836, k. russischer Geheimer Rat und Botschafter zu Wien. Eine Gasse in Wien ist nach ihm benannt. Über ihn später.
2) Graf Alexander Wassiljewitsch *Suwórow-Rymnikskij*, (1729—1800) der bekannte russische Feldherr. Er war ein Gegner des Staatsministers Baron Thugut und dessen unentschiedener Politik. Graf Camillo Razumowsky erzählt in seinem neuesten Buche „Fürst Andreas K. Rasoumoffsky“ einige amüsante Anekdoten über Suwórow. So

an, um seine Armee zu erreichen, die gemeinsam mit der österreichischen operieren sollte. Seine geheime Absicht war aber, ganz nach eigenem Gutdünken vorzugehen, ohne sich um den Hofkriegsrat in Wien zu kümmern, für den er eine souveräne Verachtung hegte und den er nur mit dem Worte „Unbestimmt" bezeichnete. Dennoch mußte er des Scheines halber sich mit den Alliierten über den Feldzugsplan beraten. Zu diesem Zwecke führte ihn Rasumoffsky nach der Audienz bei *Kaiser Franz* zu dem Staatsminister *Thugut*, der ihn mit allen Zeichen der Achtung empfing. Nach unzähligen Verbeugungen von beiden Seiten, führte ihn *Thugut* in sein Arbeitskabinett und wollte nun die Beratung beginnen. *Suwaroff* aber beugte sich fast bis zur Erde und rief aus: „Großer Minister! Großer Minister!" Thugut glaubte auch seine schönste Verbeugung machen zu müssen. Kaum hatte er seinen Vortrag wieder begonnen, als der General wieder mit seiner schnarrenden Stimme die vorigen Worte wiederholte. Der Kaiser wurde endlich ungeduldig und sagte zu *Suwaroff*: „Der Baron wünscht, daß Sie, Herr Marschall, sich mit ihm über den Kriegsplan verständigen." „Ah, Euere Majestät!" erwiderte der General, indem er die Hände über der Brust kreuzte und sich noch tiefer verbeugte, „Seine Majestät der *Kaiser Alexander* — Baron Thugut ein Aristoteles! Großer Minister, großer Minister!" Mehr war aus ihm nicht heraus zu bringen.

riet er der Gräfin Rasoumoffsky-Thun, doch ihrem Manne „die Rute zu geben". Nach Ribeaupierre wollte sich Suwórow nach der Audienz beim Kaiser in die Stefanskirche begeben. Das Volk rief ihm: „Es lebe Suwórow" zu, das er mit dem unaufhörlichen Gegenrufe erwiderte: „Es lebe Kaiser Josef!" Als er auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht wurde, ließ er sich keineswegs beirren, sondern entschuldigte sich damit, er habe ganz auf den Thronwechsel vergessen.



Elisabeth Gräfin Rasumoffsky-Thun (1764—1806)

Nach einem Bild von Elis. L. Lebrun-Vigée
im Besitze des Grafen Camillo Razumovsky, Wien



Diese Details habe ich von *Rasumoffsky*, der später mein Schwager wurde. Diesem blieb nichts übrig, als nach einer Viertelstunde den verschlagenen Posssenspieler fortzuführen, der später einen Feldzugsplan nach seiner Art machte und davon geradeso wenig abging, als von seinem „großen Minister". *Rasumoffsky* erzählte mir später einmal, er habe bei Gelegenheit dieser Unterredung Blut und Wasser geschwitzt.

Der Krieg von 1799, wobei die Erfolge *Suwaroffs* in Italien und die des *Erzherzogs Karl* am Rhein doch nur, 2 Jahre später, den Frieden von Luneville herbeiführten, ließ viel Blut und Tränen auf unserer Seite fließen. Der Hofkriegsrat, den der russische General nach seinem wirklichen Werte schätzte und ihn auch immer den „Rat Unbestimmt" nannte, paralysierte stets die Anstrengungen eines guten Generals und begünstigte die eines schlechten. Während das Volk seinen guten Willen bewies, sein Blut und seine Kraft vergeudete, während der österreichische Adel sich im Dienste des Vaterlandes und des Kaisers dezimierte — es gab kaum eine Familie, die diese Kriege nicht in Trauer versetzt hatten — machten die Untätigkeit und die Hofintrigen alle diese edelmütigen Opfer unnütz. Man sah stumpfsinnig und ohne Zweck die Blüte der Edelleute wie Hekatomben fallen. Der arme Graf Jakob *Ficquelmont*[1]) war unter der Zahl dieser Opfer; er wurde unter den Mauern von Verona erschossen. Meine Tante *Therese* beweinte ihn aufrichtig, vielleicht auch mit reuevollem Grame, denn sie hatte sich gegen diesen so treuen Verehrer ein Unrecht vorzuwerfen. Unabhängig geworden durch den Tod ihres Vaters und Erbin eines Vermögens von 80.000 fl., hatte sie sich geweigert, es mit dem

1) Er starb in Verona 17. 4. 1799.

Manne zu teilen, der ihr seit einer Reihe von Jahren sein Herz geschenkt hatte.

Das Jahr 1800 hat in mir keine andere Erinnerung hinterlassen, als die Nachricht von der Schlacht von *Marengo* und einem Maskenball, bei welchem ich am Arme des sehr langweiligen Marquis de *Beaufort*, eines Verehrers von Tante Therese, fast einschlief. Seither hatte er das Recht, mich mit seinen gelblichen Lippen zu küssen, obwohl er nicht verwandt war.

Den Winter 1801 verbrachten wir in Wien. Die *Kinderbälle* waren viel lustiger, als die Maskenredoute des Vorjahres. Ich erinnere mich dabei eines kleinen, dicken, aber sehr netten Knaben, der mich den ganzen Abend nicht verließ und den man Prosper *Arenberg*[1]) nannte. Er heiratete später ein Fräulein *Tascher de la Pagerie*. Wir liebten uns an diesem Abend bis zum Wahnsinn und sahen uns seither nie mehr. Schon einige Jahre früher hatte mich eine frühreife Neigung zum Sohne der Prinzessin *Lichnowsky*[2]) erfaßt. Ich habe ihn wohl nie gesehen, aber seine Mutter besaß ein reizendes Porträt von ihm, das mir und meiner Schwester Josefine den Kopf ganz verdreht hatte. In einem Muff der Prinzessin hatten wir noch einen anderen Rivalen. Mit diesem zu spielen, machte uns ebensolche Freude, als das Porträt des bildhübschen kleinen Eduard zu betrachten. Da wir uns oft wegen dieser beiden Dinge stritten, so

1) Herzog Prosper *Arenberg* (1785—1861), heiratete 1808 Stefanie Tascher de la Pagerie, Nichte der Kaiserin Josefine. Diese Ehe wurde 1816 für nichtig erklärt, worauf Prosper 1819 die Prinzessin Ludmilla Lobkowitz heiratete.

2) Christine Gräfin *Thun-Klösterle* (1765—1841), die Schwester der Gräfin Rasumoffsky-Thun, hatte 1788 den Prinzen Karl Lichnowsky (gestorben 1814) geheiratet. Aus dieser Ehe wurde der oben genannte Fürst Eduard Lichnowsky 1789 geboren. Dieser heiratete 1813 Eleonore Gräfin Zichy.



Eduard Fürst Lichnowsky (1789—1845)

Nach der Photographie eines Ölgemäldes in der K. u. K. Familien-Fideikommißbibliothek



entschlossen wir uns, sie zu teilen. Ich rannte so schnell als möglich zur Prinzessin, um für eine von uns ihren Sohn zum Gemahl zu verlangen, für die andere den Muff. Jedenfalls wäre diejenige, die den Muff bekommen hätte, besser dabei gefahren, denn der kleine Eduard wurde ein gar „mauvais sujet" und professioneller Lügner, den sein Sohn allein in diesem Metier noch übertreffen konnte. Man hat sie oft mit dem Baron von *Crac*[1]) und dessen Sohn verglichen, was aber den *Kaiser Franz* nicht hinderte, aus dem Vater den Historiographen seiner Familie zu machen. Er bekam dafür jährlich 1600 fl.

Den Sommer 1801 verbrachten wir auf unserem Schlosse Schwertberg. Mein Vater ließ sich damals durch einen Baron *Puteani*[2]) in unglückliche Güterspekulationen ein. Dieser Mann bereicherte sich, indem er die Geschäfte großer Herren in Ordnung brachte und nahm für seine Bemühungen reichliche Perzente. Auf sein Anraten kaufte mein Vater die Herrschaft *Chotovin* bei Tabor in Böhmen und ließ sie durch den ältesten Sohn des Barons bewirtschaften. Er fand aber dabei so wenig seine Rechnung, daß er das Gut 1803 an einen Herrn *v. Nadherny*[3]) verkaufen mußte. In Zahlung nahm

1) „Baron *Crac* et son fils", Personen in einem französischen Lustspiele von Collin d'Harleville (1755—1806), „M. de Crac dans son petit castel (1796), worin Vater und Sohn um die Wette à la Münchhausen aufschneiden. Der „Historiograph" war Eduard Maria Fürst *Lichnowsky* (1789—1845), der 1836—44 die „Geschichte des Hauses Habsburg" schrieb und nach Gräfin Lulu Thürheim dafür jährlich 1600 fl. bekam. Vater und Sohn Lichnowsky konnte man wohl mit Recht die beiden Cracs nennen.

2) Vielleicht Joh. Nep. Baron *Puteani*, geboren 1775.

3) Johann v. *Nadherny* erwarb 1803 *Chotovin* im Kreise Tabor in Böhmen. Er besaß 13 Herrschaften und viele Industrien. Sein Enkel Johann (1838—1891) wurde 1882 österreichischer Freiherr. Das einträgliche Gut hatte Graf Thürheim 1795 von dem Grafen Christof Alex. Migazzi gekauft.

mein Vater auf Anraten Puteanis unsichere Obligationen des Käufers an, die protestiert waren und ihm nur Prozesse brachten, in denen er die 200,000 fl., welche Chottowin gekostet, beinahe vollständig einbüßte.

In diesen Jahren machten wir in Schwertberg auch die Bekanntschaft zweier Nachbarn, die uns öfters besuchten. Der eine war ein Engländer *v. Scheldon*[1]), der andere ein Florentiner Cavaliere *Del Hoste*[2]). Der erstere wohnte in Enns an der Seite einer alten, häßlichen und dummen Frau. Sie war aus großem Hause, eine geb. Prinzessin *Auersperg* und Witwe nach einem Grafen *Daun*. Scheldon diente in einem österreichischen Regimente. Ich weiß nicht, ob er die Unvorsichtigkeit beging, seiner späteren Frau den Hof zu machen, kurz, die Dame faßte eine solche Leidenschaft für ihn, daß sie sich, als er einmal krank wurde, einfach an sein Bett setzte und ihn Tag und Nacht pflegte. Was blieb ihm als galantem Manne übrig, wie sie zu heiraten? So fand er sich nach seiner Wiedergenesung mit 22 Jahren an eine Frau von 40 gefesselt, die häßlich, lächerlich und vermögenslos war. Trotzdem ertrug er sein Unglück nun schon durch 25 Jahre ohne Klage, man sagte aber, daß er manchmal eine kleine Tröstung außer Haus suchte. Im übrigen hatte er für seine Frau alle Rück-

1) Franziska Fürstin Auersperg, Tochter des Grafen Karl und Josefa Gräfin Trautson, geboren 1745, heiratete 1. 1768 Franz Karl Graf Daun (1746—1771), k. k. Km. Oberst und Regimentskommandant, Sohn des Siegers bei Kolin, 2. 17. 5. 1789 Georg Grafen *Sheldon* (auch Scheldowe und Sheltown), geb. 1763, gest. vor 1820, s. 1810 k. k. Km.

2) Karoline Christine Gräfin *Waldstein*, geboren 1766, heiratete 1. 1790 Leopold Josef Grafen Daun (1769—1799), Sohn des vorigen Franz Karl Grafen Daun und der Franziska Fürstin Auersperg; heiratete 2. 2. 10. 1802 Claudius Graf *Dell Hoste*, späteren portugiesischem Oberstleutnant und sizilianischem General-Konsul, gest. 1845.

sicht und beweinte sie nach ihrem Tode, als ob er sie innig geliebt hätte. Er war eben auch alt geworden und die Gleichgültigkeit hatte sich unterwegs verloren. Außer ihrer Leidenschaft für ihren Mann, hatte die Frau Scheldon noch eine besondere Liebe für alle Tiere. Sie konnte es nicht ertragen, daß man sie tötete, noch weniger, daß man sie des Vermögens, zu lieben, beraubte. Sie rettete und ernährte so viele Tiere, als es ihre kleine Rente gestattete: Widder, Hähne und die männlichen Schweine. Sie alle hatten ein sicheres Asyl bei der empfindsamen Alten. Unnötig zu sagen, daß auch die Hunde sich einer besonderen Rücksicht erfreuten. Sie hatte eine Menge, und ihr Mann nahm, weil er sie spazieren führen mußte, immer mindestens 6 auf einmal mit.

Der Cavaliere *Del Hoste* war der Stiefsohn des Herrn Scheldon, da er die Witwe des Sohnes seiner Frau geheiratet hatte, die Gräfin *Daun*, geb. Gräfin *Waldstein*. Wie sein Stiefvater wurde er das Opfer einer Neigung, die er in dem Herzen einer älteren und im Range höher stehenden Dame wachgerufen. Nur bot er weniger Interesse, als Scheldon, da er hauptsächlich mit Rücksicht auf das Vermögen seiner Frau geheiratet hatte. Sie war reich und besaß das sehr schöne Schloß *Wallsee* an der Donau. Dagegen war sie zänkisch und eifersüchtig und quälte ihren Mann so lange, daß er ihr endlich Zeit ließ, sich ihrem Zorne hinzugeben, indem er aus Gesundheitsrücksichten vorgab, täglich 9—10 Stunden marschieren zu müssen. So ging er oft am frühen Morgen von seiner Frau fort und kehrte erst des Nachts oder gar am nächsten Morgen zurück. Sein Stiefvater Scheldon hatte ebenfalls diesen Ausweg adoptiert und so durchwanderten die beiden schlecht verheirateten Gatten, um der ehelichen Fessel zu entgehen, das Land der Länge und Breite nach.

In diesen Kriegszeiten sahen wir auch viele Offiziere[1]) in unserem Schlosse, da in der ganzen Gegend Truppen kantonierten.

Im Winter 1802, 14jährig, wurde ich bereits bei Hof vorgestellt. Dazu verhalf mir die Anwesenheit der Schwester meiner Mutter, einer geb. Gräfin *Trips*[2]), die den Prinzen von *Hessen* geheiratet hatte, der sich in neapolitanischen Diensten bei der Verteidigung Gaëtas ausgezeichnet hatte. An die leichtfertigen Sitten des Hofes der Königin *Karoline* gewöhnt, fand sie es nur natürlich, daß sie sich einen Liebhaber hielt, trotzdem sie ihren Gatten achtete. Dieser Anbeter war der englische Botschafter Sir Arthur *Paget*[3]) am Wiener Hofe. Diese Liaison, mit der meine Tante kein Geheimnis machte, ärgerte meine Mutter sehr und sie sah darin eine Gefahr für ihre heranwachsenden Töchter. Sie beschloß daher, sich kühl gegen ihre Schwester zu verhalten. Infolge ihrer Herzensgüte war aber meine

1) Sie bildeten für uns eine angenehme Gesellschaft, nur war Minerl *Hager* sehr eifersüchtig gegen uns, wenn uns der Hof gemacht wurde. Sogar ihr Bruder Hans *Hager*, der auch bei Schwertberg garnisonierte, wurde von Isabella eingenommen. Er war ein Riese, heiratete 1809 Maria von *Iléssy* und wurde der Vater der späteren Gräfin Julie Hager-*Oldofredi* (1813—1879), der Letzten dieses uralten Geschlechtes. (Notiz d. Verf.)

2) Marie Franziska Gräfin *Berghe* von *Trips*, gest. 1805, vermählte sich am 22. Januar 1791 mit dem Landgrafen Ludwig von *Hessen*-Philippsthal (1766—1816). Deren einzige Tochter Marie, geboren 14. 1. 1793, heiratete 1810 den westfälischen Oberst Grafen Ferdinand de la Ville sur Illon (geschieden 1814).

3) Sir Arthur *Paget* (1771—1840) englischer Gesandter in Wien, heiratete 1809 Auguste Jane Fane. Der Gesandte Louis Fürst Starhemberg schreibt von ihm u. a.: „Paget, ministre d'Angleterre, beau et bon garçon, excellent compagnon, rempli d'esprit, bien pensant, mais selon moi, trop occupé de ses plaisirs et peut-être trop léger pour un ministre." Er war früher in Neapel, wo ihn die Prinzessin von Hessen kennen und lieben lernte.

Mutter gar bald zur Vertrauten der beiden Liebenden avanciert, dieses Amt war keine leichte Aufgabe, denn meine Tante hatte ein südlich-lebhaftes Naturell. In ihren Zorne ohrfeigte sie oft ihren Liebhaber oder wälzte sich dann wieder auf den Knien vor ihm, um ihn zu versöhnen. Als später die schönste Frau Wiens, die Gräfin *Spee*, ihr den Botschafter abspenstig machte, begnügte sie sich mit den Brosamen seiner unbeständigen Neigung und verzieh ihm immer wieder, sobald er auf kurze Zeit zu ihr zurückkehrte. Sie starb, 32 Jahre alt, in München an den Masern, allein, auf einer Reise begriffen.

Dieser Tante verdankte ich also meine vorzeitige *Vorstellung beim Wiener Hofe*. Sonst wurden die jungen Fräuleins erst mit 16 Jahren präsentiert. Man gab ihnen dann Schleppkleider und Spitzen, man schenkte ihnen eine kleine Ausstattung an schönen Roben und Hüten, führte sie zum Kaiser und zur Kaiserin, zu den Ministern und Gesandten und ließ sie endlich die Tournée bei der ganzen Gesellschaft machen. Von diesem Zeitpunkte an waren sie nicht allein zu den Hof- und Stadtbällen eingeladen, sondern auch zu den Gesellschaften und großen Diners, deren es damals eine erkleckliche Anzahl gab. Heute ist es ganz anders geworden und es ist selten, daß die jungen Leute den Majestäten irgendwo anders vorgestellt werden, als beim Ball bei Hof, wo sie vorher schon eingeladen sind. Auf die Gesellschaft brauchen sie gar keine Rücksicht zu nehmen, sie tanzen auf allen Bällen, sobald es ihren Eltern gefällt, grüßen kaum die Hausherren und sagen nie eine höfliche Phrase zu irgend jemanden. Damals war es nicht so, unser Eintritt in die Welt war mit Schwierigkeiten verbunden. Man mußte die kaiserlichen Audienzen überstehen, man

mußte die Frohn der vielen Visiten auf sich nehmen, welche die Obersthofmeisterin Gräfin *Wratislaw*[1]) anempfahl. Sie erhob kaum das häßliche, runzelige und geschminkte Gesicht, sah einen mit durchdringendem, forschenden Blick an und gefiel sich darin, etwas Unangenehmes zu sagen. Außerdem mußte man das Examen und die Kritik mehrerer 80jährigen Damen bestehen und stundenlang, ohne den Mund aufzutun, im Cercle stehen, der sie umgab. Amüsant war es nicht, aber diese alten Damen hatten gute Manieren, machten schöne Konversation und man konnte viel Nützliches in ihren Salons lernen, und wäre es auch nichts weiter, als sich zu genieren und das Alter zu achten.

Meine 2 Schwestern Isabelle und Konstantine waren bereits vorgestellt und, gewohnt, mit ihnen das Interesse jedes Tages zu teilen, langweilte ich mich an den Abenden zu Tode, wenn sie zu den Bällen fortfuhren.

Meine Tante von *Hessen* hatte mich besonders gerne, weil ich ihr ähnlich sehen sollte. Sie hatte Mitleid mit meiner Aschenbrödelrolle und lobte mich eines Tages gegenüber dem alten Herzog Albert von *Sachsen*[2]), der gerne junge Leute um sich sah. So kam es, daß plötzlich eine Einladungskarte des Herzogs an meine Eltern kam, worauf statt der sonstigen 2 gebetenen Fräulein Töchter deren drei verzeichnet waren. Man durfte dem Onkel des Kaisers keinen Refus geben, meine Größe konnte meine große Jugend nicht leicht verraten, die Tante Hessen wußte außerdem alle Schwierigkeiten aus dem

1) Gräfin Antonie *Wratislaw*, geb. Gräfin Kinsky, Obersthofmeisterin der Kaiserin Maria Theresia, gest. Wien 26. 3. 1816, 78 Jahre alt.
2) Herzog Albrecht von *Sachsen-Teschen* (1738—1822), Reichs-F.-M., bekannt als Gründer der „Albertina“.

Wege zu räumen, die meine guten Eltern machten und freute sich im voraus auf das Vergnügen, das sie mir bereitete. Kurz, ich bekam eine Girlande und ein golddurchwirktes Kreppkleid und ging auf den Ball. Ich erinnere mich nicht, das Vergnügen dort empfunden zu haben, welches ich erwartet hatte. Die Pracht der Gemächer, der Aufwand an funkelnden Diamanten bei den Damen und Herren betäubten mich mehr, als sie mich entzückten. Man hatte mir so viele Dinge gesagt, wie: „Gib auf das und jenes acht, drehe keinem Erzherzog den Rücken, tritt nicht auf die Schleppe einer Erzherzogin“ usw. Dies alles drehte sich mir im Kopf herum, ich verlor meine Fassung und wußte nicht, wohin ich die Füße setzen sollte. So passierte es mir, daß ich in der deutschen Quadrille, als ich bei einer Figur zurücktreten mußte, versehentlich meinen Fuß auf den des Prinzen Leopold von *Salerno*[1]) setzte. Ich hatte Geistesgegenwart genug, nichts dergleichen zu tun und meinen Rigodon fortzusetzen, aber das ungeschickte Kind ging hinkend davon und setzte sich weinend auf die Knie der Königin von *Neapel*, um ihr zu sagen, daß das Fräulein von *Thürheim* ihm einen Fußstoß gegeben habe. Man zog ihm die Schuhe aus, machte ihm Umschläge und legte ihn der ganzen Länge nach auf ein Kanapee. Man erzählte mir dann das Unglück, das ich verschuldet hatte. Zu Tode erschrocken, wie wenn ich

1) Leopold Prinz v. *Salerno* (1790—1851) verheiratet 1816 mit Marie, Tochter Kaiser Franz I. von Österreich. Nostitz schreibt über ihn S. 157: „Der Prinz Leopold“ v. Sizilien hüpft und springt mit seinem Bourbonengesicht herum. Edel ist sein Stil nicht; sein Wesen scheint mir höchst langweilig. Il restera Prince d'une Sicile et cela est assez pour lui.“ Und Gräfin Bernstorff mokiert sich über sein bärenhaftes Tanzen, wodurch er der Schreck der Damen wurde. (De la Garde: Gemälde des Wiener Kongresses, München 1912, I. S. 248).

einen Königsmord begangen hätte, hätte ich mich gerne hinter einem Vorhang versteckt oder wäre am liebsten unter das Parkett gekrochen. Ich hatte das Gefühl, dem Schafott entgangen zu sein, als ich endlich in meinem Bette lag.

Mein Debut in der Welt war aber dennoch nicht ebenso unglücklich. Wenige Tage später war ein Concert paré in einem Redoutensaal. Das Eis schien gebrochen, denn man führte mich auch dorthin. Eine Hoftrauer zwang mich, schwarzen Jais in den Haaren und um den Hals zu tragen, ebenso wie ein Kleid derselben Farbe. Man glaube aber ja nicht, daß ich jedesmal meine Toilette beschreiben werde, wie die Herzogin von *Abrantès*[1]). Die Trauer steht gut zu einem 14 jährigen, weißen und lustigen Gesicht. Die Jugend triumphiert über den Kummer. Wie es auch immer sei, ich war bei diesem Konzert sehr hübsch und jedermann sagte es mir. Als ich mich in einem Pfeilerspiegel einen Moment betrachtete, fand ich, daß man recht hatte. Als ich nach Hause kam, schlief ich ganz anders, als das erstemal. Von diesem Abend an nahm ich an allen Unterhaltungen teil. Wir machten in der Tat ein holdseliges Trio aus. Meine Schwester *Isabella* war eine pikante Brünette mit schönen Zügen, wundervollen Augen und einer einnehmenden Gestalt. *Konstantine*, etwas kleiner, besaß einen blendenden Teint, mandelförmige Augen von außerordentlicher Milde. Ihr Lächeln war lieblich. Ihre Zähne blendeten. Die Haare waren von einer schönen lichtbraunen Farbe und von einer Feinheit und einem Glanze, die auch die Jahre heute noch nicht zu ändern vermochten. Sie hatte außerdem sehr

1) Die Gattin des napoleonischen Generals Andoche *Junot* (seit 1807) Herzog v. Abrantès.

hübsche Hände und Füße. Mit einem Worte, es hatten sich an ihr alle Schönheiten vereinigt und machten aus ihr die verführerischste Weltdame. Was mich betrifft, so versprach ich damals hübscher zu werden, als ich es in meiner Jugend hoffen ließ. *Ich* war noch zu mager für meine hohe Gestalt, ein bischen Embonpoint hätte mir nicht geschadet. Meine Taille blieb dünn und geschmeidig bis zu meinem 35. Jahre. Ebenso war es mit dem schmalen Oval meines Gesichtes. So mußte jemand, der mich in meiner Jugend nicht gekannt hatte, sich vorstellen, daß ich sehr schön gewesen, während man damals nur glaubte, daß ich es werden könnte. In Wirklichkeit war ich nie, was man eine hübsche Frau nennt, nur die Weiße meines Teints, die Regelmäßigkeit meiner Züge und eine gewisse Lebhaftigkeit meines Mienenspieles machten mich anziehend. Auf den Bällen sehr fetiert, gab ich mich ganz den Freuden des Tanzes hin und der damit verbundenen für mich noch größeren, plaudern zu können. Ziemlich geschwätzig, plauderte ich zwanglos mit meinen Verehrern und meine unschuldige Koketterie brachte mir mehr, als eine Eroberung. Ein großer, schöner, junger Mann, Sir *Blackgre* oder Blaquin[1]), Kapitän in der englischen Garde, schien mir der liebenswürdigste von allen zu sein, obgleich ich mich nicht erinnern kann, daß er viel sprach. Aber in seiner schönen blauen Uniform mit seinem glänzenden Stahlhelm, auf welchem ein Totenkopf abgebildet war, kam er mir unwiderstehlich vor. Ich träumte zwei Tage und zwei Nächte nur von ihm. Ein anderer machte mir jedoch den Hof mit viel ernsteren und solideren Absichten. Es war dies der Graf Tony

1) Dürfte Sir William Houstoun-*Boswall* gewesen sein, der, englischer Offizier, damals in Wien war.

Starhemberg[1]), der später lange Jahre Vormund der Kinder meines Bruders wurde. Er ließ keinen Walzer vorüber, ohne mit mir zu tanzen und drückte mir beim Tanze die Hand. Ich weiß nicht, wie es meine Mutter bemerkte. Die Partie gefiel meinen Eltern, die Güter des Grafen lagen neben den unseren; daher bestürmten mich Vater und Mutter mit tausend Fragen über die Artigkeiten, die mir der Graf gesagt hatte. Ich war in großer Verlegenheit, was ich antworten sollte. Aus Widerspruchsgeist verdarb mir die Freude der Eltern mein Vergnügen. Ich war beleidigt, daß man die Geheimnisse meiner ersten Liebeständeleien an die Sonne zog. Die Gewißheit, die man mir bewies, daß mir der Graf gefallen müsse und die Furcht meinerseits, daß ich ihm mißfiel, machten ihn mir wiederwärtig trotz seiner hübschen Augen, der Schmarre, die martialisch die Stirne eines Husarenmajors von 28 Jahren schmückte, und des Maria Theresienkreuzes, das ihm die Wunde eingetragen hatte. Ich zitterte bei dem Gedanken, er könne mich zur Frau begehren, und als er 2 oder 3 Monate später unangesagt nach Schwertberg kam, verbarg ich mich rasch in einem finsteren Loch des alten Schlosses, wo ich 2 Stunden an die kalte Mauer gekauert stand, bis die Dinerglocke mich herauslockte. Ich mußte meine Zeichnungen zeigen und entrann mit

1) Anton Gundakar, Sohn des Gundakar Franz Grafen *Starhemberg* und der Wilhelmine Gräfin Neipperg, geboren 1776, gestorben 1842 k.k. Km. und G.F.W.M., ein tapferer Soldat, der bei Austerlitz und Wagram als Oberst bei Stipsitzhusaren mitfocht und für Boara das Maria Theresien-Kreuz erhielt. Marmont gedenkt seiner ehrenvoll in seinen Memoiren. Seine Schmarre über der Stirne rührte von einer schweren Verwundung im Gefechte bei Renchen 1796 her. Seine 1. Gemahlin war Julie, geb. Gräfin Esterházy-Galantha, gestorben 1829 und auch von seiner 2. Frau Karoline geb. Gräfin Kaunitz hatte er keine Kinder.



Nach einem Stich von J. G. Mansfeld in der
k. und k. Familien-Fideikommißbibliothek



knapper Not der Notwendigkeit, meinen Gesang zu produzieren. Solange die Visite des Grafen dauerte, durch 6 Stunden, hüllte ich mich in eine unausstehliche Mürrischkeit und mußte trotzdem das Augenspiel meines zärtlichen Anbeters über mich ergehen lassen. 25 Jahre später sah ich in Paris ein Vaudeville „la demoiselle à marier", worin ich mich und meinen ersten Freier, der mir so verhaßt geworden, wie in einem Spiegel zu erkennen glaubte. Der einzige Unterschied zwischen dieser hübschen Theaterszene und der meinigen war, daß die letztere keine anderen Folgen hatte, als die Heirat meines Bewerbers 6 Monate später mit der hübschen Gräfin *Esterházy*, die ihm gefälliger war und ihm 1 Million Gulden in die Ehe mitbrachte.

Ich will hier noch einiges nachtragen, was sich um die Jahrhundertwende zutrug. Im Winter 1801 trat ein für unsere Familie großes Ereignis ein. Es nahte sich ein Bewerber um die Hand meiner Schwester Isabella, der Dragonerleutnant Graf *Speth*[1]). Da er den Winter in Schwertberg in Garnison zugebracht hatte, gelang es ihm dort überall den Ruf seines Reichtums zu verbreiten. Als wir ankamen, war sein erstes, bei meinen Eltern einen Antrittsbesuch zu machen und kurz darauf um die Hand Isabellas zu bitten. Alles dies ging im Eilschritte. *Pittony* sah der Bewerbung mit Wehmut zu, dennoch erbot er sich, als es sich darum handelte, über Speth Erkundigungen einzuziehen, nach München zu reisen, wo sich die Familie des angehenden Bräutigams aufhielt. Er sollte von dort nicht nur über das Vermögen,

1) Mangels Taufnamen kann Obiger nicht mit Bestimmtheit eruiert werden. Grafen Speth gab es nicht. Er könnte also nur der freiherrlichen Familie Speth angehören. Vielleicht war es Max Freiherr v. *Speth-Zwiefalten* (1785—1856), kgl. württembergischer Rittmeister a. D.

sondern auch über den Charakter des Grafen sichere Nachrichten mitbringen, obwohl die Manieren des hübschen Leutnants nichts zu wünschen übrig ließen. Trotz der innigen Liebe, die Pittony meiner Schwester entgegenbrachte, riet er ihr doch in seiner Großmut, sich den Wünschen der Eltern nicht zu widersetzen, falls die Partie wirklich allen Erwartungen entsprechen würde.

Zum Glücke Pittonys und Isabellas wurde jedoch aus der ganzen Angelegenheit nichts. Pittony begab sich in München sofort zur alten Gräfin *Speth*, der er die Absichten ihres Sohnes, in der sicheren Voraussetzung, daß ihr alles bekannt sei, berichtete. Doch diese war wie aus den Wolken gefallen, sie gestand, nicht das geringste zu wissen, sie bekannte, daß ihr Sohn nicht genug Vermögen besitze, um eine solche Heirat eingehen zu können, und sein Charakter leider nicht das Glück einer Frau sichern würde. Dieses Geständnis wurde ihr anscheinend sehr peinlich, denn sie schätzte die Ehre, die meine Familie ihrem Sohne zukommen lassen wollte. Diese Loyalität rettete meine Schwester, und der Abgesandte kam mit diesem Mißerfolge ebenso glücklich zurück, wie ein anderer, der sich über einen Erfolg erfreut.

Als 1801 mein Vater noch Vertrauen in seine geschäftlichen Unternehmungen, namentlich in die Erwerbung von *Chotovin* hatte, war er oft genötigt, lange Reisen nach Böhmen zu machen. Wir benützten diese Abwesenheit, um in Frieden zu leben. Ich schäme mich einzugestehen, bis zu welchem Grade uns diese wirklichen Ferien entzückten, und doch arbeitete und mühte sich Papa nur für uns ab. Seine Person flößte uns aber immer Furcht ein. Kaum war er abgereist, als wir Pro-

menaden und größere Ausflüge verabredeten, die uns lieber waren, als die glänzendsten Vergnügungen. Ich erinnere mich mit Freude eines zweitägigen Ausfluges nach Zellhof (Schloß des Grafen *Salburg*)[1]) und nach Reichenstein[2]), einer sehr schönen, uralten Ruine. Zu unserer Gesellschaft zählten damals auch der obengenannte Abbé *Maas* und ein Arzt der Umgebung, mit Namen *Schober*. Beide waren geistreich, heiter und sehr amüsant, nur hatte der Abbé seine Launen, wie alle Lehrer, während sich Schober immer gleichblieb. Auch war dieser wirklich ein guter Arzt, sein Besuch allein heilte oft schon, weil er die Kranken vortrefflich zu unterhalten wußte.

Ich habe auch der Besuche nicht gedacht, die wir regelmäßig einmal des Jahres in Linz bei dem alten Grafen Christof *Thürheim*[3]) machten, der Landeshauptmann von Oberösterreich war. Dieser würdige Verwandte, von dem später einmal mein Vater die Fideikommisse erben sollte, verdiente alle Rücksicht, und meine Eltern ließen es auch daran nie fehlen, was ihnen in Zukunft von großem Nutzen sein sollte. Er war der Chef der älteren Linie und der letzte Landeshauptmann, denn schon zu seinen Lebzeiten hob man diese Stelle, die immer von einem Landeskind besetzt und vom Lande bezahlt wurde, auf und ernannte einen kaiserlichen Statthalter, der als Fremder weniger die Interessen der Provinz beschützte, als sie denjenigen der Krone unterordnete. Mit der Charge des Landeshauptmannes erloschen die letzten Freiheiten von Ober-

1) *Zellhof*, Schloß im Mühlviertel.
2) *Reichenstein*, romantische Ruine an der Aist, seit ca. 1730 im fürstlich Starhembergschen Besitze.
3) Christof Wilhelm Graf *Thürheim* 1731—1809 war der direkte Vetter des Vaters der Verfasserin.

österreich. So hatte Maria Theresia auf geschickte Weise den Landadel an ihren Hof gezogen und Höflinge aus ihm gemacht. Die Krone fuhr nun, von Herrscher zu Herrscher fort, ihre Macht zu vergrößern, indem sie alle Schranken niederwarf, die sie von den öffentlichen Freiheiten trennte, und indem sie auf deren Trümmern eine absolute Regierung errichtete. Es ist dies die Geschichte vom Löwen, dessen Adel man lobte, um ihm unterdessen Zähne und Krallen auszureißen und ihn dann, als er keine Waffen mehr hatte, zu erwürgen.

Graf *Thürheim* mußte es schmerzlich empfinden, als man ihm die Ägide entriß, die ihm sein Land anvertraut hatte, denn er war ein strenger und gerader Mann, der, glaube ich, sich niemals zu der Rolle eines Höflings geeignet hätte, trotzdem ihm Fürst *Kaunitz* seine einzige Tochter zur Frau gegeben hatte. Als gerechter Staatsmann geachtet, konnte er sich doch nicht die Herzen gewinnen. In seiner Familie zeigte er sich hart und aufbrausend bis zur Brutalität und wurde daher mehr gefürchtet, denn geliebt. Da es für den Familienchef kein Privatgesetz gibt, so konnte er sich ohne Kontrolle seiner Neigung zum Despotismus hingeben. Ich glaube auch, daß er bei der Regierung der Provinz ebenso willkürlich vorgegangen wäre, wenn ihn die Gesetze nicht zur Ausübung der Gerechtigkeit gezwungen hätten. Man sieht daraus, wozu sie doch gut sind.

Seine zweite Gattin, eine Gräfin *Künigl*[1]), besaß alle sanften Eigenschaften, die ihm fehlten; sie war eine

1) Graf Christof *Thürheim* war dreimal vermählt: 1. 1763 mit Maria Antonie Fürstin Kaunitz, 2. 1771 mit Maria Anna Gräfin Künigl und 3. 1802 mit Maria Gräfin Gaisruck. Er hinterließ aber nur Töchter. Bis 1783 war er Landeshauptmann in Oberösterreich, dann nach der Umwandlung erster Landesregierungs-Präsident. 1786 resignierte er und starb 1809 in Linz.



Christof Wilh. Graf Thürheim (1731—1809),
1. Landesregierungs-Präsident in Ober-Österreich

Nach dem Gemälde in der Ahnen-
galerie im Schlosse Weinberg



vollendete Frau und hatte die zwei schönsten Töchter, die man sehen konnte. Die eine heiratete den österreichischen Gesandten in Stockholm Paris Grafen *Lodron*, die andere den Grafen Michael *Althann*. Letztere hatte einen Grafen *Hoheneck*[1]), den Letzten seines Namens, zum glühenden Verehrer. Sie liebte ihn aber nicht und gab Hand und Herz dem schönen und anmutigen Grafen *Althann*[2]). Der Abgewiesene klagte nicht, aber am Hochzeitstage seines Rivalen, als die Kirchenglocken erklangen, stürzte er tot zusammen. Sein „Herz" hatte ihn buchstäblich getötet. So viel Liebe hätte ein anderes Los verdient, doch rächte ihn dasjenige seiner Geliebten, denn sie wurde in der Ehe sehr unglücklich. Ihr Gatte, der sie in seinem Jähzorn sogar mißhandelte, vergiftete ihr das Leben trotz aller Liebe, die sie für ihn empfand.

Wir hatten in Linz noch einen anderen Verwandten, der uns namentlich zu jener Zeit einlud, als sich Christof *Thürheim* ständig in Weinberg etablierte. Es war dies Graf Rudolf *Salburg*[3]), Bruder Christofs, des Verehrers

1) Graf Joh. Georg *Hoheneck* (1754—96), der Letzte der österreichischen Linie dieses alten Geschlechtes. Er wollte nicht heiraten, weshalb sein Vater seinen Schwiegersohn Ferdinand Maria Frhrn. von Imsland adoptierte.

2) Michael Max Graf *Althann*, k. k. Km. und Major a. D., gestorben 1834, heiratete 1796 Maria Franziska, Tochter des Landeshauptmanns Christof Wilhelm Grafen Thürheim, der ihr 1802 die Herrschaft Hagenberg in Oberösterreich vermachte. Von den Althanns kam diese durch Heirat 1862 an die Grafen Dürckheim-Montmartin.

3) Christof (1728—1775) und Rudolf (1732—1806) Grafen *Salburg* waren beide Söhne des Norbert Anton Grafen Salburg, k. k. Km., Geh. Rat und Raitratspräsident, der 1723 Jakobea Eleonore Gräfin Thürheim heiratete (1698—1767). Während Christof Salburg der zu Beginn der Memoiren genannten Gräfin Thürheim-Hager wichtige Dienste in ihrer finanziellen Bedrängnis leistete, verlangte nach seinem Tode dessen Bruder Rudolf die Darlehen zurück und brachte dadurch die Thürheims dem Ruine nahe.

meiner Großmutter Thürheim, welcher ihr in exaltierter Weise Briefe geschrieben hatte, die diese, da sie auch Geschäftliches enthielten, immer ihren Gatten lesen ließ, worauf sie diese Liebesergüsse ihrer Schwägerin und Mutter ihres Verehrers zusandte. Rudolf war der nämliche, bei dem ich meine Geschwister nach der Impfung begrüßte. Er war, ebenso wie seine Frau, eine geborene Gräfin *Kinsky*, sehr reich. Beide überhäuften uns mit ihrer Gunst, und einmal, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, blieben wir 4 volle Tage mit unserer Gouvernante in ihrem Hause. Sie waren sehr gutmütig, aber sehr beschränkt, namentlich die Gräfin, die sich trotz ihrer 40 Jahre von ihrer „Gouvernante" auszanken ließ, wie wenn sie erst 10 Jahre alt wäre. Diese geschwätzige und sehr dezidierte Gouvernante war unsere „bête noire", trotzdem sie uns Bonbons gab. Ich sehe sie noch vor mir mit ihrer Haube aus schwarzer Gaze und ihren dick geschminkten, garstigen Wangen. Sie hieß Mlle. *Cunotte* (Cul-note), über welchen Namen ein Spaßvogel folgende Charade dichtete:

„Mon „premier" pète,
Mon „second" chante,
Mon „tout" pète mieux,
Qu'il ne chante."

V. 1802—1804

So hatte ich denn mitten unter Vergnügungen und Erfolgen meinen 14. Geburtstag erreicht. Um das Kapitel der ersten Jugend damit abzuschließen, ist es wohl etwas frühe, aber mein Eintritt in die Welt hatte ihr einen natürlichen Abschluß gegeben. Sobald ein Mädchen vom Becher der Eitelkeit genippt hat, so gehört sie nicht mehr in das Dunkel der Kinderjahre; sie hat bereits die Morgenröte aufgehen gesehen, rosig und hoffnungsreich, und ihre Blicke richten sich neugierig dem Glanze des Tages entgegen. Aber während meine Psyche, halb Raupe, halb Schmetterling, in mir noch schlummert, will ich ein wenig von meinen älteren Schwestern erzählen, bei denen sie schon vollkommen erwacht war.

Seit 2 Jahren war *Konstantine* der Gegenstand einer leidenschaftlichen Liebe ihres Vetters Franz Baron *Hager*[1]). Es ist wahrscheinlich, daß sie als halbes Kind es gar nicht bemerkt haben würde, hätte er seine Neigung ihr nicht eingestanden. Diese Erklärung eines Gefühles, von dem ihr Herz noch nichts verstand, aus dem

1) Franz Freiherr von *Hager* von und zu Allentsteig, Sohn des k. k. F. M. L. und Obersthofmeisters Franz Alois Freih. v. Hager und Maria Anna geb. Gräfin Schlik, geb. 1764, gest. im kaiserlichen Schlosse zu Strá in Italien am 31. Juli 1816, war k. Kämmerer, Geh. Rat und Präsident der obersten Polizei- und Zensurhofstelle. Seine Familie gehörte zu den wenigen altösterreichischen Geschlechtern, die noch auf unsere Tage gekommen sind.

Munde eines Mannes, der ihr Vater hätte sein können, erregte mehr ihr Erstaunen, als ihre Freude; da sie aber ihren Vetter gerne hatte, so fürchtete sie, ihm wehe zu tun und ertrug seine Liebe wie einen Unterricht. Doch verzögerten ihre große Jugend, der gänzliche Vermögensmangel ihres Anbeters und seine noch unbedeutende Stellung (er war damals Kreishauptmann) die Ausführung der Heirat. Meine Eltern, die von der beabsichtigten Verbindung Kenntnis hatten, vertrösteten meinen Cousin, hoffend, daß entweder die Zeit ihn bekehren oder daß eine reichere und dem Alter nach besser entsprechende Partie sich für meine Schwester finden würde. Jedenfalls flößte ihnen sein guter Charakter, sein edles und empfindsames Herz zuviel Achtung ein, um seine Hoffnungen kurzerhand zunichte zu machen. Je mehr sich jedoch meiner Schwester mit den Jahren die Lebenswege öffneten, desto hartnäckiger wurde seine Liebe. Mehr gefangen, als erobert sah sich das junge Mädchen ohne Unwillen, aber mit einer gewissen Genugtuung als Idol ihres Vetters und die Reden Minerls, die sie vergötterte, trugen auch dazu bei, beider Gefühle zu stärken. Konstantine nährte unwillkürlich seine Hoffnungen und fand nicht den Mut, sie zu zerstören. Meine Cousine Minerl hatte anfangs die Bewerbung ihres Bruders bekämpft, weil sie dadurch ihre Kammerjungfer verlor, die er verführt hatte. Als sie aber später sah, daß sie durch ihr Verfahren die Liebe ihres Bruders einbüßen würde, bediente sie sich des Vertrauens und der Zuneigung Konstantines ihr gegenüber, um die Verbindung zu fördern.

Solange, als kein Rivale auf den Plan trat, herrschte ungetrübter Friede zwischen den beiden Liebenden und die kleinen Eifersuchtsszenen meines Vetters verflüch-



Nach einem Stich von Blasius Höfel in der
K. u. K. Familien-Fideikommißbibliothek



tigten sich bald, da sie ungerecht und sinnlos waren; doch die Zeit der Eroberungen, der Erfolge nahte für Konstantine und damit auch das Ungewitter.

Therese *Chotek* hatte einen Bruder *Pepi*[1]), der älter, als die oben genannten Karl und Hermann war. Ich sprach von ihm nicht früher, weil er unsere Adoleszentinnen-Soiréen verachtete und sich dort nie zeigte. Schön, elegant, mit vierundzwanzig Jahren Generalstabshauptmann, hatte er damals besseres zu tun und trieb sich in den Salons und Boudoirs der jungen Modedamen herum. Kaum aber hatte er in der Gesellschaft das schüchterne, jedoch reizende Mädchen, meine Schwester, gesehen, die er vorher kaum mit einem Blick gestreift hatte, so suchte er unser Haus auf, besuchte eifrig unsere kleinen Reunionen, die bei seiner Schwester stattfanden, und wollte immer von unserer Partie sein. Bald wurde Konstantine der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, bald liebte er sie innig und verlangte bei den Eltern ihre Hand. Sein Vermögen war nicht bedeutend, denn er war von fünf Söhnen der zweite, aber besonders seine Mutter, deren Lieblingskind er war, hatte ihm eine, wenn auch bescheidene, so doch ganz anständige Apanage (ich glaube 6000 fl.) zugesichert. Andererseits zeigte sich mein Vater, der, verschieden von anderen Vätern, seine Töchter nach ihren Neigungen verheiratet wissen wollte, zu jedem Opfer bereit. Es fehlte also nichts, wie die Einwilligung meiner Schwester und diese — verweigerte sie. Ich war damals noch zu jung und nicht ihre Vertraute, so daß ich nicht wußte, welche Unvollkommenheit sie bei dem Manne, den sie liebte und zurückwünschte, auszusetzen hatte. Alles, was ich

1) Josef Graf *Chotek* (1776—1809), k. k. Km. und Oberst, heiratete 1802 Sofie Fürstin Auersperg (1780—1865).

weiß oder vermute, ist, daß sie in ihrer Schwäche sich vor der Verzweiflung ihres Vetters fürchtete, der schon vom Selbstmorde sprach, dann, daß Minerl dazu beitrug, ihr Zweifel über die Treue Pepi Choteks einzuflößen. Mit einem Worte, sie gab ihm einen Korb; als aber bald darauf der Abgewiesene aus Trotz eine häßliche, dumme und ihm verhaßte Frau heiratete (die Fürstin Sofie *Auersperg*, mit der er zwei Söhne hatte, einer ist Gubernialrat, der andere tötete sich aus Liebe zu einer Gräfin *Colloredo*), da empfand Konstantine einen solchen Seelenschmerz, daß wir befürchteten, ihre Gesundheit würde unterliegen. Sie gestand mir später ein, daß Franz *Hager* ihr trotz aller Eifersucht die freie Wahl zwischen ihm und Pepi Chotek gelassen, daß sie dann aus einer mädchenhaften Inkonsequenz Pepis Bewerbungen teils ermuntert, teils abgewiesen habe, immer hoffend, daß er sich nicht an ihre Worte halten und zu ihr zurückkommen werde. Er hatte ihr versprochen, nach Schwertberg zu kommen und hier erwartete sie ihn lange, nachdem er bereits geheiratet hatte. Mein Vetter konnte sich jetzt wohl keine Illusionen mehr machen, und ein immer wieder erwachender Verdacht wurde zum Skorpion seines Lebens, bis endlich, allerdings sehr spät, Konstantine sich zu einer dezidierten und loyalen Abweisung entschloß. So opferte denn meine arme Schwester sich und zwei andere auf.

Der Friede von Amiens schien die Ruhe Europas begründen zu wollen. Österreich atmete mit dem übrigen Deutschland auf. Napoleon Bonaparte richtete seine Blicke auf England und so blaute sich der Horizont des Kontinents aus, während kleine, tägliche Gewitter denjenigen unseres bescheidenen Hauses verdüsterten.

Die Gesundheit meines Vaters verschlechterte sich.

Er hatte die Manie, sich selbst kurieren zu wollen und schwächte sich durch die vielen Hausmittel, mit denen er sich auch den Magen verdarb. Besonders hielt er den Rhabarber für ein Universalmittel, den er bei allen möglichen Gelegenheiten anwendete und sich dabei die Nerven ruinierte. Sobald er einen himmelblauen Überrock anzog, was er nur an „Rhabarbertagen" tat, wußten wir, daß der Tag mit Schelten und Gezanke enden würde. So konnte mein armer Vater, ein Opfer seiner Gesundheit und seiner Medizinen, nie die moralische Kraft finden, um sein durch die Leiden aufgepeitschtes Temperament zu zügeln.

Eine neue, tägliche Aufregung für ihn störte um diese Zeit den Familienfrieden von neuem, und zwar in einer so peinlichen Weise, daß dadurch die Engelsgeduld meiner Mutter im Innersten erschüttert wurde und sich ihr Herz mit Bitterkeit erfülllte. Es handelte sich um die Erziehung meines Bruders, die mein Vater ganz in die Hand genommen hatte. Mama betete ihren einzigen, so lange ersehnten Sohn, den sie unter größten Schmerzen geboren und unter tausend Gefahren am Leben erhalten, an. Er hatte ihr zu viel Leid gekostet, um nicht ihr Lieblingskind zu werden. Mein Bruder hatte eine schwache Konstitution und zarte Nerven und war weitaus nicht kräftig genug, um die Schrecknisse der väterlichen Unterrichtsstunden zu ertragen. Eine nervöse Erregung bemächtigte sich seiner, der sich noch ein hartnäckiges Fieber zugesellte; es wurde ihm nahezu unmöglich, seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu konzentrieren, so zwar, daß er beim bloßen Versuche konvulsivische Zuckungen im Gesicht bekam, was ihm bis zu seinem Lebensende verblieb. Es war ein Glück für ihn, daß um diese Zeit ein neues Unterrichtssystem

in Österreich für alle Kinder, die einmal dem Staate dienen sollten, eingeführt wurde. Mein Vater war dadurch genötigt, seinem Sohne einen Hofmeister zu geben, der zufällig ein sehr ruhiger und fähiger Mann war; so besserte sich der Zustand, doch behielt Josef die Eigentümlichkeit bis zu seinem Tode, in der Erregung konvulsivische Bewegungen im Gesichte zu bekommen, was sich auch auf seinen älteren Sohn übertrug.

Dies war vielleicht das einzig Gute, das dieses aus dem Kopfe eines schlechten Staatsbürgers entsprungene *Unterrichtssystem* zur Folge hatte. Es war ein fauler und ganz verkehrter Einfall, der, eher geeignet, die Intelligenz zu ertöten, als zu erleuchten, fast ein Produkt offenkundigster Albernheit genannt werden müßte, wenn sich nicht dabei eine hinterlistige Absicht verbergen würde, die Giftpille in diesem Konglomerat von Ungereimtheit. *Stift*[1]), der Leibarzt und Günstling *Kaiser Franz* II., ein ehrgeiziger Mann, war der Urheber. Ein Feind der Aristokratie, weil er dieser weder durch Geburt, noch durch Gesinnung angehörte, ein Feind der Aufklärung, weil die Dunkelheit sein Reich war, begriff er, daß er nur dann seinen Einfluß auf seinen despotischen und kleinmütigen Herrn werde erhalten können, wenn er, dessen Verdacht erregend, ihm seinen Haß einimpfe. Er mußte der Schwäche des Kaisers schmeicheln, der einerseits in seinem Adel nur ein Hindernis für die Durchführung seiner absolustischen Pläne sah, andererseits Aufklärung für den ersten Fun-

1) Andreas Josef Freiherr von *Stifft* (1760—1836), seit 1803 Leibarzt des Kaisers, seit 1813 Staats- und Konferenzrat, organisierte das medizinisch-chirurgische Studium, stand auch dem Studiendepartement vor und errichtete die Studien-Hofkommission. 1826 rettete er Kaiser Franz vom Tode; dafür wurde er Geh. Rat; Freiherr war er seit 1814.

ken der Revolution hielt. Es war daher für Stift ein Leichtes, den Herrscher zur Schaffung eines Mittels zu veranlassen, um beides zu fesseln. Wenn es aber in einem demokratischen und fortschrittlichen Jahrhundert gefährlich war, offen den Adel zu unterdrücken, so war es doch unmöglich, den Fortschritt des menschlichen Geistes zu hemmen. Stift aber fand einen Ausweg, beide ungefährlich zu machen. Es war dies ein sehr verklausuliertes Unterrichtssystem, das der Forschung aller Klassen ein gebieterisches „non plus ultra" und der höheren Intelligenz ein unübersteigliches Hindernis entgegensetzte, die geistige Regsamkeit gleichsam nivellierte, sie auf die Stufe der Mittelmäßigkeit herabdrückte und ihr nur in der Knechtschaft Bewegungsfreiheit ließ. Dies hieß ein Geschlecht von Schafen erzeugen, damit der Kaiser ohne Sorge ihr Hirte sein konnte. Dieses ermüdende und rückständige System riß das Kind mit acht Jahren an sich und führte es bis zum Alter von zweiundzwanzig Jahren über eine Leiter falscher oder trügerischer Sprossen, wobei man eine Stufe nur dann erreichen konnte, wenn man die vorige unwiderbringlich aufgab. Ein höherer Grad von Fähigkeit war nicht imstande, diesen Trott zu beschleunigen. Dieses Lehrgebäude wurde nicht allein den öffentlichen Unterrichtsanstalten vorgeschrieben, sondern jeder Familienvater war dazu verhalten, seine Söhne diesem Zwang unterzuordnen, wenn er nicht auf immer die Aussicht auf ihren Eintritt in öffentliche Stellungen aufgeben wollte.

Mehr als zwei Generationen wurden so erzogen und ich habe die Folgen selbst gesehen. In der Aristokratie hatte Unwissenheit und ein Ekel vor wissenschaftlicher Bildung der früheren Schöngeistigkeit Platz gemacht,

der Materialismus vertrat die Begeisterung, Vergnügungssucht und Trägheit die edlen Gefühle. In den unteren Klassen verhinderte ein kriecherischer, schwerfälliger Geist jede höhere Regung, die Energie wurde von der „Form“ unterbunden und überall bildete ein bequemes „laisser faire et laisser aller“ den Grundzug dieses gemütlichen status quo. So konnte Österreich, gegen jede Opposition geschützt, seine Macht entwickeln, die Schafherde weidete unter der unsichtbaren Knute des Hirtenstabes gemächlich das Gras, das ihr zugewiesen wurde, und ließ sich ohne Widerstreben scheren oder auch manchmal unter ungefährlichem und kaum merkbaren Blöcken erwürgen.

Jene, welche noch in Illusionen ihrer Jugend leben oder ihren Glauben in die Aufrichtigkeit Franz II. bewahrt haben, werden meine Anklage, daß sein Erziehungssystem mit der geheimen Absicht geschaffen wurde, um seine Völker zu verdummen, als Verläumdung stempeln, meinetwegen; aber, wenn ein für die Regierung so glückliches Ereignis das Resultat eines Zufalles wurde, so hätte das scharfsinnigste Genie nichts besseres machen können. Man hat also wirklich nur die Wahl zwischen Albernheit und schlechtem Willen.

Mein Vater hatte, um zu meiner Erzählung zurückzukommen, infolge des neuen Gesetzes viel freie Zeit, weil der Hofmeister die Erziehung seines Sohnes besorgte. Da er auch gerade wenig Geschäftliches zu erledigen hatte und seine Kasse ziemlich gefüllt war, so wollte er mit seinen älteren Töchtern eine größere Reise unternehmen. Bei dieser Gelegenheit hoffte er in Graz einen Empiriker, namens *Speck*, den er schon früher öfters um Rat gefragt hatte, sprechen und das militärische Lager zu Muckendorf bei Wien, wo Manöver stattfinden

sollten, seinen Töchtern zeigen zu können. Papa war nämlich früher Militär gewesen, mußte aber diesen Beruf infolge seiner Gesundheit aufgeben. Eine Vorliebe für diesen Stand war ihm aber geblieben, und deshalb lud er auch, wenn Offiziere bei Schwertberg kantonierten, diese immer in sein Schloß. Infolge genannter Projekte wurde die Reiseroute Wien—Graz—Triest gewählt, um von dort nach Venedig zu fahren und auf dem Rückwege Tirol zu passieren. Eigentlich war für diesen Rückweg die Saison schon etwas zu vorgeschritten; doch solche Bedenken hielten Papa nicht ab. Meine Mutter und die älteren Schwestern allein sollten ihn begleiten, während wir übrigen unter dem Schutze der Mlle. Tisserant und des Abbé Maas in Schwertberg zu bleiben hatten. Dieses erste Projekt erfüllte mich mit Freude, sah ich doch zwei Monate der Ruhe vor mir. Ich stellte mich dummerweise, als ob ich meine Schwestern beneidete, und dies nahm Papa für bare Münze und ordnete plötzlich an, „Loulou dürfe mitreisen, man würde eben in der Berline etwas zusammenrücken". Noch niemals wurde einem undankbareren Herzen eine Gunst gewährt. Trotzdem mußte ich meine Tränen hinabwürgen und sogar Papa danken.

Der unselige Tag kam bald heran, die Berline fuhr vor, wir fünf stiegen ein, der Bediente, die Kammerjungfer und der Kutscher nahmen auf dem Bock Platz und das Reisevergnügen begann.

Mein damaliges Tagebuch habe ich verloren, und ich bedauere es nicht, enthielt es doch sicherlich nur nichtssagende Beobachtungen eines fünfzehnjährigen Mädchens. Ich erinnere mich, daß viel „du curieux et du voyageur" gesprochen wurde und ich mich zu tod langweilte, als ich das alles in mein Tagebuch niederschrieb.

Trotzdem fehlte es mir keineswegs an Witz, man zitierte sogar oft meine Einfälle. In Venedig hielt mir ein wunderschöner Lord, der bald darauf im baltischen Meer vor den Augen seiner Frau von einer Woge hinweggerissen wurde, einen Speech über den Vorzug der Männer vor den Frauen. „Denn, meinte er, dem Manne verdankt die Frau die Rippe, aus der sie geformt wurde." „Jedenfalls, erwiderte ich prompt, gab er ihr sein Bestes, denn das, was ihm übrig blieb, war nicht viel mehr wert."

Ein anderes Mal suchte ein Spaßvogel meinen Bibelglauben dadurch ins Schwanken zu bringen, daß er sich über den Ausruf Josuas: „Sta sol" mokierte, weil doch die Sonne sich nicht von der Stelle rühre, sondern die Erde. „Warum sollte dies ein Beweis gegen die Bibel sein," versetzte ich sofort, „damals drehte sich eben die Sonne und seither steht sie stille."

Trotz meiner mehr oder weniger geistreichen Aperçus wurde mein Reisejournal nichts weniger als unterhaltend, weil man mit fünfzehn Jahren noch nicht recht „reisefähig" ist. So machten denn auch die Wunder von Venedig, die Adelsbergergrotte, der Anblick des Meeres, die Arena in Verona und die mächtigen Tiroler Berge viel weniger Eindruck auf mein Gemüt, als ein gewisser „Tempel der Nacht", eine Art Theaterdekoration, der vom Baron *Braun*[1]), dem Theaterintendanten, im Garten von *Schönau* erbaut worden war. In diesem Tempel sah man Mond und Sterne aufgemalt, und in der Mitte dieses Heiligtumes erschien aus buntem Wachs dargestellt, die Baronin Braun in schwarzem, von Gold-

1) Peter Baron *Braun* (1758—1849) kaufte 1796 die Herrschaft Schönau bei Wien und öffnete seinen Park mit dem „Tempel der Nacht" dem Publikum. 1794—1807 leitete er beide Hoftheater (goldene Ära dieser Bühnen). 1796 wurde er Hofbankier.



Partie aus Schönau

Nach einem Stich von Pieringer in der K. K. Hofbibliothek



pailletten übersäeten Schleier als Göttin der Nacht. Dieses operettenhafte Blendwerk erschien mir wundervoll und hinterließ in mir einen unauslöschlichen Eindruck. Der arme Baron Braun, ein wirklich guter Mensch, der sein ganzes Vermögen verschwendete, um seine bessere Hälfte zu „vergöttern", starb beinahe im Armenhaus, nachdem er Ruhm und Vermögen, wie eine Balletdekoration vernichtet sehen mußte.

Der Anfang unserer Reise ließ sich gut an, das Wetter war schön und Papa guten Humors. In Triest gab ihm eine kaufmännische Spekulation eine neue, seinem Geschmack entsprechende Beschäftigung. Er vertraute nämlich einem Triester Kaufmann, der ihm anempfohlen war, 24,000 fl. für ein Schiff an, das nach Amerika segelte. Ich glaube, daß er nicht einmal mehr die Interessen dieses Kapitales sah. Dieser Herr *Piller* machte uns in Triest die Honneurs, und die schönen Augen Konstantines erhöhten noch seinen Eifer. Durch ihn machten wir auch mit zwei Schiffskapitänen, einem Engländer und einem Amerikaner, Bekanntschaft, deren Namen ich vergessen habe. Ich erinnere mich nur, daß der erstere beim Abschied seine Bewunderung für Titine in die schönen Worte kleidete: „J'aime vous," und daß der andere, der sich für mich erwärmt hatte, das nächste Jahr mit Herrn Piller nach Schwertberg kam, dem er seine Neigung, mich zu heiraten, eingestanden hatte. Seine Hoffnungen wurden aber so gründlich vernichtet, daß er nach vierundzwanzig Stunden schon abreiste und mir beim Abschied beinahe einen Finger durch seinen Händedruck brach. Der Aufenthalt in Triest neigte seinem Ende zu, als meine arme Mutter plötzlich Blutbrechen bekam. Ein tüchtiger Arzt heilte sofort diese Neuralgie und vorderhand auch ihre Folgen,

doch wurde sie sieben Jahre später von einem ähnlichen Unfall betroffen, und ihr zwei Jahre später erfolgter Tod entstand auch durch eine ähnliche Kongestion, jedoch im Kopfe.

Nach zweitägiger Ruhe fuhren wir über Laibach nach Venedig, doch waren die damaligen Wege nicht mit den heutigen zu vergleichen. Über die Flüsse führten noch keine soliden und breiten Brücken; diese Bergströme ohne Ufer und Bett breiteten sich unregelmäßig aus und schlechte Fähren besorgten allein die Überfuhr über die verschiedenen Flußarme. So stürzte bei der Piave unsere Kutsche fast in das Wasser, und mußten wir bei strömendem Regen eine lange Strecke durch den nassen Sand waten. Meine Mutter ertrug all dies Ungemach ohne Rückfall in ihre Krankheit und wir langten endlich bei schönstem Wetter in Venedig an. Wir blieben dort zehn Tage und füllten sie auf angenehmste Weise mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten und mit der Bekanntschaft einer englischen Gesellschaft aus, die uns eine Frau *Rawdon*, die wir von Wien aus kannten, verschafft hatte. Diese war die Mutter der Lady William *Russel*[1]). Der alte *Rowdon* hatte ein Holzbein, mit dem er seine Frau schlug, die schon mit fünfzehn Jahren geheiratet hatte und so beschränkt war, daß sie glaubte, das Los aller Frauen sei es, geschlagen zu werden.

Eben erst war die tausendjährige Republik unter dem Anpralle der ephemeren französischen zusammengebrochen oder vielmehr, sie war, wie ein in Kindheit gefallener Greis unter dem Gewichte von zehn Jahrhunderten ohne Widerstand unterlegen. Trotzdem hatten ihr nicht die physischen Kräfte einem flottenlosen Gegner gegenüber gefehlt, dessen Macht und Absicht die

1) V. p. 117.

Partie aus Schönau

Nach einem Stich von Pieringer in der K. K. Hofbibliothek



„Königin der Adria“ kaum bedrohten. In ihrer isolierten Lage hätte sie leicht eine ehrenvolle Neutralität behaupten können, wenn die altbewährte Kraft und Bürgertugend ihrer Bewohner ihr, wie ehedem, zu Gebote gestanden wären. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Durch Korruption, Vergnügungssucht und Reichtum verweichlicht, waren die Venezianer keine „citoyens“ mehr, sondern nur „citadins“, die ihre reizende Stadt liebten, denen aber ihr Ruhm gleichgiltig geworden war. Auf die bloße Drohung Bonapartes, ihre prächtigen Villen auf dem Festlande zu zerstören, schieden sie ihr Interesse von dem des Vaterlandes und neigten in ihrer Schwäche das Haupt unter dem Joche. Ihr Doge *Manin*[1]) ging ihnen mit schlechtem Beispiele voran, indem er im Augenblicke der Gefahr resignierte und die Republik im Stiche ließ, einem Piloten gleich, der im Sturme das Steuer fahren läßt.

Unbekümmert um den Sturz einer verachteten und gefürchteten Regierung, hörten die Venezianer mit Begeisterung, wie die Franzosen auf dem Markusplatze eine Proklamation verkündeten, worin ihnen gesagt wurde, sie seien jetzt ihre eigenen Herren und brauchten weder Menschen, noch Göttern zu gehorchen. Trunken vor Freude begannen sie den Bucentaurus und die Kirchen zu plündern und die Gefangenen zu befreien. Sie fanden nur einen Mann, der seinen Bruder im Augenblicke erdolcht hatte, als er die Messe las. Seit zwanzig Jahren eingekerkert, brachte ihn die triumphheulende Menge auf den Markusplatz, wo ihm das grelle Sonnenlicht plötzlich die Sehkraft nahm und er erblindete.

1) Ludovico *Manin*, der letzte Doge von Venedig, dankte am 12. 5. 1797 ab. Die obige Kirchenplünderung war am 25. 5. 1797.

Als wir nun die Rückreise durch Tirol antraten, machte die dort herrschende Kälte nach der milden lombardischen Temperatur auf unser junges Blut einen geradezu erstarrenden Eindruck. Die Eltern vermochten trotzdem nicht die Reise aufzuschieben; das einzige, was bewilligt wurde, war eine dreitägige Rast in Innsbruck. Ich spreche über diese Stadt noch später, nur will ich eine kleine Begebenheit hier verzeichnen, an die ich mich erinnere. Mein Vater machte dort die Bekanntschaft der Familie des Grafen *Tannenberg*[1]), die von einem unseligen Fluche betroffen war. Der größte Teil ihrer Kinder wurde im Alter zwischen 5 und 10 Jahren blind. Papa traf dort mehrere kleine Mädchen, die bei seinem Eintritte sofort eine Arbeit vornahmen, um ihm ihre Blindheit zu verbergen. Der beiläufig 20-jährige Sohn gab bald darauf die Visite meines Vaters bei uns zurück. Er war ebenso blind, wie seine Brüder und Schwestern, von denen nur zwei das Augenlicht noch nicht verloren hatten. Man erzählte, daß ihr Großvater ein gottloser und ungläubiger Mann gewesen, der sich einen Spaß damit machte, den Christusbildern die Augen auszustechen. Die Strafe für dieses Sacrileg dauerte, nach derselben Erzählung, während 2 Generationen. Heute hat sie aufgehört.

Die Reise von Innsbruck nach Schwertberg war für uns nur eine Reihe von Leiden. Hustenanfälle erstickten uns, und aus Furcht vor Papa suchten wir den Hu-

1) Ignaz Graf *Tannenberg* (1742—1810), ein großer Patriot und Humanist, der, trotzdem er von Kindheit mit dem grauen Star behaftet war, in den Tiroler Landständen eine große Rolle durch seinen scharfen Verstand und seine Rednergabe spielte. Er war mit Therese Gräfin Sarnthein und dann mit Victoria Baronin Taxis-Bordogna (1770—1817) vermählt. Von letzterer hatte er 2 Söhne und 4 Töchter. Die alte Familie ist ausgestorben.

sten zurückzuhalten. Ich erinnere mich an diese schrecklichen Stunden und an die Erlösung, wenn nämlich die Pferde gewechselt wurden und wir aussteigen und in eine Ecke gehen konnten, um uns dort auszuhusten. Ich war von diesem Übel am härtesten betroffen, das sich noch Monate hinzog und mich fast an den Rand des Grabes brachte. Ich verdankte meine Wiederherstellung dem Tokayerwein, von dem ich vor dem Diner immer ein Gläschen trank; er behob das Fieber und gab mir die Gesundheit zurück.

So kehrten wir denn „tirant l'aile, clochant le pied“ im November in unser väterliches Nest zurück, wie arme, kleine Vögel von ihrer Seereise. Wir trafen dort mit Vergnügen die beiden Geschwister dick und fett an; sie waren glücklicher, als wir gewesen und hatten sich redlich genährt.

Nach einigen wohlverdienten Wochen der Ruhe fuhren wir wie gewöhnlich über den Winter nach Wien.

1) Lady William *Russell-Rawdon* wurde wegen ihrer Schönheit und Lebensfrische von Lord Byron als „Aurora“ besungen. Sie befand sich nämlich, noch unverheiratet, mit ihrer Mutter in Italien. Lord Byron gab in Genua einen Ball, bei dem er sich ausbedungen hatte, daß keine Dame das Fest vor Tagesanbruch verlassen dürfe. Bei Sonnenaufgang öffnete man plötzlich die Fenster. Alle jungen Damen schienen bleich und müde, nur Miß Rawdon blendete durch ihr frisches Aussehen. Da begrüßte sie Byron mit dem Namen „Aurora“. (Du Montet „Souvenirs“, Paris 1904, p. 374.)

3. REIFERE JUGEND

VI. 1804

Ich suche vergeblich in meiner Erinnerung persönliche Ereignisse dieses Jahres. Und doch stand es unter dem Eindrucke der Proklamation *Napoleons* zum Kaiser der Franzosen, der Verschwörung *Pichegrus*, dem Tode des Herzogs von *Enghien.* Kaum hatte der größte Bürger Frankreichs die absolute Macht erlangt, so entstanden Verschwörungen und Unzufriedenheit, und der Heros war nichts anders mehr, als ein Tyrann. Courier sagt: „Il avait aspiré à descendre."

Auch ich war an Wichtigkeit diesen Winter höhergestiegen, ohne deshalb mehr Glück zu empfinden. Ich wurde bei Hof und in der Gesellschaft vorgestellt und trug Barben und Schleppkleid. Mein Eintritt in die große Welt gestaltete sich sogar feierlich. Bereits kannte ich die Bälle, bei denen ich vor zwei Jahren aufgeführt worden war, und die mir so verführerisch geschienen. Jetzt boten mir die Vorstellungen, die Besuche, die großen und langen Diners kaum mehr einen Reiz; selbst der Tanz machte mir nicht mehr dasselbe Vergnügen. Eine gewisse Schüchternheit hatte sich meiner bemächtigt, ich war nicht mehr zwanglos heiter, man hatte mich gewarnt „Prenez garde!" und damit mir die Offenherzigkeit genommen.

Die guten Freunde, diese gefürchteten Feinde der Jugend, kamen zu Mama und flüsterten: „Loulou ist kokett, sie wird, wie ihre Tante von *Hessen* werden." Man

machte mir Vorwürfe, man zeigte mir den Abgrund, wohin mich diese Untugend führen würde; ohne mich von der Gefahr zu überzeugen, die ich nicht verstand und nicht erkannte, verdarb man mir damit doch das Vergnügen. Ich wurde steif und langweilig und blieb es noch mehrere Jahre.

Der Sommer verging auch ohne besonderes Ereignis. Wir hatten nicht, wie sonst, viel Besuch. Tante *Therese*, *Minerl*, *Franz Hager* und *Pittony* teilten allein unsere Einsamkeit. Franz konnte zudem nur immer auf kurze Zeit kommen, Tante Therese verbrachte nicht alle Sommer bei uns und das Einmengen Minerls in unsere kleinen Mädchengeheimnisse verminderte unser Vertrauen zu ihr. Kaum hatten wir Herrenbesuch im Schlosse, so kundschaftete sie die leiseste Courmacherei aus und brachte uns vor ihr Inquisitionstribunal, dem gewöhnlich ihr Bruder als parteiischer Richter präsidierte. Nicht nur Konstantine war das alleinige Opfer, sondern auch ich mußte zahllose Spötteleien Minerls über mich ergehen lassen. Dennoch gestaltete ihre Heiterkeit und die Güte ihres Bruders die Sommeraufenthalte in Schwertberg zu Lichtpunkten, die wir während dieser ganzen Zeit herbeiwünschten. Dieses Jahr war Franz Hager, wie erwähnt, wenig bei uns und auch Tante Therese hielt sich hauptsächlich mit Minerl in der Nähe von Wien auf, wo sie in der Wollzeile (altes No. 783) ein Haus gekauft hatte. Die Nähe von Erlaa rechtfertigte allein die Erwerbung dieses wenig schönen Hauses. In Erlaa hatte der alte Fürst Georg Adam *Starhemberg*[1]) ein Schloß, und meine Tante, die ihm

1) Fürst Georg Adam *Starhemberg* (1724—1807), bekannter Staatsmann der Maria Theresianischen Epoche und k. k. Botschafter am Hofe zu Versailles, 1747 in erster Ehe vermählt mit seiner Kusine

von ihrer Jugend her viel verdankte, brachte ihm und seiner Gemahlin eine kindliche Liebe entgegen.

Ein Wagenunfall ist das einzige, das die Ruhe dieses Sommers unterbrach. Eines Tages im Juni kamen wir von einem heiteren Ausfluge zurück und begegneten dem bereits erwähnten Arzt *Schober*, der in seinem Wägelchen, das ein ausgemergeltes Rößlein zog, seine Krankenbesuche machte. Ohne viel zu fragen, setzten sich Konstantine und Josefine auf den Vordersitz, Josef und ich in den Fond, der Doktor als „Pastete" zwischen uns. Das Pferd zog, so gut es ging, diese vermehrte Last. Da sperrte plötzlich eine Barriere den Weg. Schober stieg ab, um sie zu öffnen, und übergab unterdessen Josef die Zügel. Als er sie wieder ergreifen wollte, trieb plötzlich mein Bruder das Pferd heftig an, es griff wie ein Vollblut aus und warf uns alle schließlich in einen acht Fuß tiefen Graben, wo wir liegen blieben, während das Pferd ruhig zu weiden anfing. Mlle. *Tisserant*, Abbé *Maas* und Isabella eilten herbei und man hob uns bleich und blutend auf. Der arme Arzt hatte beide Arme gebrochen, ein blaues Auge und Knie und Hand verletzt, mein Bruder war im Gesichte ganz blutig, ebenso wie ich. Der Einzug in das Schloß, der Doktor auf einer provisorischen Tragbahre, gestaltete sich zu einem sorgenvollen Unternehmen. Die arme Gouvernante traute sich nicht hinein und blieb bei der Gartentüre stehen, bis ihr endlich Isabella den elterlichen Pardon brachte. Man mußte sich eben mit dem österreichischen Troste beruhigen: „Hast du dir nur das Bein gebrochen, so

Theresia Gräfin Starhemberg (gest. 1749), in zweiter Ehe 1761 mit Maria Fransziska Prinzessin Salm-Salm (gest. 1806). Sein Schloß Erlaa, wo er die Sommer verbrachte, lag bei Wien. (s. Thürheim, „Ludw. Fürst Starhemberg" S. 165 ff.).

freue ich mich, daß du nicht auch den Hals gebrochen." In ein paar Wochen war alles wieder wohlauf. Ich befand mich noch in der Rekonvaleszenz, als Herr *Piller* mit dem gefühlvollen Schiffskapitän, der mir, wie früher erzählt, durch seinen kräftigen Shakehands fast den kranken Finger brach, ankamen.

Mein Tagebuch war zuerst Konstantine gewidmet, vor der ich kein Geheimnis hatte und die es immer lesen durfte. Ja sie führte es sogar manchmal selbst. Doch gefiel mir ihr Stil nicht und ich schrieb es wieder selbst, immer im Ton des Monologes, der mir allein zweckdienlich erscheint. Gerade das Jahr 1804 wäre für den Beginn eines Tagebuches sehr geeignet gewesen, jedoch für jemand anderen, als ein Mädchen von 16 Jahren. Die Krönung *Napoleons* weihte die glänzende und blutige Epoche ein, die 10 Jahre später am 11. April zu Fontainebleau ihren Abschluß fand. Das edle Blut eines *Enghien*, eines *George*, eines *Pichegru*[1]) würde allein die Tagebuchseiten gerötet haben. Mit Schrecken sah Europa diesen übermenschlichen, furchtbaren Mann sich erheben, dessen von der Apokalipse prophezeiter Name die Welt mit der Zerstörung bedrohte. — Ein glücklicher Erfolg erfüllte mein Herz damals nur mit Ballfreuden und meine kindliche Feder schrieb solche Albernheiten, daß ich sie hier nicht wiederhole. Einige Reflektionen über die Heirat zweier Freundinnen unterbrechen allein dieses nichtssagende Geplauder. Ich bedauerte sie, trotzdem sie ihren Fall gewiß nicht verzweifelt ansahen, denn sie liebten ihre Männer und be-

1) Georges *Cadoudal* (1771—1804) wurde wegen seines Komplottes gegen Napoleon (la machine infernale), in das auch der General *Pichegru* verwickelt war, hingerichtet. Letzterer erdrosselte sich im Gefängnisse 1804.

weinten sie aufrichtig bei ihrem Tode. Die eine war Baldine (Guidobaldine) *Cavriani*, die den älteren Sohn des Fürsten *Paar* heiratete, einen schönen, jungen Oberst, den das Theresienkreuz zierte, und von dem sie ein halbes Dutzend Kinder bekam. Die zweite eine Frl. von *Schellenberg*, die in Wirklichkeit Wenzel *Chotek* liebte, heiratete einen Herrn von *Trott*, was sie aber nicht hinderte, nach dem Tode beider einen Dritten zu ehelichen.

Ganz im Gegensatz zu Mädchen gleichen Alters hatte ich eine Abneigung gegen die Heirat. Teils war daran mein Freiheitsdrang, teils das heitere Leben, das Tante Therese und Minerl führten, teils das Los meiner armen Mutter in ihrer Ehe schuld. Ich fand alle Heiratslustigen lächerlich, und auch meine älteste Schwester entging meinem Spotte nicht, da sie sich zu den verschiedenen Projekten der Eltern willig hergab. Freilich war das Leben der guten Isabella das wenigst beneidenswerteste in der Familie, denn sie diente ja als „Blitzableiter" bei Papa, sah, daß eine Verbindung mit Pittony unmöglich wurde, und mußte auf eine Versorgung bedacht sein, wenn diese nur passend und vorteilhaft war.

Allerdings hatte sich ein Freier eingefunden, ein Edelmann aus guter Familie, aber ohne Mittel, außer was sein Degen ihm einbrachte. Es war dies Hans *Hager*[1]), der Bruder von Vetter Franz, der als Oberstleutnant bei den Dragonern diente. Er maß mehr, wie 6 Fuß, und um die Brust fast drei. Trotz dieser riesenhaften Gestalt war er gutmütig und ermangelte nicht einer gewissen

1) Johann Freiherr von *Hager*, 1761—1822, Landstand, Geh. Rat, Kämmerer, F. M. L. und kommandierender General im Banat, mit dem das alte Geschlecht im Mannesstamme erlosch. Er war früher Flügeladjutant des F. M. Erzherzog Karl.

Anmut. Deshalb machte er auch auf meine Schwester einen guten Eindruck, aber nur, wenn Pittony abwesend war, der eben Hans an Geist und Beständigkeit weit übertraf. Dies beweist mein Bericht über eine Soirée, den ich in meinem Tagebuch vorfand und worin ich nach meiner Art einige Betrachtungen über die Männer eingeflochten habe. Der Stil ist nicht elegant, aber ich schreibe ja Geschichte:

„Wir haben uns wie Schneekönige amüsiert. Minerl war, wie immer, charmant und der Rest unserer Gesellschaft sehr heiter, mit Ausnahme des armen Hans, der sich seinem Rivalen gegenüber nicht sehr wohl befand. Anfangs schmollte er und lachte gezwungen; als er jedoch sah, daß sich niemand um ihn kümmere, nahm er an der allgemeinen Heiterkeit teil. Isabella genierte sich nicht, und da vorderhand niemand von Heiratsprojekten sprach, so widmete sie sich ganz ihrem Pittony. „Mais gare à lui, le Carnaval approche." — „Ich habe nie diese große Zuneigung zweier Personen verstanden, die so wenig zusammenpaßten. Es ist wahr, Isabella ist von einer Schönheit, Güte, Geduld und Sanftmut, die man nur schwer finden kann, aber ihre geistige Richtung scheint mir so verschieden von der ihres Freundes, daß mir eine Verbindung unmöglich dünkt. Doch ist dieser Fall nicht selten. Ich bilde mir ein, daß der Stolz der Männer, diese Triebkraft aller ihrer Handlungen, sich unter der Bevorzugung von Frauen verbirgt, die geistig unter ihnen stehen. Die Achtung der Geliebten schmeichelt ihnen, sie nehmen eine Protektormiene an, aus der nach und nach Liebe wird. Es ist möglich, daß Pittony aus anderer Quelle schöpfte, aber wenigstens haben meine Betrachtungen einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit."

Noch ein Wort über die Erzieher meines Bruders. Der Abbé *Maas*, früher Pfarrer in den Vogesen, verließ infolge der Revolution sein Vaterland und kam, den Stock in der Hand, nach Österreich, um dort ein Asyl zu suchen. Ich weiß nicht, wie er beim Fürsten *Windisch-Graetz* Aufnahme fand, der ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Später kam er dann zu uns. Er war ausnehmend gut dazu geeignet, zu unterrichten und die Seelenführung seiner Schüler zu übernehmen. Er hatte selbst vortrefflichen Unterricht genossen und sich in seiner einsamen Pfarre italienisch und englisch so angeeignet, daß er die Klassiker lesen konnte, ohne jemals diese Sprachen sprechen gehört zu haben. Natürlich sprach er englisch mit ganz französischer Betonung, was für einen Engländer sehr merkwürdig klingen mußte. Infolge des neuen österreichischen Unterrichtssystems konnte er sich nur uns Schwestern widmen; wir waren ihm jedenfalls für seinen Einfluß auf unseren Geist von Herzen dankbar. Leider war er nicht immer guter Laune, wie alle französischen Abbés, und dann konnte man ihm nichts recht machen. Wenn ich ihn z. B. fragte: „Herr Abbé, welchen Schriftsteller bevorzugen Sie, Racine oder Voltaire?“, so rief er aus: „Ach, kann man sie denn vergleichen, Racine, anmutig und tiefgründig, dichtete niemals einen Vers, der nicht musterhaft war, äußerte nie eine Idee, die nicht eine Lehre war, und Voltaire, der nur verdrehte Prosa schrieb, seine böse Zunge, seine sittliche Aufführung!“ — „Sie haben wohl Recht, auch mir gefällt Racine viel besser. Er bezaubert mich geradezu.“ — „Bezaubern! — Wie wenn der Zauber alles wäre, Bewegung, das Unvermutete, Unvorhergesehene reizt; Racine ist monoton, Voltaire hebt uns empor und reißt uns mit sich.“ — „Mein Liebling ist



Ballettänzerin Josefa Vigano-Medina

Nach einem Stich in der K. u. K. Hofbibliothek



Voltaire,“ warf eine von uns ein. — „Und warum, Mademoiselle,‘ entgegnete der Abbé, ‚vielleicht weil er sich über alles mokiert, sogar über die Regeln der Grammatik?“ — „Sicherlich,‘ beeilte sich eine andere einzuwerfen, ‚er war weder orthodox, noch klassisch.“ — „Nicht klassisch, kann man so etwas sagen? Voltaire — nicht klassisch. Wir haben niemals einen besseren Klassiker gehabt.“ — „Ja, aber sein Stil!“ — „Sein Stil, sein Stil! Wie, wenn Racine keinen gehabt hätte!“ und so ging es fort; er war unerschöpflich in Gegenreden.

Herr *Lux*, der den Abbé anfangs im Unterricht, später auch in der Erziehung meines Bruders ersetzte, war ganz anders geartet, obwohl er ein ausgezeichneter Charakter und ein guter Lehrer war. Er stammte aus Böhmen und war dort bei den Piaristen erzogen worden. Von dort hatte er seine linkischen Manieren, was ihn aber nicht hinderte, bei uns einen lächerlichen Roman zu spielen, von dem ich später sprechen werde.

Zu Ende des Jahres 1804 wurde ich bei Hof vorgestellt, während ich früher nur zu einem Balle beim Herzog von *Sachsen* geladen worden war, was ich oben bereits erzählte.

Meine Mutter führte mich zur Obersthofmeisterin Gräfin *Wratislaw*, einer langen, mageren, vertrockneten, gehässigen Dame in Witwentracht, die immer an ihrem Nährahmen saß und eifrig die Porträts der kaiserlichen Familie stickte. Ihre Nase war ebenso spitzig, wie ihre Nadel; sie fixierte mich von oben bis unten und versprach dann, mich für den übernächsten Tag zur Audienz anzumelden. Ich habe sie, glaube ich, nur mehr am Tage der Audienz wiedergesehen. Man ging damals wenig zu Hof; die Kaiserin *Marie Theresia* liebte die

Vorstellungen nicht. Dagegen fand sie Gefallen, mit ihrer Kamerilla umzugehen, und entfaltete dabei eine sehr unschickliche Familiarität. Der *Kaiser* teilte ihren Geschmack, auch er fühlte sich unter den Leuten wohl, die er zu seiner Umgebung bestimmt hatte und deren Alltäglichkeit zu ihrer gemeinen Sprache paßte.

So war der Kaiser Gevatter im Spiele mit vier Musikanten, die jeden Abend in das Schloß kamen, um zu musizieren, woran der Kaiser selbst teilnahm. Die Kaiserin unterbrach oft das Konzert durch eine burleske Maskerade, die sie mit ihren Damen aufführte. Dann wurde die Ausgelassenheit allgemein; die Souveräne, die Musiker, die Adjutanten und Kammerfrauen tanzten miteinander und trieben allerlei Possen. Obwohl man behauptete, daß die Kaiserin ihrem Gemahl die Treue wahrte, gefiel sie sich doch darin, den einen oder den anderen mit ihrer Intimität auszuzeichnen. So spielte ein Hofsänger, der auch im Theater sang, mit Namen *Simoni*[1]), lange Zeit bei ihr eine Rolle. Die Wiener sprachen nur mit wenig Zurückhaltung von ihrer Kaiserin und ärgerten sich, wenn man sie am Arme Simonis in den Alleen von Schönbrunn spazieren gehen sah. Manchmal besuchte sie maskiert eine Redoute und tanzte in der leicht erkennbaren Verkleidung das Menuett mit allerlei Leuten. Ich weiß nicht, ob der Kaiser nicht manchmal Anstoß an dem Benehmen seiner Frau nahm, doch, wenn sie sein Zartgefühl auch nur wenig schonte, so konnte sie doch sehr eifersüchtig werden. Als einst eine Tänzerin Frau *Vi-*

1) Josef *Simoni*, eigentlich Schimon, geb. Zitow, Böhmen 13. Febr. 1764, gest. Wien 22. Sept. 1832, Tenor am Kärntnertor-Theater von 1796—1804, sodann k. k. Hofkapell- und Kammersänger, sowie k. k. Kammersingmeister (1. Katalog der Portraitsammlg. d. k. k. Intendanz).



Nach einem Stich in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek



gano[1]) vom Kaiser sehr bevorzugt wurde, ließ sie deren Statue anfertigen und stellte sie auf einen Platz im Laxenburger Park; Kostüm und Gestalt waren in naturgetreuer Darstellung die der Tänzerin, nur an Stelle des Kopfes ließ sie den Schädel eines Ziegenbockes setzen. Ihre Scherze waren alle derart. Man könnte ihrer hundert ähnliche erzählen.

Bei meinem Eintritte in die große Welt war ich natürlich genötigt, eine Unzahl von Visiten zu machen. Von dieser Zeit an faßte ich einen Widerwillen daran und konnte ihn bis heute noch nicht ablegen. Dennoch gab es Häuser, die vor meinen Augen Gnade fanden, so das der alten und sehr liebenswürdigen Gräfin *Pergen*[2]), einer Dame des alten Regimes mit viel Geist und ausgezeichnetem Geschmacke. Ich liebte es, ihr zuzuhören und von dem, was ich in ihrem Salon hörte, zu lernen. „Mir kommen', sagt mein Tagebuch, ‚die Personen, die bei Frau v. Pergen verkehren, wie Juwelen vor, die dort im Schaufenster stehen; ich betrachte sie, unterrichte mich an ihnen und hier und dort kaufe ich ein, was mir erreichbar ist." Was die übrigen Salons betrifft, so fand ich „l'esprit contrebande et l'ennuy étiquette".

In meinem Tagebuch entdecke ich zwei ziemlich bekannte Anekdoten, die ich aber damals nicht kannte und von denen die heutige Zeit vielleicht nichts mehr

1) Josefa *Vigano-Medina*, eigentlich Mayer, aus Wien, Gattin des berühmten Tänzers und Ballettkomponisten Salvatore Vigano (1769 bis 1821), Mitglied der Hoftheater v. 1793—94, genannt „Terpsichore".

2) Das Haus des damaligen Polizeiministers Johann B. Graf *Pergen* (1725—1814) in der Weihburggasse 997. Er heiratete 1762 Philippine Gabriele Freiin von *Großschlag* zu Dieburg. Ihr Sohn Johann Josef (1766—1830), Km., Geh. Rat u. Vizepräs. d. Finanzhofstelle, heiratete 1802 Therese Gräfin *Cavriani*.

weiß. Die eine betrifft einen Franzosen, der eines schönen Sommertages einen Engländer fragte, warum er denn „Winterspitzen“ trage. „Oh, mein Herr,‘ erwiderte dieser feierlich, ‚weil ich verkühlt bin.“ — Die andere handelt von einem Milord, der die Diamanten seiner Frau gegen falsche umwechseln wollte. Heimlich ging er zu einem Juwelier, der ihm nach kurzer Besichtigung sagte: „Ich bin untröstlich, Milord, aber Milady ist Ihnen bezüglich ihrer eigenen und der Diamanten Milords schon zuvorgekommen.“

VII. 1805

Das neue Jahr leitet mein Tagebuch mit ziemlich traurigen Reflexionen ein, die ich hier übergehen will.

Dagegen will ich einer unserer Freundinnen ein Plätzchen in meiner Erinnerung einräumen, einer Freundin, die es infolge ihrer guten Eigenschaften und ihrer rührenden Anhänglichkeit an uns wohl verdient. Sie war die Tochter eines Agenten meines Vaters und hieß Charlotte *List*. Sehr jung hatte sie den Oberst des Regimentes von Klebeck *Marziani*[1]) geheiratet. Ich weiß nicht, wodurch dieser Mann das Herz des jungen Mädchens gewonnen hatte, denn außerdem, daß er ungeheuer langweilig, steif und mürrisch war, hatte er den Ruf des strengsten Obersts in der Armee, sowohl für seine Soldaten als auch Offiziere. Wenn er zu ihnen sprach, glaubte man immer, er wolle sie zermalmen; seine Tage verbrachte er in fortwährender Aufregung, was ihn aber nicht hinderte, in seinem Zorn drei hübsche Knaben und eine Tochter zu erzeugen. Letztere machte ihrem Vater insoferne Ehre, indem sie ausgelassen und

1) Franz *Marziani* Ritter v. *Sacile*, geb. 11.4.1763 zu Wien, 1800—1807 Oberst-Regimentskdt. des Inft.-Rgts. Nr. 14, gest. 8. 10. 1840 zu Linz als pens. F.Z.M.; 1804 war er bereits verheiratet und Vater eines Sohnes Moriz und einer Tochter Luise, die später Stiftsdame des k. k. Fräuleinstiftes zu Hall i. T. wurde. Seine Frau starb 1840. — „Sie beweinte ihren Mann, obgleich er in Kindheit gefallen war. Übrigens war er nicht gerade böse, sondern nur aufgeregt, wie ein Wirbelwind.“ (Notiz d. Verf.)

sehr schlimm wurde, was sie bis heute blieb, trotz der unermüdlichen Sorgfalt ihrer armen Mutter, deren Leben sie verbitterte.

Dieser Marziani war von seinen Untergebenen so gehaßt, daß man von einem Tage zum anderen erwartete, er werde von einem seiner Offiziere getötet werden. Ja, eines Tages kam Papa ganz bestürzt vom Fürsten *Auersperg* zu uns und brachte die Nachricht, daß Marziani mit dem Prinzen Gustav von *Hessen*[1]) sich duelliert habe und getötet worden sei. *Pittony* bestätigte diese Trauerkunde. Doch, als man sich gerade zu trösten anfing, erschien Frau List, die Schwiegermutter des Totgesagten, und berichtete, daß er wieder von den Toten auferstanden sei. Es gab viele, die ihm gerne die Leichenrede gehalten hätten.

Im folgenden will ich vom Theater beim Fürsten *Clary*[2]) sprechen. Man gab drei Lustspiele, das erste hieß „Der Liebhaber als Schiedsrichter"; Graf Nikolaus *Esterházy*[3]) spielte gut, Frau von *Tiskevich* mit ihren 40 Jahren, ihrem Glasauge und ihrer unangenehmen Gestalt gab eine junge, hübsche Person; dies machte allen Häßlichen unter 40 Mut und unterhielt sie. Der Prinz Clary gab den Liebhaber, das Lustspiel hat aber

1) Landgraf Gustav von *Hessen-Homburg* (1781—1848), k. k. G. d. K., Gouverneur der Bundesfestung Mainz, R. d. Mar. Ther. O., heiratete 1818: Luise Prinzessin von *Anhalt-Dessau*.

2) Joh. Nep. Fürst *Clary* und *Aldringen* (1753—1826), k. k. Geh. Rat, Km. u. Gen. Hofbaudirektor, heiratete 1775 Christine, Tochter des bekannten Prinde de Ligne.

3) Nikolaus III. Fürst *Esterházy* (1765—1833), k. k. F. Z. M. und Staatsminister, von Napoleon 1805 und 1809 als ungar. Wahlkönig aufgestellt, bekannt wegen seines ungeheuren Aufwandes und seiner Harems. Heiratete 1783 Prinzessin Marie Liechtenstein (1768 bis 1845), die Gönnerin Haydns. Baron Salomon Rothschild, mit dem sie als Witwe in Beziehungen trat, half dem zerrütteten Vermögen auf.

wenig inneren Gehalt. Das zweite war besser, es hieß „Nach Mitternacht“ und handelte von einem Liebhaber, der gleich nach Mitternacht am Neujahrstage seiner Geliebten einen Kuß rauben will. Gräfin *Wrbna* machte den Liebhaber; sie wünschte, daß ihr die Männerkleidung gut stehe, ihre Gestalt wollte aber das Gegenteil. Beide waren eigensinnig und das Resultat — man zitterte vor Angst, die Kleider an allen Ecken auseinanderplatzen zu sehen. Ihr Gesicht war aber reizend, voll Feuer und Übermut. Gräfin *Lanskoronska*[1]) dagegen zeigte sich kalt und linkisch.

Das dritte Lustspiel war wirklich allerliebst; sein Titel ist „Alexis oder das wiedergefundene Kind“, sein Inhalt folgender: Frau von Valcourt hatte aus ihrer ersten Ehe einen Sohn, den sie auf den Rat ihres zweiten Gatten in ein Institut gab. Kaum war er dort eingetreten, als sie eine schlechtere Nachricht, als die andere über sein Betragen erhielt. Auf ihre mütterlichen Vorwürfe antwortete er nicht einmal. Endlich wurde sie von seinem Tode benachrichtigt, den er sich durch irgendeine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Sie beweinte ihn, konnte sich aber von einem so entarteten Kinde keinen anderen Ausgang erwarten. Wenige Monate später starb ihr zweiter Gatte auch. Er war es, der, in der Hoffnung, seine Frau zu überleben und ihr Erbe zu werden, den Sohn angeschwärzt und für tot ausgegeben hatte. Sogar auf dem Totenbette hatte er sein Geheimnis nicht preisgegeben, nur der alte Gärtner wußte darum, verriet es aber niemandem, um seine Herrin nicht zu kränken. Während dessen litt der Sohn viel unter der schlechten Behandlung im Institute und entfloh endlich. Da man ihm aber seine Mutter in den

1) Gräfin Ludovika *Lanckorońska*, geb. Gräfin Rzewuska, gest. 1839.

schwärzesten Farben dargestellt hatte, so traute er sich nicht unter seinem wahren Namen zurückzukehren, und wurde als „Alexis“ Gärtnerjunge im Schlosse zu Valcourt. Dort verliebte er sich in eine Kousine, die seine Mutter adoptiert hatte, und fand auch Gegenliebe. Allmählich zog er auch die Aufmerksamkeit seiner Mutter auf sich und erzählte ihr seine Geschichte, worin er einiges änderte. Die Gräfin erbot sich, seiner unbarmherzigen Mutter zu schreiben, er diktierte den Brief. Nun folgte eine rührende Szene, alles klärte sich auf, Alexis wurde wieder als Kind angenommen und heiratete seine Kousine. . . Ich muß noch hinzufügen, daß Nikolaus *Esterházy* den Alexis geradezu glänzend spielte, so daß alles weinte, ich nicht zum mindesten.

Die Feste und Bälle drängten sich damals, der Karneval schien eine ununterbrochene Guirlande von Vergnügungen zu sein. Die jungen Leute der damaligen Gesellschaft waren fast ausschließlich Offiziere und darauf bedacht, in den kurzen Ruhepausen, die ihnen der Krieg ließ, die Freuden des Friedens voll auszukosten. Das Ungewisse der Zukunft machte ihnen die Gegenwart um so teurer, und oft stürzten sie sich angesichts des Todes noch einmal in das Leben, selbst wenn sie Abschied nehmen mußten. Andererseits übten die Frauen auf sie ihren Einfluß wie im Fluge aus, sie hatten wirklich keine Zeit zu verlieren. Die Liebe von damals äußerte sich in erhöhter Begeisterung und größerer Hingebung. Der Enthusiasmus war in der Mode, sowohl auf den Schlachtfeldern, als auch in den Salons. Ein junger Mann, der aus dem Kriege mit dem Theresienkreuze zurückkam, war unwiderstehlich und die „Vaterlandsliebe“ belohnte mehr als einen solchen Helden. Heutzutage hat eine schwache Stunde keine Ent-

schuldigung mehr; lohnt es sich denn noch, sich der Männer wegen entehren zu lassen? Kalt, blasiert, einer dem anderen gleich, vermögen sie nimmer das Herz einer Frau, die, indem sie ihren Ruf opfert, sich durch den ihres Geliebten erheben will, höher schlagen zu machen. Was ist denn aber die Liebe ohne glänzendes Beiwerk?

Die zahlreichen russischen und polnischen Damen in Wien, die damals den Ton angaben, führten eine neue Gattung von Unterhaltungen ein, welche bald sehr beliebt wurden. Dies waren die *lebenden Bilder*, dargestellt von Personen aus der Gesellschaft. Gräfin Flora *Wrbna*[1]) geb. Gräfin *Kageneck* gab besonders reizende, von denen ich wie folgt berichtete:

„Diese lebenden Bilder bilden wirklich eine Überraschung, von der sich nur ein Zuseher eine richtige Vorstellung machen kann. Die Kunst verschmilzt dabei mit der Natur, das Ideal gestaltet sich zur Wirklichkeit. Eines derselben stellte die Familie des Darius zu Füßen Alexander d. Gr. dar (nach Paul Veronese), wobei als Damen die Gräfinnen *Wrbna*, Fanny *Esterházy*-Roisin[2]), Frau von *Giavertin*, als Herren Alexander Karl *Clary*[3]), Enkel des Prinzen von *Ligne*, und Felix *Woyna*[4]) mitwirkten. Bei einem anderen Bild, das die „Frauen beim

1) Flora Gräfin Wrbna, geb. Gräfin Kageneck (1779—1857), seit 1798 mit dem Grafen Eugen Wrbna vermählt. Zur Kongreßzeit (siehe diese) wurde sie als Schönheit allgemein gefeiert.

2) Franziska Marquise *Roisin* (1778—1845) heiratete 1799: Nikolaus Grafen Esterházy, k. k. Km. u. Geh. Rat, geb. 1775.

3) Karl Josef Fürst *Clary und Aldringen* (1777—1831), 1809 Major eines Landwehrbataillons, das er sich größtenteils aus seinen Untertanen gebildet hatte. 1810 war er nach der Vermählung Kaiserin Maria Louises kurze Zeit in Paris. Enkel des Prince de Ligne von seiner Mutter aus, heiratete er 1802 Gräfin Aloisia Chotek, geb. 1777.

4) Graf Felix *Woyna* (1788—1857), später k. k. F. M. — Eduard sein Bruder, geb. 1793.

h. Grabe“ darstellte, erschien die Fürstin *Schwarzenberg*[1]) als Engel, der vom Himmel herabstieg. (Wenige Jahre später kehrte sie dorthin tatsächlich zurück, als sie bei dem Brande des Ballsaales in Paris verbrannte, den ihr Schwager, der Fürst Karl Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung *Napoleons* mit Maria Luise hatte errichten lassen.) Gräfin *Lanskoronska* geb. Gräfin Rzewuska, schön wie der Tag, stellte eine Sibylle, der kleine Eduard *Woyna* einen Amor vor. Einige fromme Zuschauer hielten ihn wohl für Johann d. Täufer, doch glaube ich nicht, daß dieser so fein ausgesehen hat. Gräfin *Wrbna* erschien als Madonna della Sediola. Das letzte Bild zeigte „eine spanische Soirée“. Alles dies war ebenso reizend, als es für mich langweilig ist, es zu beschreiben, noch dazu, weil ich gerade eine „humeur de chien“ habe, denn Papa ist an mein Tagebuch geraten und will es lesen. Ich bin also in arger Verlegenheit.“

Tatsächlich hatte mein Vater erfahren, daß ich ein Tagebuch schreibe, und forderte von mir, ich solle es selbst ihm vorlesen. Ich war ratlos. Wie konnte ich ihm so manche Stelle verraten, wo ich von unserer Vaterfurcht, von unserer Freude, wenn Papa abreiste, sprach! Ich lief in meiner Verzweiflung zu Mama, erzählte ihr meine Situation und bat sie, meinem Vater folgendes zu sagen: ich könne ein Tagebuch nur dann wahrheitsgetreu schreiben, wenn mir erlaubt würde, es vor jedermann zu veibergen. Bestehe Papa weiter darauf, es zu lesen, so würde ich es in das Feuer werfen und niemals wieder etwas schreiben. Ich erwartete ein Donnerwetter, aber der Himmel blieb wolkenlos. Mein Vater,

1) Pauline Fürstin *Schwarzenberg*, geb. Prinzessin Arenberg, geb. 1774, verbrannte am 1. Juli 1810 in Paris bei einem Balle, den ihr Schwager Karl Fürst Schw. (1771—1820) Napoleon gab.

durch meine Festigkeit und Offenheit betroffen, teilte merkwürdigerweise meine Ansicht und sprach nie mehr ein Wort über mein Tagebuch. Ein Beweis, wie edel er im Innern dachte!

Die Bälle gingen ihren Lauf fort, manche dauerten bis sieben Uhr früh und noch später. Besonders diejenigen bei dem russischen Botschafter Grafen *Rasumoffsky*, in seinem neuen, herrlichen Palaste auf der Landstraße, endigten immer mit einem Dejeuner um neun oder zehn Uhr vormittags. In diesem Falle wechselten die Damen in eigens dazu angewiesenen Kabinetten ihre Toilette und die unerschrockensten unter ihnen fuhren noch in den Prater, bevor sie ihr Haus aufsuchten.

Als der Karneval vorüber war, herrschte bei uns eine ziemliche Aufregung, die zu mancherlei Szenen Anlaß gab. Man ventilierte nämlich ein neues Heiratsprojekt. Der Herzog von *B . . . f . . t* schien auf meine älteste Schwester ein Auge geworfen zu haben, trotzdem er so alt war, daß er ehemals meine Mutter heiraten wollte. Andererseits war aber sein Vermögen sehr bedeutend und seine Werbung meinen Eltern besonders willkommen, weil ihm ein guter Ruf als Ehemann — er war damals Witwer — voranging.

In meiner spöttischen Weise schrieb ich darüber in mein verschwiegenes Tagebuch: „Wer ist der Mann, von dem alle sprechen in meiner Familie? auf den alle Hoffnungen beruhen? den man mit Höflichkeit überhäuft? den jedermann wünscht, aber niemand haben will? der jeden langweilt, an dem aber jeder „Geist“ finden soll? der in meine Mutter verliebt war und der der Gatte ihrer Tochter werden soll? den ehemals die Tante haben wollte und den sie heute ihrer Nichte zum Manne geben will? Wer ist denn dieses Weltwunder?

Es ist der Herzog von *B . . . f . . t.* Er ist fünfzig Jahre alt, Witwer, besitzt eine Tochter oder vielmehr „un magot“, die er aus dem Kloster genommen hat, und die garstig wie eine Eule und ebenso langweilig ist . . . Infolgedessen muß sich der Herzog all unseren Schabernak gefallen lassen. Er kann kein Bein heben, ohne in eine Schlinge zu geraten, besonders ist ihm meine Tante fürchterlich und auf diesem großkaliberigen Geschütz beruhen unsere Hoffnungen, die Schlacht zu gewinnen. Dennoch fürchte ich, daß dieser unser armseliger Stern uns einen seiner beliebten Streiche spielen und im Moment, wo wir ihn am nötigsten haben, erlöschen wird.“ — Dies wurde in der Tat der Fall. Während der gute Herzog mehr, denn je geneigt war, die Hand meiner Schwester zu begehren, eilte seine Landsmännin und Jugendfreundin, die Fürstin *St . . . berg*, nach Wien, beeinflußte seinen „Geist“ und verheiratete ihn „impromptu“ mit der Ältesten ihrer Töchter, einem an Geist und Körper ebenso häßlichen, wie lächerlichen und widerwärtigen jungen Mädchen. Dreißig Jahre später erzählte mir die Fürstin, die keine Ahnung von dem Interesse hatte, daß B . . . f . . t uns entgegengebracht, wie sie den armen Herzog im Sturme „gewonnen“, indem sie ihm gar keine Zeit zur Fassung gelassen und die Hand ihrer Tochter in die seine gelegt habe, bevor er noch genau darauf acht gegeben. Dabei wälzte sie sich vor Lachen. Es war ein Henkersstreich von ihrer Seite — aber doch nicht der schlechteste, den sie meiner Familie spielte! Wie dem auch sei, meine gute Schwester wäre mit dem Herzog von B . . . f . . t recht glücklich geworden; er war der beste Mensch der Welt, der nach einigen ruhigen Ehejahren seiner Frau ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hätte, das nicht

von dem seiner Kinder aus erster und zweiter Ehe abgehangen wäre.

Nachdem dieses Heiratsprojekt in die Brüche gegangen war, wurden wir drei Ältesten zu unserer Tante *Thürheim* geschickt, während alle übrigen nach Schwertberg reisten, um dort den Sommer zuzubringen. Die gute, um unser Wohl und unsere Freiheit in jeder Weise besorgte Tante gestaltete uns diesen Aufenthalt zu einem wahrhaft angenehmen.

In dieser Epoche findet sich in meinem Tagebuch manches über die *Opern* des Fürsten *Lobkowitz*, die er oft selbst komponierte und in denen er auch trotz seiner Krücke[1]) eine aktive Rolle spielte. Dieser Fürst war ein gutmütiges Kind und der größte Musiknarr, den man finden konnte. Von früh bis abends musizierte er und vergeudete ein großes Vermögen, um in der Stadt und auf seinen Gütern die hervorragendsten Musiker und Sänger auszuhalten. In seinem Schlosse *Eisenberg* gaben sich die Künstler die Türe in die Hand und es wurde ohne Unterlaß getafelt. Der Prinz führte dort einen königlichen Train, und heute noch erzählt man sich in der dortigen Gegend von den großartigen Festen. Obgleich er verschwendete, so war seine Börse doch auch für alle jene offen, die ihn um Hilfe angingen. Als

1) Franz Josef Max Fürst *Lobkowitz*, geb. 7. 12. 1772, gest. 16. 12. 1816, Ritter d. gold. Vließes, k. k. Km., Geh. Rat u. G. F. W. M., heiratete 2. 8. 1792 Maria Karoline, geb. 7. 9. 1775, gest. 24. 1. 1816, Tochter des Joh. Ant. Fürsten *Schwarzenberg* und Maria Eleonore Gräfin Oettingen. — Er hatte einen kürzeren Fuß, was ihn aber nicht hinderte, unermüdlich tätig zu sein. Großer Musikliebhaber. seit Jan. 1807 in der Direktion der neuen Theaterunternehmungs-Gesellschaft, die den Betrieb des Hofburgtheaters übernahm. Im August 1812 wurde Lobkowitz an Stelle des Grafen Ferd. Pálffy Hoftheaterdirektor, doch bereits im Mai 1813 mußte sein Vermögen administriert werden, worauf er von der Leitung zurücktrat.

er, noch jung, starb, hinterließ er seinen sieben kleinen Kindern nichts als eine enorme Schuldenlast, die man größtenteils nicht abzahlen konnte. Da seine Frau, eine geb. Prinzessin Schwarzenberg, auch damals schon tot war, so nahm ihr Bruder Josef *Schwarzenberg* alle diese Waisenkinder zu sich und zog sie in seiner edlen Großmut auf. Zehn Jahre später erbat sich Karl Schwarzenberg, der die verbündeten Armeen als Oberbefehlshaber kommandiert hatte, für seine Dienste um das Vaterland und ganz Europa als Belohnung die Zahlung der Schulden seines verstorbenen Schwagers aus. Der weniger edelmütige Kaiser nahm ihn beim Worte, um ihm von den Belohnungen, die er ihm nach einem so eklatanten Erfolge nicht gut abschlagen konnte, etwas abzuknausern, und gewährte ihm seine Bitte insoferne, indem er der Vormundschaft des jungen Prinzen Lobkowitz eine bedeutende Summe zu mäßigen Zinsen *lieh*[1]). Auf diese Weise hob sich das Lobkowitzsche Vermögen während der langen Vormundschaft und der jetzige Fürst, der sparsamer, aber weniger liebenswürdig ist als sein Vater, erfreut sich nunmehr eines der größten Vermögens in Böhmen.

Unterdessen verbrachten wir unsere „Ferien“ in herrlichster Weise bei Tante Therese. „Quel changement de décoration“, als wir anfangs Mai nach Schwertberg zurückkehren mußten. Die zwei letzten Tage gehörten allerdings nicht zu den angenehmsten. Am Mittwoch hatte nämlich Pauline *Schwarzenberg* einen Ausflug nach

1) Während Rußland, England und Preußen ihre Heerführer nach den siegreichen Kriegen von 1813 und 14 mit Geschenken überhäuften, lieh Kaiser Franz dem Fürsten Schwarzenberg Geld, um ihn zu belohnen. (Not. der Verf.) Die Dankesschuld an den viel verkannten F. M. löst das Werk „F. M. Karl Fürst Schw.“ von Kerchnawe und Veltzé, Wien 1913 in schöner Weise ein.

ihrer Art arrangiert. Ihre Schwägerin Lory *Schwarzenberg*[1]), die Gräfin *Kinsky-Dietrichstein*[2]), Graf *Merveldt* und *Oginski*[3]) nahmen u. a. daran teil. Die Gesellschaft ritt des Morgens nach „Mauer" zu meiner Tante, während wir vier Thürheim, mit der dicken Köchin als Pastete und allen möglichen Eßvorräten im Wagen, so gut es ging, nachkamen. Diese Herren und Damen fingen bei ihrer Ankunft sogleich zu frikassieren, zu braten, zu pfeffern und allerlei unappetitlichen Mischmasch zu machen an. Da ich keine Vorliebe für gräfliche Köche und ihre Späße habe, so nahm ich ein Buch vor und setzte mich in eine Ecke. Meine Tante regte sich über die Nandl auf, welche einige Ingredienzien vergessen hatte, die jetzt die Damen in allen Tonarten verlangten. Das arme Mädchen entschuldigte sich, so gut es konnte, sie habe drei Champignons mitgenommen, aber einen aus ihrer Tasche verloren. Konstantine rührte den Salat, Isabella murmelte zwischen ihren Lippen Verwünschungen gegen die gräflichen und fürstlichen Köche, die hübschen Damen gaben sich alle Mühe, um

1) Dieselbe, die nach dem Tode ihrer Schwägerin Mutterstelle an deren Kindern vertrat, dürfte Eleonore *Schwarzenberg*, geb. 11. 7. 1783 gewesen sein.

2) Die Gräfin Maria Theresia *Kinsky*, geb. Gräfin *Dietrichstein* (1768—1821), ließ ihre 1. Ehe (1787) mit Graf Philipp Jos. Kinsky annullieren und heiratete 1807 den F. M. Lt. Max Grafen *Merveldt* (gest. 1815), Maria Theresien Ordensritter, der seinerseits sich von dem Gelübde beim deutschen Ritterorden entbinden ließ. „Ses amis lui virent faire avec regret ce mariage. Orgueilleux, morose, ambitieux, le Cte de Merveldt ne passait pas pour partager vivement le sentiment, qu'il lui avait inspiré." (Letzteres nach „Souvenirs de la Baronne du Montet, Paris 1904, S. 235.) Übrigens war Merveldt ein tapferer Kavallerieoffizier.

3) Graf *Oginski*, ein emigrierter Franzose, war in die Prinzessin Schwarzenberg verliebt. Nach ihrem Tode zog er deren jüngste Tochter bis zu ihrem 14. Jahre auf. (Notiz d. Verf.)

eine natürliche Heiterkeit vorzutäuschen, Oginski wieder stellte sich, als wenn er ein französischer Koch wäre, kurz es herrschte eine unnatürliche Komik. Und das nennt man eine Vergnügungspartie! Als man endlich die Pferde und den Wagen besteigen wollte, kam ein furchtbarer Platzregen und außerdem der gute Karl *Mandell*, der aus seiner technischen Akademie herbeigeeilt war, um von mir Abschied zu nehmen. Kaum vermochte er in unserer unangenehmen Situation einige Worte anzubringen, dann bestieg er wieder seinen Fiaker und raste davon. Für uns war dies nicht so einfach. Die Damen wollten sich von ihren Verehrern nicht trennen, diese suchten aber auf ihren Pferden zu entkommen. Endlich fand man ein gewaltsames Auskunftsmittel. Die verschiedenen Zizisbeos setzten sich in den Fond des Wagens, angeblich, weil sie auf dem Vordersitz seekrank würden, die Damen preßten sich, so gut es gehen wollte, auf die übrigen Plätze. Alles drückte, stieß und quetschte sich, bis schließlich im Laufe einer Viertelstunde sich achtzehn Füße und neun Körper in der engen Berline zusammenfanden. Als wir nach Hause kamen, setzte die Anwesenheit der Mlle Tisserant dem Unglückstage die Krone auf. Meine Eltern hatten sie geschickt, um uns nach Schwertberg zu bringen. Sie erschien mir wie ein Gespenst, wir schrieen, zankten und weinten. Donnerstag musten wir unsere Koffer packen, abends war noch ein Ball bei *Zichy*, wo wir bis drei Uhr früh blieben und um fünf Uhr rollten wir auf der Straße nach Schwertberg davon. Samstag abends kamen wir dort an; die Eltern erwarteten uns auf der Gloriette mit den Kindern. Wir wurden mit offenen Armen empfangen, dann zeigte uns Papa eine sehr hübsche Promenade, die er während unserer Abwesenheit

im Parke machen ließ. Trotz des herzlichen Empfanges war ich sehr bedrückt. So undankbar ist die Jugend! Heute gäbe ich viel darum, wenn ich die guten Eltern wieder zum Leben zurückrufen und sie umarmen könnte.

Trotzdem wir Wien nur zu sehr vermißten, übte das Landleben wie gewöhnlich, seinen Reiz auf mich aus. Konstantine dagegen, die viel mehr weltliche Neigungen hatte, fand unsere Einsamkeit schal und die Promenaden ohne Herrengesellschaft öde. Namentlich abends, wenn wir alle beisammen saßen, legte sie sogleich ein Kissen unter ihren Kopf und schlummerte sanft ein. Was mich betrifft, so lernte ich italienisch und las einige gute Bücher, dies alles mit Titine, die meine Neigungen immer teilte. Während unserer Spaziergänge lernten wir ganze Stücke aus *Racine* auswendig. Papa unterbrach allerdings damals unsere Studien, indem er uns vorschlug, täglich zwei Stunden Gedichte von *Zachariä* vorzulesen, aber, da er sehr gut las, so gewann ich an diesen Vorlesungen Interesse. Allerdings würde mir diese holperige Poesie heute wenig behagen. Wer könnte auch in unseren Tagen den schweren Stil der deutschen Poeten, die *Goethe* und *Schiller* vorangingen, ertragen! *Klopstock* nehme ich natürlich aus, dessen wie vom Himmel gefallene erhabene Dichtkunst keiner Epoche angehört. Es gibt keinen unter ihnen, den wir uns nicht mit einer Magisterperücke und mit Augengläsern auf der Nasenspitze vorstellen müßten; so gemein und pedantisch sind sie. Die deutsche Poesie hatte eine eigentümliche Laufbahn, zwischen Kindheit und Tod lernte sie nur das Mannesalter kennen. Obwohl sie vielleicht älter ist, als die französische (es existieren ja allemannische Gedichte von sehr hohem Alter, nicht zu vergessen die *Nibelungen*), erlosch sie doch gegen das

Ende des Mittelalters. Als sie wieder erwachte, war sie ungelenk und gewöhnlich, von dem geflügelten Renner des Helikons war sie auf einen dicken Karrossegaul gestiegen und begann nun daher zu trappen, wie wenn es zum Markte ging. Während die *Racine*, *Boileau*, Jean Bapt. *Rousseau* und *Voltaire* die französische Dichtkunst mit Ruhm bekränzten, verfertigten die *Rabener*, *Zachariä*, *Ramler*, selbst der gute *Gellert* nur platte Poesie ohne Schwung oder vielmehr platte Verse ohne Poesie, die nicht einmal deutsch zu nennen sind. Als dann aber in Frankreich die Enzyklopädie, die Philanthropie und die Revolution anhoben, floh die Poesie, über alle die neuen Definitionen, Reden und Vernunftgründe erschreckt, in das friedliche Deutschland. Nun erst sah man dort *echte* Dichter plötzlich aus dem Erdboden entstehen, ähnlich, wie Merkur aus dem Gehirn Jupiters entsprang. Sie wurden selbstherrlich, sie waren keine Nachahmer, sondern schufen aus innerer Kraft. Eine einzige Generation stellte die deutsche Literatur auf die hohe Stufe, die Frankreich und England bereits erreicht hatten. Viel später vom Ziele abgegangen, kam Deutschland doch fast zu gleicher Zeit an, wie diese. Aber dann blieb es stehen, es erstarrte, und die folgende Generation konnte diese Höhe nicht mehr behaupten.

Seit ca. zwei Dezennien hat man manch schönes Talent, aber keinen großen Dichter mehr entstehen sehen. Auf demselben Feld wuchsen nebeneinander Kohl und Disteln oder wenigstens Unkraut. *Zedlitz* wäre ein Poet geworden, wenn er sich nicht zum Höfling *Metternichs* degradiert hätte; nunmehr hat er keinen Schwung mehr, er versumpft.

Diese lange Abschweifung, die vielleicht ganz unsinnig ist, kam mir eben in die Feder. Man möge mir

verzeihen! Ich will zum Ersatze einige kleine Begebenheiten des Sommers 1805 anfügen, der für uns überaus friedlich verlief, während schon in den Werkstätten der österreichischen Politik das Kriegsschwert geschmiedet wurde, mit dem man sich später auf Bonaparte stürzen wollte. Aber ach, er sollte das Schwert auffangen und es mit solcher Kraft gegen den Thron Franz II. schleudern, daß es diesen fast umwarf!

13. Juni 1805: Heute hatten wir eine zahlreiche Gesellschaft im Schlosse. Außer dem Pfarrer, dem Kooperator und dem Arzt beherbergten wir noch den neuen Landespräsidenten Baron *Hackelberg*[1]), den Kreispräsidenten Grafen *Aicholt*[2]), den obersten Beamten der Steuerbehörde Herrn von *Sonnenstein*[3]) und noch einen anderen Herrn aus Linz. Alle diese Herren waren in Mauthausen gewesen, um den *Kaiser* zu empfangen, der vorgestern durchpassierte. Papa war auch

1) Derselbe, der so illoyal bei der Schwemmaffäre gehandelt hatte (S. 65). (Notiz d. Verf.)

2) Christian Graf *Aicholt*, 1810 mit der provis. Verwaltung von Ob.-Öst. betraut, das damals im Vereine mit Niederösterreich unter dem Statth. Grafen Saurau stand. 1810 wurde Aicholt unter die O.-Ö. Herrenstände rezipiert, 1812 ist er Präs. d. Landesreg. in O.-Ö. u. gest. 1815.

3) Josef *Zacher* (gest. Riedau 1799), Sohn eines reichen Wiener Kaufmannes, zuerst Oberpostamtskontrollor, ddo. Wien 20. Nov. 1760 mit „von *Sonnenstein*" geadelt, 1765 Kreishauptm. und Postmeister zu Wels, kauft 1764 die Salburgische Herrschaft Riedau und wurde am 25. Aug. 1764 gerittert. Er heiratete 5. Sept. 1757 Maria Anna *Groß* von *Ehrenstein* (geb. 29. Febr. 1736, gest. 22. Sept. 1810). Sein Sohn, der obige Josef Karl Xaver Zächer v. *Sonnenstein*, geb. Linz 30. Sept. 1758, gest. Venedig 3. Dez. 1820, war zuerst Kreishptm. zu Freistadt, dann zu Linz, später Gubernialrat zu Triest. Er heiratete Marg. *Perle*, Witwe des Obstlt. Frhr. v. Ransonnet v. Villez. Seine Schwester Elisabet S. (1770—1823) heiratete 1793 Josef Ritter v. *Henikstein* (1768—1838), den Vater des 1866 bekannt gewordenen F. M. Lt. Baron Henikstein. (Gr. Siebmacher, ob.-öst. Adel, Nachtrag.)

dort. Man erzählte sich, daß es komisch gewesen sei, den übertriebenen Eifer zu beobachten, den jedermann betätigte, um den Kaiser zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Mein Vater stand beim ersten Morgengrauen auf, fuhr aber nicht vor 7 Uhr morgens weg, um den Kaiser zu begrüßen, der erst um 8 Uhr abends ankam. Der Pfleger und der Pfarrer fuhren mit; der eine trug einen riesigen Dreispitz, der andere hielt den ganzen Tag ein Paar neue Handschuhe in der Hand, ohne jemals die Zeit zu finden, sie anzuziehen. Der Pfleger stieg in den Wagen Papas ein, während der Pfarrer mit einer Miene, die seiner Würde entsprach, allein in dem zweiten Wagen kauerte. Der Doktor *Schober* hat uns einiges von der köstlichen Szene in Mauthausen verraten. Man konnte glauben, Narren vor sich zu haben, alle schrien, liefen herum, man rief sich an, ohne zu wissen warum. Unser Pfleger benahm sich wie ein alter Amtsdiener, besorgte alle Kommissionen, die man ihm auftrug, jammerte, sobald er Schober begegnete, über Herzklopfen und daß er sich zu Tode laufen müsse, und rannte doch gleich wieder weiter. Papa brachte uns am anderen Tage die ganze Gesellschaft, die wir zum Diner erwartet hatten, erst gegen Abend in das Schloß. Hackelberg zeigte sich in seiner Präsidentenwürde so hochnasig, als nur möglich. Herr v. Sonnenstein hatte einige strenge Blicke des Kaisers aufgefangen, die ihn veranlaßt haben mochten, sich immer wieder bis zur Erde zu verbeugen. Aicholt hat den Ruf eines verdienstvollen Mannes; er ist seit 20 Jahren Hauptmann des Rieder Kreises und hat nie ein Avancement verlangt. Er befand sich dort sehr wohl, sah niemanden und ging nie aus. Hackelberg sprach davon mit dem Kaiser und Aicholt ist eben erst zum Regierungsrat in

Linz ernannt worden. Ich hatte mir den Grafen Aicholt als einen melancholischen, furchtsamen und verlegenen Mann vorgestellt, wie es bei Personen vorkommt, die ganz für sich leben. Ich war daher überrascht, als ich einen großen, behäbigen, heiteren Herrn vor mir sah, auf dessen Antlitz sich Güte und Offenheit paarten. Er sprach nicht zu viel und nicht zu wenig, aber immer mit richtigem Urteil, kurz, er zeigte sich ganz anders, als ich erwartet hatte. Die Biederkeit des Grafen Aicholt kontrastierte grell mit dem politischklugen Gebahren Sonnensteins, der einmal Papa zeigen wollte, daß er mit dem Präsidenten gut stehe, ein anderes Mal dem Präsidenten, daß er es mit meinem Vater sei.

Einige Tage später traf der Neffe meiner Mutter, der Graf *Berlo*[1]), ein. Derselbe hatte nach dem Tode seines Onkels, des ersten Gatten meiner Mutter, um die Hand der letzteren angehalten, weil er damals auf andere Weise kein Mittel fand, sich des großen Vermögens seines Verwandten zu bemächtigen, das dieser seiner Frau hinterlassen hatte. Meine Mutter wußte jedoch, daß Berlo ein schlechter Mensch sei und gab ihm einen Korb. Daraufhin strengte der Abgewiesene einen Prozeß an und nahm, als die Franzosen Belgien besetzten, einfach die Güter in Besitz, während seine Tante in Österreich weilte.

Zu diesen alten Bosheiten hatte er noch neue hinzugefügt, weshalb sein Besuch mit sehr gemischten Gefühlen angesehen wurde. Erstens war er von der Wiener Polizei abgeschoben worden, dann hatte man meinen Eltern erzählt, ein gewisser „Belgier“ hätte, als er vor wenigen Jahren mit der französischen Armee nach Österreich gekommen war, sich als Verwandten meiner

1) Jean Louis Comte *Berlo*-Suys (siehe Seite 5), niederländischer Kammerherr (1786).

Mutter geriert und geschworen, er würde, sobald er die Donau überschritten hätte, ihr Schloß in Brand stecken. Und nun unterfing sich dieser Mann, der von Rechts wegen von meiner Familie in Acht und Bann hätte getan werden sollen, an unsere Gnade oder Ungnade zu appellieren. Übrigens ergab es sich später, daß die obige prahlerische Äußerung eines Belgiers nicht von Berlo herrührte.

Meine Mutter hatte vor ihm große Angst und stellte sich vor, er würde ihr das Messer tatsächlich an die Kehle setzen, um eine für ihn vorteilhafte Wendung in dem Prozesse zu erzielen. Außerdem hatte der Graf einen unverschämten Kammerdiener, der in frechem Tone ein Bukett verlangte, das man ihm abschlug. Meine furchtsame Mutter sah in diesem Blumenstrauß irgend eine schlechte Absicht und glaubte, daß Berlo vielleicht in dem Gasthause des Ortes seine Maitresse zurückgelassen hatte. Schließlich übertrug sich diese „Gespensterfurcht" auch auf Papa, der schon glaubte, daß er von Berlo zum Duell gefordert werden würde, und bereits seine Waffen besichtigte. Übrigens hatte dieser „Mörder, Duellant, Brandstifter und Lebemann" ein ganz manierliches, höfliches und ruhiges Benehmen, sprach französisch wie Grand-Joseph, der belgische Bediente meines Vaters, und schien absolut nicht gefährlich. Wie dem auch sei, — dieser gefürchtete Gast reiste nach dem Diner zu unserer größten Befriedigung ab.

In dieser Zeit enthält mein Tagebuch auch einige spöttische Worte über ein allerdings dann nicht realisiertes Heiratsprojekt des alten Fürsten *Starhemberg* mit meiner Tante Therese. Er hatte seiner Frau[1]), die da-

[1]) Die Fürstin Starhemberg, geb. Prinzessin Salm-Salm starb am 5. Dez. 1806. Ihr Gatte war damals 83, Therese Thürheim 54 Jahre alt. Ihr Alter betrug also zusammen 137 Jahre.

mals ihr Ende herannahen fühlte, versprechen müssen, nach ihrem Tode Tante Therese zu heiraten. Glücklicherweise vereitelte sein eigener Tod dieses Projekt. Die beiden Glücklichen hätten zusammen 125 Jahre gezählt.

Es besuchte uns auch einer unserer besten Freunde Louis Baron *Mandell;* da seine Visiten immer sehr selten waren, weil er sich nicht leicht von seinem Regimente absentieren konnte, so war seine kurze Anwesenheit stets ein Fest für uns. Groß, schlank, zum Malen schön und sehr galant seinen „Schwestern" gegenüber, wie er uns zu nennen pflegte, war er wirklich ein bezaubernder Freund.

Wir waren ihm bis Zirking entgegen gefahren und kehrten abends, da er nicht kam, in gedrückter Stimmung zurück. Kaum waren wir wieder zu Hause, als ein Wagen in den ersten Hof rollte. Wir sahen in die Dunkelheit hinaus und riefen hinunter: „Wer ist da?" — „Guten Abend, meine Damen!" hörten wir Louis' Stimme. Unsere Eltern nahmen ihn zuerst ganz in Beschlag, so daß man den ganzen Abend über nichts anderes reden konnte, als über den Krieg, über „M. votre frère" und „Madame votre mère". Mama besonders war unermüdlich, sich Biwakgeschichten erzählen zu lassen. Sie begriff nicht, wie man „öffentlich" Toilette machen könne, worauf Louis wie ein Abbé mit Spitzbubenmiene ernst erwiderte: „Wahrscheinlich ist man auf die Bäume gestiegen." Der andere Morgen aber gehörte uns; wir gingen den ganzen Vormittag spazieren. Mein Bruder Josef und sein Hofmeister *Lux* kamen von Wien zurück, wo beide ihr Examen gemacht hatten. Wir hatten gehofft, daß Karl Mandell auch mitkommen werde, aber er konnte keinen Urlaub bekommen.

Abends las Papa seine Zeitung und wir tanzten, san-

gen und machten tausend Dummheiten in unserem Zimmer, dann soupierte man und begab sich bald zur Ruhe. Anderen Morgens reiste Louis mit meinem Vater ab. Er hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert. Sein großer Schnurrbart gibt ihm allerdings etwas Martialisches, aber er besitzt schöne Augen und Zähne, gut angesetzte Haare und dann spricht er ein prächtiges Deutsch, ohne sein Französisch vergessen zu haben, er versteht zu unterhalten, er tanzt graziös, mit einem Worte — er ist charmant.

Karl Mandell ist in das Geniekorps eingetreten und hat dort viel für den Kriegsrat zu arbeiten, so daß er leider nicht Wien verlassen konnte.

Nach Louis Mandell ging es bei uns wie in einem Taubenschlag zu. Zuerst kamen die *Del Hostes* von Wallsee. dann die *Starhembergs*, dann ein Graf *Lerchenfeld*, ein langweiliger und furchtbar dummer Mensch. Der Besuch der beiden Starhembergs bildete eine wirkliche Unterhaltung. Zuerst war ich ein wenig befangen, aber dies gab sich gar bald. Sie waren beide sehr guter Laune und gar nicht prätentiös. Die Gräfin trug ein seidenes Überkleid von dunkelkirschroter Farbe, von dem sich ihre weiße Haut effektvoll abhob, eine Chemisette mit Brüsseler Spitzen und einen reizenden braunen Hut. Man machte mit ihnen die gewöhnliche „Wallfahrt der Fremden“ und besuchte die „heiligen“ Orte, die Gloriette und die „Rochers“. Von der Drahtzugfabrik in Josefstal wurde nur gesprochen, weil man keine Zeit hatte, auch dorthin zu gehen.

Ich will hier einen kleinen Bericht über die Gräfin *Starhemberg*[1]) einflechten, die ein Original war und es

1) Julie Gräfin *Starhemberg*, geb. Gräfin Esterházy, gest. 1829 (siehe Seite 96).

sich zur Aufgabe zu machen schien, alle Gaben, die ihr die Natur verliehen, zu karikieren. Sie puderte ihr Gesicht, wodurch sie diesem das gewisse Etwas verlieh, das mich anfangs so entzückte. Sie marterte ihren ohnehin aufgeweckten Geist mit ihrer Sucht nach Wohlredenheit, wodurch sie Anlaß zu heute noch kursierenden Anekdoten und Witzen gab. Einmal rühmte sie das „dolce far niente" von Horaz, ein anderes Mal hatte sie sich die Nase beim Anzünden eines Phosphorwachsstockes verbrannt und travestierte dieses Malheur, indem sie sagte, sie habe ihre Nase in den Bosporus getaucht. Dann klagte sie wieder einmal über die Abreise ihres Gatten zur Armee nach Italien, indem sie ausrief: „Nicht die Franzosen fürchte ich für Tony, sondern die Italienerinnen." Ich würde nicht fertig, wollte ich alle die lächerlichen Dinge wiederholen, die sie sagte oder tat.

Sie war furchtbar eifersüchtig und mit Recht. Unter anderen hatte ihr Mann eine Maitresse Frau *Calman*. „Das ist zu arg," äußerte sich die arme Gräfin Starhemberg unter Tränen, „welch' schlechter Spaß! Und das soll ein Calmant (Beruhigungsmittel) für mich sein?" Eines Tages verließ sie in einem Anfall von Eifersucht einen Ball, weil sie ihren Mann hatte wegfahren gesehen. In der Ballrobe und blauen Atlasschuhen rannte sie in strömendem Regen durch den Kot dem Wagen nach und kam zugleich mit ihm vor dem Hause der Maitresse an. Auf der Stiege dieses Hauses machte sie dann ihrem Manne eine furchtbare Szene.

Sehr abergläubisch, hatte sie sich ein System von freundlichen und feindlichen „Atomen" ausgedacht, nach dem sie sich richtete. So gab es z. B. Leute, die sie wirklich liebte, denen sie aber nicht in die Nähe kom-

men wollte, aus Furcht vor ihren Atomen. Diese Eigenart erstreckte sich nicht nur auf Personen, sondern auch auf Gegenstände; so fand man nach ihrem Tode in einem gewissen Kabinett, zu dem niemand außer ihr Zutritt hatte, eine Masse der schönsten Sachen, die sie in Italien gekauft hatte, aber niemals auszupacken wagte aus Furcht vor den etwa aus ihnen strömenden feindlichen Atomen. Dieser sonderbaren Manie lag ein Geheimnis zugrunde, das ihr erst in der Zeit ihrer letzten Krankheit manchmal entschlüpfte. Die arme Frau, die ihre ohnehin schmale Taille sehr stark zusammenschnürte, zog sich nämlich einen Krebs an der Brust zu. Ihr durch das Überstreichen der kranken Brust mit einer Quecksilbersalbe vergiftetes Blut verschlimmerte noch das Übel, woran sie unter entsetzlichen Schmerzen starb. Sie war stark genug, ihr Leiden mehrere Jahre hindurch zu verheimlichen, bevor sie einen Arzt befragte.

Sie starb ebenso ergeben, wie sie im Leben waghalsig gewesen war, sich den Tod zu holen.

Ich will aber wieder zu meinem Bericht zurückkehren, der nun das Vorspiel zu dem unglücklichen Feldzug von 1805 behandelt: „*Starhemberg* wird wahrscheinlich wieder in die Armee eintreten, trotz des Abmahnens seiner Frau. Er leidet noch viel an seiner Kopfwunde. Es scheint, daß das Kriegstheater nicht bei uns sein wird. Die Truppen kommen von allen Seiten, bei Wels ist der Sammelpunkt. Die Russen sind diesmal unsere Verbündeten und marschieren schon gegen Polen, um sich mit uns zu vereinigen. Man spricht davon, daß die Kaiser *Alexander* und *Franz* persönlich kommandieren werden, ebenso, daß die Franzosen diesen Krieg fürchten und nur als eine Privatsache der Familie Bonaparte ansehen, endlich daß Napoleon durch diesen Angriff ein

wenig überrascht worden ist. Gott wolle weiterhelfen! Bis jetzt haben wir die besten Hoffnungen. *Mack* steht in Gunst und spielt im Kriegsrate die erste Geige, die Truppen sind darüber entzückt, auch hat er schon mehrere Änderungen zur allgemeinen Zufriedenheit durchgeführt."

Der allgemeine Enthusiasmus, der ganz Österreich ergriffen, packte mich auch. Ich betrachtete es als mein größtes Unglück, als Frau auf die Welt gekommen zu sein, und ich vergegenwärtigte mir wohl tausendmal des Tages das Glück, ein Mann zu sein und dem Vaterlande dienen zu können.

Die Ankunft von Franz, Minerl *Hager* und *Pittony*[1]) entriß mich meinen trüben Gedanken. Hager wurde aber nach einigen Tagen vom Kaiser auf seinen Posten zurückgerufen. Pittony dagegen leistete uns in seiner reizenden Art Gesellschaft. Jeden Tag, nach der Evangelienstunde, setzte er sich in unser Zimmer und las irgend ein schönes Theaterstück oder gar Hermann und Dorothea vor; dann verließ uns Mama und der Rest des Vormittags verging uns bei der Arbeit und Gesprächen oder indem wir spazieren gingen. Nach dem Diner machten wir gewöhnlich eine große Promenade, nach der Rückkehr schwatzten wir noch ein wenig, dann machte Pittony mit Papa, der sich immer vor dem Souper zurückzog, eine Kartenpartie. So vergingen dreizehn Tage und sie taugten mehr, als die vier Monate, die ihnen vorangegangen waren.

Bald darauf besuchten wir die *Hackelbergs* in Linz und wurden dort von der Präsidentin und ihren reizenden Töchtern mit offenen Armen empfangen; nachmit-

1) *Pittony* besaß ein Weingut in Nusdorf b. Wien; er starb Ende 1811.

tags fuhren wir nach *Auhof*[1]) und abends war ich mit Titine in der Loge der Baronin Hackelberg; man gab ein dummes Stück, das sehr viele Gespenster, aber wenig Geist aufwies. Von Linz fuhren wir nach *Salaberg*[2]), wohin auch mein Bruder Josef, der Abbé und Mlle. Tisserant hinkommen sollten. Auf dem Wege dahin begegneten wir vielen Russen, die in den Feldzug zogen. Ich glaube, daß sich *Napoleon* diesmal nicht so gut aus der Affäre ziehen wird, wie früher. Als wir in Salaberg ankamen, war Josef noch nicht eingetroffen. Mama starb fast vor Angst und mein Vater zankte. Wir armen Kücken flohen unter die Fittiche der Mlle. Cunotte, bis das elterliche Gewitter vorüber war. Endlich während des Diners kam Josef; die vielen russischen Truppen hatten ihn aufgehalten.

Es bedurfte der Heiterkeit meines Alters, um diesen zweitägigen Aufenthalt angenehm zu finden. Die Schloßgesellschaft bestand nämlich nur aus den beiden alten *Salburgs*, dem alten Verehrer der Gräfin, einem Grafen *Sinzendorff*[3]) und der Gouvernante, die noch älter war, als die drei Genannten. Die vier guten Leute besaßen zusammen einen ungewöhnlichen Schatz an Dummheit. Als wir von einem Ausflug zum Baron *Risenfels*[4]) nach Salaberg zurückkamen, fanden wir zwei

1) *Auhof*, fstl. Starhembergsches Schloß b. Linz.
2) *Salaberg*, grfl. Salburgsches Schloß in Nieder-Österreich.
3) Maria Anna, Tochter des Fürsten Franz Ulrich *Kinsky*, geb. 1754, gest. 1828, heiratete 1., 1770: Rudolf Frd. Grafen *Salburg* (1732 bis 1806), k. k. G. F. W. M. — Nach dessen kinderlosem Tode gingen die Salburgischen Güter, bis auf Salaberg u. Leonstein an den Mann seiner Schwester Leontine, Grafen Karl Gundakar Josef Dietrichstein-Hollenburg über. Seine Witwe Maria Anna Salburg-Kinsky heiratete ca. 1807 Wenzel Graf *Sinzendorf* (1755—1810).
4) Ferdinand Freiherr v. *Risenfels* (1748—1823), Herr zu Seiseneck und Schwendt, k. k. Km. u. n. ö. Reg. Rat, heiratete 1791: Karoline Freiin von *Huber zu Maur*.

russische Offiziere, die zum Souper blieben. Der eine hatte vor wenigen Tagen seine Frau verlassen. Trotzdem er schon fünf Jahre verheiratet und seine Gattin älter war, wie er, sprach er den ganzen Abend von ihr, wie wenn er sich noch in den Flitterwochen befände. Er zeigte uns auch ihre Miniatur, die er immer auf dem Herzen trug und die er reizend fand. Der gute, arme Herr! Das Bild erinnerte mich an die Eule in der Fabel, ich hätte es ebenso wie der Adler gemacht!

Als wir Salaberg verließen, fuhren wir nach *Wallsee*[1]) zu Frau von *Del Hoste*. Die beiden Gatten empfingen uns mit ausgesuchter Höflichkeit und zeigten uns die Zimmer mit ihren vielen Antiquitäten, das Burgverließ, die Souterrains und das Archiv des Schlosses, das ehemals den Tempelherren gehört hatte. Ich bewunderte die Eleganz, die Ordnung und den guten Geschmack in den Zimmern, um so mehr, als die Schloßherren keineswegs reich sind und die Gräfin noch alte Schulden hat, die sie kleinweise abzahlt. Papa brach nach dem Diner sofort auf; wir mußten bei einem strömenden Regen die Donau übersetzen. Mein Bruder blieb mit dem Abbé noch in Wallsee, um am nächsten Morgen einen Hirsch zu schießen. Leider war das Wetter so schlecht, daß er gar kein Wild sah.

Der Krieg hat begonnen. Man glaubte, er würde auf *Napoleon* wie ein Blitzstrahl wirken, da er sich noch im Lager von Boulogne befand, als man losschlug. In der Tat war Napoleon überrascht worden, aber das Element des Genies ist eben das Unvorhergesehene. Als man ihn noch in Boulogne vermutete, hatte er *Mack* bereits eingeschlossen. Um Bonaparte irrezuführen, hatte

1) *Wallsee*, Schloß a. d. Donau, jetzt im Besitze des Erzherzogs Franz Salvator.

man den Gesandten *Cobenzl*[1]) von Paris nicht abberufen; auch *M. de la Rochefoucauld*[2]) wich nicht von Wien und wirkte für den Frieden. Österreich aber, in seiner wenig weitblickenden Anmaßung, erregte den Unwillen des Kaisers und brachte sogar Bayern gegen sich auf. Dieses hat sich gegen uns erklärt und wir behandeln es en canaille, unsere Truppen leben vom Lande des Kurfürsten. Die Bayern fliehen, sobald ein Österreicher naht. Vor kurzem betrat mein Cousin Hans *Hager* an der Spitze von 100 Ulanen Amberg, wo General *v. Gravenreuth*[3]) ein starkes bayerisches Korps versammelt hatte. Ohne Gegenwehr zog er sich beim Anblick der Ulanen zurück. Auf diese Weise drang man unbekümmert in ein Land vor, worin der Verrat drohte. Der Prinz *von Schwarzenberg*, der zum Kurfürsten geschickt worden war, um mit ihm den Krieg zu organisieren, beging den Fehler, durch seinen Hochmut den Fürsten persönlich zu beleidigen. Die Folge davon war der Abfall Bayerns.

Die folgenden Neuigkeiten sind nicht immer ganz korrekt; um sie zu berichtigen, braucht man aber nur die Weltgeschichte nachzusehen.

25. *Oktober:* Welch' trostlose Nachrichten, welcher Szenenwechsel! Unsere Truppen wurden in Bayern zwei, drei, ja man sagt, viermal geschlagen. *Napoleon*, an der Spitze der Seinen hat *Mack* in *Ulm* mit dessen ganzen Truppen eingeschlossen. So sind alle unsere Hoff-

1) Johann Philipp Graf *Cobenzl* (1741—1810), seit 1801 österr. Botschafter in Paris.

2) Alexander Graf de *Larochefoucauld* (1767—1841), seit 1805 Gesandter in Wien.

3) Karl Ludw. Kasimir Graf *Gravenreuth* (15. Febr. 1786 bis 22. Okt. 1865), bayr. G. Lt. Km. u. Malt. O. R., heiratete am 27. Nov. 1834: Theresia Karol. Walp. Freiin v. Gemmingen-Mühlhausen, T. d. Karl Dietrich und der Marie Antonie Freiin v. Gemmingen-Steinegg, geb. 24. Febr. 1803.

nungen wie in einer Mausefalle gefangen. Einige gute Städte des Reiches sind schon in Feindeshand. Außerdem verbreitet man 1000 Lügen, die die Angst des Volkes noch erhöhen. Ich will hier nicht in die Details eingehen. Sicher ist, daß unsere Koffer gepackt sind, um bei der geringsten Gefahr zu fliehen, sicher ist ferner, daß sich Preußen für uns erklärt hat, ebenso wollen auch Dänemark, Schweden, Hessen und Sachsen die gute Sache verteidigen, Rußland ist unser Verbündeter und seine Truppen nahen in Eilmärschen. Ach, ich fürchte fast, das wird nur „moutarde après le souper" sein. Inzwischen lassen wir uns schlagen. Um die Schande noch zu erhöhen, verlieren unsere sonst so tüchtigen Soldaten jedes Ehrgefühl und jeden Mut, besonders die Infanterie (siehe die Memoiren des Marschalls Marmont). Während ich schreibe, kommt die Nachricht, daß Macks Armee vollständig geschlagen, er selbst verwundet und 3000 Mann vermißt sind. Wir reisen spätestens übermorgen. Gott will es, sein Wille geschehe!

1. November: (auf dem Boote): Wir liegen seit zwei Tagen drei Meilen außerhalb Preßburg und warten auf einen Wind, der uns die Fahrt fortsetzen hilft . . . *Schober* hatte nämlich durch seine Nachrichten, die er aus Linz brachte, unsere Abreise beschleunigt. Er hörte dort, *Mack* sei nicht verwundet, habe sich aber samt seiner Armee in Ulm ergeben, er und alle seine Offiziere seien gegen Ehrenwort freigelassen worden. Der Präsident *Hackelberg* treffe bereits Anstalten, um seine Familie wegzuschicken und andererseits der feindlichen Armee, die man in drei Tagen erwarte, Proviant sicherzustellen. Diese Alarmnachrichten waren nur zu geeignet, unsere Aufregung zu erhöhen. Papa beschloß zuerst, auf sein böhmisches Schloß *Chotovin* zu flüchten

und ordnete an, nur das absolut Nötigste einzupacken. Dann, am nächsten Tage, änderte er seinen Plan und befahl die Abreise nach Wien. Sonntags, als wir abfahren sollten, hatte dann mein Vater einen Streit mit seinem Pfleger, infolgedessen er in Schwertberg zurückbleiben wollte, um, wie er sagte, „nicht den Wolf allein im Schafstalle“ zu lassen. Endlich versöhnte man sich, der schuldige Pfleger beteuerte seine Ergebenheit und versicherte, er würde an die Verzeihung seines Herrn nur dann glauben, wenn der Herr Graf mit seiner ganzen Familie sofort nach Wien abreiste. In der Tat verließ der „Herr Graf“, um seinen Edelmut zu beweisen, Schwertberg schon um 3 Uhr nachmittags. Um 4 Uhr lichteten wir den Anker in Au an der Donau. In diesem Falle, wie in vielen anderen wurde mein vertrauensseliger Vater das Opfer des schurkischen Pflegers; die Anwesenheit seines Herrn hätte diesen behindert, seine Unterschleife durchzuführen, die er bei der allgemeinen Unordnung zu machen beabsichtigte. Wäre Papa in Schwertberg geblieben, was er tatsächlich ohne Gefahr hätte tun können, denn der Feind berührte nur vorübergehend Oberösterreich, so hätte er manche Veruntreuungen des Pflegers vermeiden können.

Unsere Flußreise ging bis *Nußdorf* ohne Anstand vor sich. Da dort große Schiffe den Kanal hinauffuhren, konnten wir an diesem Tage nicht in denselben einfahren (Donnerstag). Papa ging allein nach Wien hinein, um Nachrichten zu sammeln. Nach 3 Stunden kam er mit Madame *List* und Charlotte zurück. Diese erzählten, daß die Kaiserin reisefertig sei, um nach Budapest zu flüchten, daß alle Kassen und Gelder schon vorausgegangen, daß alle Fremden die Stadt innerhalb vier Tagen verlassen müßten, kurz, daß man alle Vorsichts-

maßregeln ergreife, falls der Feind bis Wien käme. Papa entschloß sich daher, nach Preßburg weiterzufahren. Obwohl uns Franz und Minerl *Hager*, die uns bald darauf in Nußdorf besuchten, zu beruhigen suchten und uns rieten, in Wien zu bleiben, verharrte mein Vater bei seinem Plane. Man schlief diese Nacht in dem Boote. Den Abend verbrachte man mit Seufzern und trüben Ahnungen. Franz und Minerl erzählten Details von der Niederlage bei Ulm. Der eingebildete *Mack* glaubte, sich den Franzosen nur zeigen zu müssen, um sie zu zerschmettern. *Napoleon* wähnte er noch weit entfernt. Während ersterer bei Ulm mit seiner schönen und kaum noch im Feuer gestandenen Armee hielt, zeigten Kanonensalven im feindlichen Lager irgendein freudiges Ereignis an. Mack ließ sich einen am gleichen Morgen gefangen genommenen Franzosen vorführen und fragte ihn, was die Schüsse bedeuteten. „L'Empereur vient d'arriver", war seine stolze Antwort. Sofort erbleichte der Marschall. Er fürchtet den Kaiser, wie das Feuer, und es erschien ihm daher Wahnsinn, Widerstand zu leisten. *Erzherzog Ferdinand*[1]) fragte Mack, was er zu tun gesonnen sei; dieser antwortete, daß er, zerniert, entschlossen sei, sich zu ergeben, und verwies auf die Generalvollmacht seines Kaisers, die ihm für alles freie Hand lasse. Seine Untergebenen hätten ihm einfach zu gehorchen. Der tapfere Erzherzog antwortete, ein Befehl,

1) Erzherzog *Ferdinand* Karl Josef von Österreich d'Este (1784 bis 1850) F. M. Lt., Ritter d. Maria-Theresienordens, hatte 1805 das nominelle Oberkommando in Deutschland, doch besaß General v. Mack allzu große Vollmachten. Der Erzherzog schlug sich mit dem Fürsten Karl Schwarzenberg, mit Oberst Baron Bianchi, dem Generaldirektor der Hofkriegsbuchhaltung Baron Josef Stipsicz, Rittmeister Moriz Graf Clary u. Karl Hardegg samt 12 Schwadronen nach Böhmen durch.

der eine Feigheit anordne, bekümmere einen kaiserlichen Prinzen nicht, er werde mit allen jenen, die ihm folgen wollten, durchbrechen. Mehrere Regimenter waren damit einverstanden, andere wurden durch ihre Offiziere daran verhindert. Der Erzherzog versammelte die treugebliebenen Offiziere um sich und sprach sie also an: „Ich fürchte nicht den Tod, auch wäre mein Tod kein besonderes Unglück, für eine Ranzionierung hingegen müßte mein Kaiser große Opfer bringen. Man soll nicht sagen, daß sich ein Erzherzog habe fangen lassen, solange er sich noch mit den Waffen in der Hand einen Weg bahnen konnte."

Diese Braven schlugen sich mit dem Mute der Verzweiflung durch. Oft erreichten die Franzosen die Nachhut der Österreicher. Dann warf sich diese auf den Feind, schlug ihn etwas zurück und eilte wie der Blitz davon. Ihre Verfolgung dauerte bis Eger, wo sie zu Tode erschöpft und dezimiert ankamen. *Schwarzenberg* und *Stipsicz* schützten den kaiserlichen Prinzen mit ihrem Leib. Moritz *Clary*, Karl *Hardegg* waren auch unter denen, die dem Erzherzog folgten. Auf dem Wege nach Böhmen gelang es der tapferen Truppe, 3000 Gefangene zu befreien und den Kurier, der die Übergabe von Ulm und die Gefangennahme des Erzherzogs nach Paris zu melden hatte, aufzuheben. 3000 Mann stark hatten sie Ulm verlassen, 1500 von ihnen kamen in Böhmen an. Man erzählt, daß Napoleon zu Ehren der Heldentat des Prinzen Kanonen habe lösen lassen. Eine solche ritterliche Demonstration sieht ihm aber kaum gleich!

Unterdessen übergab *Mack* die Festung und kompromittierte dadurch alle seine Offiziere und die kaiserliche Armee. Den Offizieren ließ Napoleon die Degen ab-

nehmen, dann entließ er sie unter Ehrenwort, ebenso wie Mack, die Soldaten aber behielt er zurück.

Die nach Wien gekommenen Offiziere zeigen sich sehr entrüstet und verlangen, daß Mack gehängt werde. In der Tat soll er verhaftet sein. Jedenfalls wird es aber eines schlagenden Beweises bedürfen, um einen Mann, der den Ruf eines ehrenhaften und tapferen Kriegers genossen hatte, so ohne weiteres des Verrates anzuklagen. Der Schein ist sicherlich gegen ihn. Ebenso ist es leider gewiß, daß der arme Paul *Weissenwolff*[1]) bei Ulm tödlich verwundet wurde und nicht aufgefunden werden kann. Er wird schon tot sein!

Unter allen diesen Erzählungen schliefen wir auf dem Boote fest ein. Mittwoch morgens hieß es von den Hagers Abschied nehmen, Gott allein weiß, auf wie lange! Minerl Hager und Tante Therese sind fest entschlossen, in Wien zu bleiben, und Pittony muß es auch, wenn auch mit Widerwillen. Sein Wein, sein ganzer Reichtum, läuft aber zu viel Gefahr, wenn „Messieurs les Français" ihn zu kosten bekommen sollten!

(Immer noch im Boote zwischen Preßburg und Pest): „In Regelsbrunn hatte uns der Gegenwind bis Samstag morgens aufgehalten. Wir verlassen das Boot nur, um am Strande die Beine ein wenig auszulaufen. Seit Wien ist Papa in einer furchtbaren Laune. Freitag machte er uns, ganz grundlos, eine entsetzliche Szene, gab Mama Geld, damit sie nach Belieben ohne ihn leben könne, und verließ das Boot, angeblich um nach Wien oder Triest zu fahren. Schon nach einer halben Stunde war er aber

1) Paul Graf *Ungnad-Weißenwolff* (1780—1848), heiratete 1817: Therese Gräfin *Stadnicka*, geb. 1788. Er war k. k. Km. u. Obstlt. i. d. A. u. der Urgroßvater des jetzigen Majoratsherrn *Paul* Grafen Weißenwolff, k. u. k. Km. u. Leutnant a. D. (vgl. Stammtafel).

wieder zurück und der Abend verging, als ob nichts vorgefallen wäre.

Samstag endlich kamen wir bis Preßburg, wo uns der Bediente unseres Vetters Hager, *Benedikt* mit Namen, schon seit zwei Tagen mit einem Briefe seines Herrn erwartete, worin dieser seine Ankunft in Preßburg anzeigte. Mein Vater wollte aber, von panischem Schrecken vor dem Kriege ergriffen, erst in Pest Aufenthalt nehmen. Dort langten wir endlich am elften Tage unserer Wasserreise an.

Budapest, 13. November: Die Franzosen sind vor den Toren Wiens, deren Einwohner ihnen eine Deputation, um zu kapitulieren, entgegengeschickt haben. Man spricht von Waffenstillstand oder Frieden. Ganz Österreich ist vom Feinde überschwemmt, ein französisches Korps hat bei Linz die Donau übersetzt, um in Böhmen einzurücken. *Mack* ist in Graz gefangen. Tausend Gerüchte sprechen über sein zweifelhaftes Verhalten. Der Schein ist ja gegen ihn, ich will aber keine Verleumdung riskieren. Ich warte lieber die strikte Wahrheit ab, bevor ich ihn verurteile. Wenn ich mir seine gutmütigen, offenen und interessanten Züge vor Augen stelle, so muß ich selbst den kleinsten Gedanken, der seine Ehre beflecken könnte, verscheuchen.

In Buda wohnen wir in ein paar schlechten Zimmern, wie die Heringe zusammengepfercht. Und dennoch hatten wir selbst diese nur mit Mühe bekommen, denn Pest und Buda sind voll von Fremden. Mama weint viel und ist mutlos, wie immer. Papa quält sie „à petit feu". Er langweilt sich gräßlich und spricht von frühe bis abends nichts, als von Politik. Außerdem entbehren wir in Buda jeder Bequemlichkeit. Nur in Pest, das aber eine Meile entfernt ist, fände man die nötigsten An-

nehmlichkeiten und Bedürfnisse des Lebens; man müßte aber im Boote die große Donau überschiffen, da die Schiffsbrücke abgebrochen ist. Buda ist eine Ansammlung von stillosen und unansehnlichen Häusern mit Ausnahme der Festung, die eine Stadt für sich bildet. Pest ist etwas besser, aber ein Judennest und ein Versammlungsort von Kaufleuten. Die Straßen sind breit, man sieht auch einige hübsche Häuser, man begegnet aber viel mehr Tieren als Menschen. Ich schätze, daß die Ochsen und Schweine ein Drittel der Bevölkerung ausmachen. Unser Viertel (die Wasserstadt) ist ziemlich ruhig, gleicht aber eher einem Dorfe.

14. November: Wieder ein Brief Franz *Hagers.* Die Franzosen benehmen sich in Wien viel anständiger, als man erwartete. Die Soldaten sind in Kasernen, die Offiziere in den Gasthäusern einquartiert. Franz und Minerl wohnen bei Tante Therese, die ihren Mut nicht verloren hat. Der Einzug der Franzosen in Wien geschah in großer Ordnung. Ihre vorausgeschickten Offiziere wunderten sich, daß man in der Stadt gar keine besseren Leute sähe; ob man sie für Barbaren gehalten, weil alles geflohen sei! Jedenfalls waren diejenigen viel glücklicher, die in Wien ausgehalten hatten, denn ihnen ging es unvergleichlich besser als uns.

Der arme *Starhemberg* hat die Ehre, einen so berühmten Namen zu tragen, schwer büßen müssen. Eine französische Abteilung kam nach seinem Schloß *Haus*[1]), und da sie glaubte, daß dieses dem Vater des Botschafters Starhemberg in England gehöre, brannte sie es bis auf den Grund nieder. Starhemberg hat diesen Verlust Franz Hager selbst erzählt; die ganze Sorgfalt, die er

1) Schloß *Haus* bei Pregarten, Ob.-Öst., gehörte damals nicht der fürstl., sondern der gräflichen Linie des Hauses Starhemberg.

für die Verschönerung des Schlosses aufgewendet, war umsonst gewesen. In Schwertberg sollen bisher keine Franzosen gewesen sein.

Ich langweile mich in Buda gar nicht, leide aber unter den Sorgen meiner Eltern. Papa möchte nach Schwertberg zurück, von wo er keinerlei Nachricht erhalten hat, trotzdem die Verbindungen dahin nicht unterbrochen sind. Eine Unterredung mit dem *Erzherzog Palatin*[1]) trägt auch viel dazu bei, unsere Abreise zu beschleunigen. Dieser Prinz sagte nämlich meinem Vater beim ersten Zusammentreffen, er müsse Budapest verlassen oder solange bleiben, als der Krieg währe. Dies werde von allen Fremden verlangt. Papa antwortete darauf, alles sei ja noch so ungewiß, er würde es vorziehen, noch einige Tage zu warten. Hierauf rief der Palatin in höchst ungnädigem Tone: „Warum sind Sie denn nicht in Oberösterreich geblieben?" — „Ich war dort nicht in Sicherheit, übrigens verbringe ich alle Winter in Wien." — „Dann hätten Sie in Wien bleiben sollen." — „Ich konnte nicht meine Frau und Kinder in einer Stadt lassen, die vom Feinde besetzt werden würde. Auch bekam ich ohne Schwierigkeit die Pässe für Ungarn." — „Das macht nichts, jedenfalls müssen Sie sich entscheiden, entweder abzureisen oder ganz zu bleiben." — „Ich bin schon entschlossen, ich werde meine Familie hier lassen, ich selbst will mich aber auf mein Gut begeben." Hier endige ich diese sonderbare Konversation, die wirklich keinen Sinn und Verstand hatte. Unser Abreise verzögerte sich übrigens trotzdem noch einige Zeit.

17. November: Gott sei Dank, es trafen heute bessere

1) Erzherzog *Josef* Anton Johann (1776—1847), seit 1795 Palatin von Ungarn.

Nachrichten ein. Der österreichische General *v. Schmidt*[1]) hat bei *Dürnstein* den Franzosen ein siegreiches Gefecht geliefert. Die Franzosen verloren 6000 Mann, tot oder gefangen, unser Verlust ist nicht mehr als 1000 Mann. Doch ist unsere Freude, wie immer, nicht ungetrübt. Der tapfere General fand bei dieser Affäre den Heldentod. Er war vor dem Kriege schon mehrere Jahre aus der Aktivität getreten und hatte infolge von Hofintrigen quittiert. Später machte man ihm ehrenvolle Rehabilitierungsvorschläge, doch gab er seine Ruhe erst auf, als das Vaterland in Gefahr stand. Er übernahm das Kommando eines selbständigen Detachements. Sofort warf er sich auf den Feind und schlug ihn, fast unter den Toren Wiens, wurde aber von drei Kugeln getötet, die uns mehr Schaden, als sein Sieg Vorteil brachten. Jetzt bleibt uns nur mehr unser guter Erzherzog *Karl* (der aber in Italien ist); auf ihn und Gott setze ich meine letzten Hoffnungen. Unterdessen ist *Merveldt*[2]) in Steiermark nach hartnäckigem Kampfe geschlagen worden. Ich glaube, daß auch Louis *Mandell* dabei war. Gott erhalte ihm Leben und Ehre; das ist es, was man in unserer Zeit immer beifügen muß.

Wir bleiben übrigens hier. Jedermann sagt Papa, er solle nicht auf die Worte des Palatins achten. Ich glaube fast, daß dies hierzulande so Brauch ist.

Bonaparte hat Frieden angeboten, aber seine Anträge taugen nichts und Kaiser *Franz* hat sie denn auch mit Festigkeit verworfen. Er will jetzt wenigstens die

1) F. M. Lt. Heinrich von *Schmidt* (1743—1805) war damals Kutúsow als Quartiermeister und militärischer Ratgeber zugeteilt und veranlaßte ihn zu einem erfolgreichen Angriff auf die Division Mortiers bei Dürnstein, nächst Krems (11. Dez. 1805).
2) General Graf *Merveldt* wurde 1805 bei Stadt Steyr und bei Mariazell von Davoust geschlagen.

Ehre verteidigen. Die Franzosen sind schon in Preßburg . .

28. November: Die Franzosen haben sich von Preßburg wieder zurückgezogen, streifen aber immer noch nach Ungarn hinein. Die ungarische Insurrektion geht ihren Gang weiter, d. h. man spricht viel von Kampf und Verteidigung des Vaterlandes. Die Fortschritte sind aber so geringe, daß sie mehr für nächstes Jahr etwas versprechen, als für dieses. Was ich von der berühmten Insurrektion sehe, ist folgendes: Unappetitliche, von Fett triefende Leute vollführen auf allen möglichen Instrumenten, darunter auch einer Art Klavier (Zimbal) einen infernalischen, disharmonischen Lärm, durchziehen mit dieser Musik die Dörfer, an ihrer Spitze ein halbbetrunkener Raufbold, der in allen Tonarten die braven Bürger zur Verteidigung des Vaterlandes und ihres Schnapsvorrates aufmuntert. In den Tavernen spricht man zwar viel von Kampf und Vaterland, man tut aber nichts.

Ich arbeite viel, um die Zeit gewaltsam zu vertreiben: vormittags ein Kapitel aus dem Evangelienbuch und einige Briefe der Mme de *Sévigné*[1]), nach dem Diner einige aus den Episteln des Apostel Paulus oder aus Werken der anderen Apostel, abends kommt dann Mama zu uns, der ich ein kleines, neues deutsches Buch vorlese, „Der kopflose Mann“[2]), ein bodenlos dummes Buch, das uns aber lachen macht und zerstreut. Im übrigen sticke ich mir ein ganzes Kleid, eine Arbeit, die mindestens einen Monat in Anspruch nehmen wird. —

1) Die berühmten Briefe der Marquise Marie de *Sévigné* (1626 bis 1696) an ihre Tochter Françoise Marguerite Comtesse de Grignan.
2) Richtig hieß dieser Zauberroman: „Der Bloxsberg oder der Kopf ohne Mann. Eine Wundergeschichte aus den Zeiten Ludwigs Königs von Ungarn.“ Wien, 1799, 8⁰ (v. Kayser's, Bücherlexikon).

2. Dezember: Freitag saßen wir um den großen Tisch und arbeiteten, als plötzlich Fifine hereinstürzte mit dem Rufe: „Benedikt ist hier.“ In der Tat trat dieser in das Zimmer und überbrachte einen Brief seines Herrn an Mama. Diese las ihn und rief, kaum, als sie angefangen, aus: „Er ist hier.“ Einen Augenblick später lag Franz *Hager* in unseren Armen. Lange hatten wir nichts mehr von ihm gehört, ein Brief hätte uns glücklich gemacht und nun kam er in eigener Person, gesund und heiter, wie von Gott gesandt! Der Gute hatte immer schon ein Mittel gesucht, uns zu besuchen, und fand es endlich. Der Kaiser hatte ihn nämlich ausgewählt, um von dem Palatin einen gewissen Rapport einzuholen, was niemand, der Franzosen wegen, unternehmen wollte. Hager bekam einen Paß unter fremdem Namen, passierte glücklich die feindlichen Vorposten und kam heute um 6 Uhr abends an, nachdem er um 6 Uhr früh vorgestern Wien verlassen hatte, 36 Meilen in 36 Stunden. Er erzählte uns eine Menge interessanter Details über die französische Invasion in Wien. Weder ihre außerordentliche Höflichkeit, noch ihre Grausamkeit entsprächen der Wahrheit. Sie seien eben, wie alle Feinde, anspruchsvoll, diebisch, unverschämt, kurz unangenehme Gäste. Es gibt allerdings einige höfliche und selbstlose Generäle unter ihnen, aber diese sind selten. *Berthier* z. B. bezahle den geringsten Dienst, den man ihm leiste; er gebe täglich 1 fl. der Dienerschaft des Hauses, wo er wohne. Im Gegensatze von ihm können die meisten Generäle ihren sans-culotteschen Ursprung nicht verleugnen. So fing *Davoust*, der beim Grafen *Czernin*[1]) einquartiert ist, an, sofort die Überzüge der wertvollen Möbel herabzureißen und sich darauf

1) Das Czerninsche Palais in Wien, Wallnerstraße Nr. 274.

seine Stiefel putzen zu lassen. — Tante Therese hat noch keinen „Gast“ bekommen und in unserer Wohnung waren wohl einige Offiziere, die aber nichts angestellt haben.

Als die französischen Truppen in Wien ankamen, waren sie der Bevölkerung verhaßt. Es entstand sogar ein kleiner Aufruhr, als sich die Nachricht verbreitete, die Franzosen seien geschlagen worden und die Russen nahten heran. Aber seither ist die Garnison verstärkt worden und die Zeitungen und Bulletins bearbeiten das Volk zugunsten der Eindringlinge. Leider gelingt dies nur zu gut, die Wiener klagen schon nicht einmal mehr. Nur auf dem Lande und in den Vororten, wo die Franzosen viel ärger hausen, ist man mit ihnen unzufrieden. Manche Dörfer sind von ihren Einwohnern ganz verlassen. Von *Pittony* in Nußdorf konnte uns Hager gute Nachricht geben; der erste Tag kostete ihm allerdings 100 fl., aber seitdem hat seine außerordentliche Höflichkeit ihm das Vertrauen der Franzosen gewonnen, die ihn zu mancherlei kleinen Dienstleistungen heranziehen.

Übrigens sind die fremden Truppen lange nicht so zahlreich, als man vermutete. *Bonaparte* hat eben bei Dürnstein und früher viele Soldaten verloren. Die gesamten Spitäler Wiens sind überfüllt und man hat sogar neue errichtet. Um über ihre Anzahl hinwegzutäuschen, werden alle möglichen Mittel verwendet. So marschieren fortwährend Truppen in den Straßen; man hat sogar beobachtet, daß dieselben Regimenter bei einem Tore hinausmarschieren, um bei einem anderen wieder hereinzukommen. Das gleiche Manöver machte man auch mit den österreichischen Gefangenen. Das Mitleid der Bevölkerung mit diesen ist rührend. Wo sie vorbei-

kommen, geben ihnen die Wiener Lebensmittel, Kleider und Geld.

Das unglücklichste Geschöpf ist jetzt der Fürst *Auersperg*[1]). Er wurde auf Befehl des Kaisers festgenommen und in die Festung Königsgrätz deportiert. Man kennt seine bedauernswerte Geschichte und seine Ungeschicklichkeit, durch die er sich von *Murat* hinter das Licht führen ließ. Als die Franzosen in Niederösterreich eindrangen, hatte man ihm das Kommando des Restes unserer Armee gegeben, mit dem Befehl, alle Donaubrücken abzubrennen und dadurch unsere Artillerie, die bereits den Strom übersetzt hatte, zu retten. Der Fürst folgte leider seinem guten Herzen und aus Mitleid für die Stadt, welche sein Manöver in die größte Gefahr versetzt haben würde, von den Franzosen belagert zu werden, zauderte er so lange mit dem Abbrennen der Brücke, bis sich ihrer und der gesamten Artillerie, die man nicht einmal mehr demontieren konnte, die Franzosen bemächtigten. Anderen Tages kam *Liechtenstein* von Brünn an, hatte eine lange Unterredung mit dem Prinzen und nahm ihm, zum großen Erstaunen aller Welt, das Kommando ab. Nur von einem Offizier begleitet, begab sich Auersperg nach Königgrätz, wo er vor das Kriegsgericht gestellt wurde. Das Urteil lautete auf Füsilierung wegen Subordinationsverletzung, doch wurde er begnadigt und zu einer unbegrenzten Festungshaft und zum Verluste aller Würden und Orden verurteilt. Für die arme Familie ist dies natürlich ein furchtbarer Schlag und die gute, alte Prinzessin wird ihn kaum

1) Karl Fürst *Auersperg* (1750—1822) F. M. Lt. u. Theresienritter (1790), heiratete 2. Okt. 1776 Maria Josefa Prinzessin *Lobkowitz*, geb. 8. Aug. 1756. Vergl. Wertheimer I. 319 über obige Episode. — Es war übrigens nicht Murat, sondern Marschall Lannes, der Auersperg an der Taborbrücke täuschte (25. Nov. 1805).

überleben. Alles ist entrüstet und verzweifelt, daß diese übrigens ganz gerechterweise angewandte Strenge einen Greis treffen mußte, dessen frühere hohen Verdienste zu einer großen Nachsicht verpflichtet hätten.

Man macht auch *Mack* den Prozeß, ebenso *Spangen*[1]), der Memingen übergab, *Werneck*[2]), den man Gott sei Dank wieder gefangen hat und mehreren anderen. Unzählig sind die Opfer, die dieser verwünschte Krieg teils schuldig, teils unschuldig nach sich zieht.

Unsere Lage ist dagegen keineswegs mehr verzweifelt. In Ungarn gibt es keine Franzosen mehr. 10 000 Mann, die bei Preßburg standen, haben sich zurückgezogen. Ihr Kommandant, General *Davoust*, ersuchte das Preßburger Komitat in einem sehr höflichen Schreiben, die Behörden möchten allen Franzosen, die sich etwa noch auf ungarischem Boden befänden, seinen Befehl übermitteln, das Land unverzüglich zu verlassen. Der Grund dazu lag darin, daß Napoleon die Ungarn sehr schonte und Hoffnung hatte, sie zur Revolution zu treiben. Er hatte sogar dem Fürsten *Esterházy*[3]) die Krone angetragen.

Unser Vetter *Hager* erzählte auch, daß *Bonaparte* ungemein darauf bedacht war, daß niemand wisse, wo er

1) Karl Josef Graf *Spangen* von Uyternesse, geb. 5.4. 1763, gest. 1824, k. k. Km. und G. M., heiratete Wien 1808 Anna Josefa Hortensia Gräfin de la *Fons* de la Plesnoye, geb. 1775, die 1825 den k. k. Hauptm. Grafen Josef Duc-Surville heiratete und 1847 starb.
2) General Frz. Freiherr v. *Werneck* und Franz Freiherr v. *Auffenberg* nennt Gentz „les dignes confrères", von Mack, Werneck speziell kritisiert er wie folgt: „Werneck! Comment se trouvoit-il donc à l'armée, cet homme taré et conspiré? C'est Mack, qui l'avoit placé." Er votiert für Mack, Werneck und Auffenberg die Todesstrafe. (Notiz d. Verf.) Mack wurde 1808 der Rest der über ihn verhängten 2jährigen Festungshaft nachgesehen. Werneck rührte der Schlag 1806.
3) Nikolaus III. Fürst *Esterházy* (1765—1833), siehe S. 130.



F.-M.-Lt. Karl Freiherr von Mack (1752—1820)

Nach einem Stich nach Jos. Müller von Jak. Adam
in der k. u. k. Familien - Fideikommißbibliothek



sich aufhalte und was er mache. Nicht einmal seine Garden und Marschälle wüßten manchmal, wo er die Nacht zubrächte. Mehrere Nächte hindurch war der kaiserliche Palast hell erleuchtet, hinterher erfuhr man, daß der Kaiser gar nicht darin geschlafen habe; ein anderes Mal war alles finster und da gerade wohnte Napoleon in dem Palaste. Man erzählt oder vielmehr man vermutet, daß er manchmal in Verkleidung zu Fuß in den Straßen Wiens herumwandle, ohne daß ihn selbst die Seinen erkennen. *Murat* wohnt beim Herzog *Albert* (von Sachsen), der sein Palais ganz möbliert und mit jeder Bequemlichkeit versehen, zurückgelassen hat. Einige Generäle logieren in kaiserlichen Gebäuden, sogar in den Zimmern der Kaiserin.

Der Minister *Colloredo*[1]) und seine Frau sind ganz in Ungnade gefallen und auf ihre Güter verbannt worden. Die Gräfin war Obersthofmeisterin bei der Erzherzogin *Luise*. Diese wurde nun ihrer Mutter zurückgegeben. Ich glaube, daß diese Veränderung für die junge Prinzessin nicht vorteilhaft war, denn die Erziehung durch die Gräfin war jedenfalls mehr wert, als diejenige, welche ihr die *Kaiserin* Maria Theresia geben konnte. In der Tat zeigte sich später der Einfluß der letzteren in dem Betragen Maria Luisens. Die Ursache der Ungnade Colloredos lag in der Wärme, mit der er dem Kaiser

1) Victoria, Tochter des Grafen Franz *Crenneville* aus der Normandie und der Anna Pierette Baronne de Poutet, geb. 1767, gest. 1845, heiratete a) 1784 den k. k. Oberst Baron *Poutet*, der in der Türkei fiel; b) zu Wien 14. Jan. 1799 den Staatsminister Franz Grafen *Colloredo-Mels* und Wallsee (1735—1806), der 1805 in Ungnade fiel; c) am 23. Jan. 1816 Herzog Karl Eugen von *Lothringen*, Fürsten v. Lambesc (gest. 1825). — Als sie zur 3. Ehe schritt, sagte man spottweise von ihr, sie rechne anscheinend noch darauf, die 5. Gemahlin des Kaisers Franz zu werden. Übrigens war sie eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit.

riet, die beschämenden Bedingungen zu einem vorläufigen Waffenstillstand, die Napoleon anbot, anzunehmen. Diese Vorschläge gipfelten in der Tat in dem unverschämten Verlangen Bonapartes, der Kaiser solle ihm ganz Tirol und Italien abtreten, das er damals noch gar nicht ganz im Besitze hatte. Seither hat er es allerdings leider schon besetzt, aber Gott allein weiß es, ob er nicht einmal gezwungen sein wird, dieses ungerechte Gut herauszugeben! Jedenfalls ist ein ehrenhafter Krieg besser, als ein schimpflicher Frieden.

7. Dezember: Ach, es bleibt uns kein anderer Ausweg, als der schimpfliche Frieden. Die Österreicher und Russen wurden soeben bei *Austerlitz* aufs Haupt geschlagen. Drei Kaiser waren dort anwesend. Alle unsere Hoffnungen hatten auf dieser Schlacht geruht, die Zahl unserer Truppen überstieg die der Franzosen um ein Bedeutendes, die Anwesenheit der Kaiser von Rußland und Österreich, kurz alles berechtigte zu dem Schlusse, daß endlich der Tag der Revanche gekommen sei. Alexander hielt vor der Schlacht an seine Truppen eine Ansprache, er erinnerte sie an ihre altbewährte Tapferkeit und sagte, er setze alles Vertrauen auf sie. Dann stellte er sein Garderegiment so auf, daß es mit gutem Beispiel vorangehen konnte. Dies war aber die Ursache unserer Niederlage. Beim ersten feindlichen Angriffe wich dieses schöne Regiment zurück und floh in panischem Schrecken, trotz aller Bitten und Drohungen des Kaisers und des Großfürsten *Konstantin.* Diese Feigheit brachte alles in Unordnung. Die Russen unter *Kutosow,* die sich während des Krieges bisher tapfer gezeigt hatten, hielten wohl noch eine Zeitlang aus, aber endlich wurden sie in die Flucht mitgezogen. Die wenigen deutschen Truppen, die dieser erbärmlichen

Schlacht beiwohnten, schlugen sich, wie Verzweifelte, aber sie waren viel zu schwach. Die ganze Artillerie fiel in die Hände des Feindes. Die beiden Kaiser zogen sich mit den Trümmern ihrer schönen Armeen nach Holitsch zurück. —Womit soll man jetzt noch Krieg führen? Der 2. Dezember war es, der uns diese Unglücksschlacht schenkte.

8. Dezember: Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der einen Frieden herbeiführen wird. Aber welch' einen Frieden! Immerhin wird er dem Kriege ein Ende machen. Viele Leute freuen sich darüber, darunter auch ich. Wien wiederzusehen und meine Freunde, welch' Glück! Aber was wird aus meinem armen Vaterlande! Gott hat es gewollt. Erzherzog *Karl* wird die Nachricht von dem Waffenstillstand erhalten haben in dem Momente, wo er uns zu Hilfe eilte. Zu was nützt nun die schöne Schlacht von *Caldiero* und der kunstvolle Rückzug dieses Prinzen, zu was seine Gewaltmärsche durch Steiermark und seine Vereinigung mit Erzherzog *Johann*? Er, dessen strategisches Talent und Feuereifer jetzt dem Vaterlande verloren gehen, wird dieses öffentliche Unglück doppelt schwer empfinden.

In der Tat war der Erzherzog verzweifelt, als er von der Schlacht bei Austerlitz Nachricht erhielt. In fünf Tagen wäre er in Wien gewesen. Er war in größter Eile gekommen und hatte seinen Anmarsch so gut verschleiert, daß er, während ihn Napoleon noch weit wähnte und seine ganze Kraft nach Mähren warf, wie ein Blitz in Niederösterreich eingefallen wäre. Trotz unserer Niederlage ließ dieser Prinz, der es verdient hätte, unter einem anderen Herrn zu dienen, als es Franz II. war, noch nicht den Mut sinken und marschierte nach Ungarn, um sich mit der Insurrektion zu vereinigen, die nun in allen Komitaten aus dem Boden schoß.

Der Palatin hatte nämlich die Fortschritte der *Insurrektion* sorgfältig verheimlicht und falsche Gerüchte über die Langsamkeit verbreiten lassen, mit der sich die Volksmassen erhoben. Indem er so den Argwohn Napoleons einschläferte, hatte er selbst in den entferntesten Komitaten alle Vorbereitungen getroffen, so daß sich die Ungarn auf den ersten Befehl wie ein Mann erhoben und mit dem siegreich aus Italien herankommenden Erzherzog *Karl* vereinigten, um gegen den Feind zu marschieren. So war also Österreich noch nicht verloren, so konnten eine mutige Beharrlichkeit, ein guter strategischer Plan und das Zusammenhalten aller noch immer die Hoffnungen Napoleons zunichte machen, seine Erfolge aufheben oder ihn wenigstens zwingen, einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Einen Augenblick glaubte man an den Wiederbeginn des Krieges; Erzherzog *Karl* hatte sich bei *Raab* mit der ungarischen Insurrektion vereinigt und bildete so eine für Napoleon gefährliche Macht. Die Zukunft schien in seinen Händen gelegen. Aber noch hatte für Österreich die Stunde der Befreiung nicht geschlagen, noch sollte es in vollen Zügen aus dem Becher der Erniedrigung trinken, welchen die Untätigkeit und der Verrat ihm darreichten. Die Kraft, Energie und Geschicklichkeit, sowie der Mut des Erzherzogs sollten auch jetzt dem Vaterland keinen Nutzen bringen: dies war und sollte immer das Geschick dieses unglücklichen Prinzen sein.

Anstatt den Triumphzug Napoleons aufzuhalten, bewirkten die Anstrengungen des Erzherzogs nur eine Verschiebung unserer Rückkehr nach Österreich, die infolge der Nachricht von einem Waffenstillstande etwas voreilig von meinem Vater beschlossen worden war.

Wir hatten Budapest bereits verlassen, wurden aber

auf der ersten Poststation benachrichtigt, daß die Armee des Erzherzoges niemanden passieren lasse. So blieb uns nichts übrig, als das große Gepäck, das einen Tag Vorsprung hatte, durch Jean zurückkommen zu lassen und wieder in unser Quartier einzuziehen.

So waren denn unsere Hoffnungen auch vernichtet worden; ich schrieb damals, von dem gleichen Vertrauen in unseren Kaiser beseelt, wie alle österreichischen Patrioten, in mein Tagebuch:

„Es ist ganz klar, daß der *Kaiser* nur den einen Wunsch hat, sein armes Volk von der Kriegslast zu befreien, da er selbst zu Napoleon gegangen ist, um ihm Friedensvorschläge zu machen. Dieser Fürst ist sehr zu bedauern, sein guter Charakter verdiente ein besseres Los.“ Ohne Zweifel ist er edel, er kann sogar eine gewisse Größe im Ertragen des Unglückes zeigen, aber sich erniedrigen ist eines Kaisers unwürdig, und die Waffen strecken, solange man sie noch in Händen hat, ziemt nicht dem Krieger. Doch Franz führte Kriege, ohne Soldat zu sein und regierte, ohne das Herz eines Regenten zu besitzen. In den Händen gemeiner Kreaturen schwach, jeder geistigen Überlegenheit mißtrauend, vor allem von Neid auf seine Brüder erfüllt, besaß er nur bürgerliche Tugenden und zeigte im Glück, wie im Unglücke nur die durch seine Mittelmäßigkeit bedingten Fähigkeiten.

Weihnachten 1805: Der Pfleger von Schwertberg hat Papa geschrieben, daß die Franzosen zweimal den Markt heimgesucht und geplündert haben, weil man die Kontribution nicht rechtzeitig zahlen konnte. Das Schloß sei nie leer geworden; zuerst 40 Diener, dann viele Offiziere. Er und der arme Pfarrer stürben vor Angst und seien auf das angewiesen, was sie am Leibe

trügen. Zweimal habe man schon den Säbel gegen sie gezückt. Das ganze Land sehe einer großen Hungersnot und ansteckenden Krankheiten entgegen. In Chotovin dagegen ist alles in bester Ordnung. Franz Hager ist in Holitsch bei den Kaisern; er wird dort sehr gnädig behandelt. Auch gelang es ihm nochmals, mit wichtigen Aufträgen die feindlichen Linien unbemerkt zu passieren und zu uns zu kommen. Er prophezeit uns den Frieden in kurzer Zeit.

VIII. 1806

Dieses Jahr brachte uns zu Beginn den *Frieden* von *Preßburg*, der, wenn ihm nicht drei Jahre später der von Wien gefolgt wäre, der schmachvollste in der Welt genannt werden müßte. Niemals zeigt sich die Anhänglichkeit des österreichischen Volkes an sein Fürstenhaus in besserem Licht, wie im Unglücke, im Gegensatze zur französischen Nation, die in trüben Tagen ihren Fürsten im Stiche läßt. Ich gebe hier Stellen aus einem Briefe Minerl *Hagers* wieder, die den Enthusiasmus des Volkes am deutlichsten wiedergeben:

„Nun, meine Kinder, müßt ihr Eure Reise nach Wien so einrichten, daß Ihr bei der Rückkehr des *Kaisers* schon anwesend seid. Dies wird der rührendste Augenblick im Leben einer Österreicherin sein und ich bin überzeugt, daß Ihr unsere Freude teilen werdet. Man kann sich keine Vorstellung von dem patriotischen Wetteifer machen, der den Adel, die Bürgerschaft und das Volk in gleicher Weise ergriffen hat; niemand denkt mehr an die ausgestandenen Leiden, man ist nur mit der Rückkehr unseres Kaisers beschäftigt und mit den Vorbereitungen, um ihm unsere Freude zu beweisen. Diese Huldigung wird den Herzen entspringen und nicht prunkvoll sein. Das Gefühl soll allein die Kosten tragen. Dieses Fest wird aber dadurch um so rührender sein. Man hat verabredet, daß ein Teil des Adels und der Bürger dem Kaiser zwei Meilen entgegengehen werden.

Die Kavaliere von Distinktion werden in Uniform sein, der Rest und die Damen nicht in Gala, damit die Teilnahme allgemeiner sein kann. Das Volk wird seinen Kaiser bei der Burg erwarten oder am Fuß der Treppe und jedenfalls die Pferde ausspannen, denn es ist trunken vor Freude, der beste Beweis, daß alle Kunst, es zu demoralisieren, vergebens war. Ihr solltet das Entzücken sehen, welches das Volk an den Tag legt, wenn es österreichischen Offizieren in den Straßen begegnet. Da wird ihnen Vivat und andere Begrüßungen entgegengerufen, die die Franzosen in helle Wut versetzen. Haben sie doch kein Mittel unversucht gelassen, um das Volk von ihrem Kaiser abwendig zu machen!

Die Landstände haben die gute Idee gehabt, eine Kollekte zugunsten der Armen zu veranstalten, damit diese auch an der allgemeinen Freude teilnehmen können. Dieses Geld wird ihnen im Moment verteilt werden, wenn der Kaiser die Stadt betritt. Man hofft auf 8000 fl. Der Fürst Johann von *Liechtenstein*[1]) ist seit gestern in Wien, um die Friedensratifikationen auszuwechseln; er kann keinen Schritt in den Straßen tun, ohne sofort von einer großen Menge angestaunt und bejubelt zu werden. Die Franzosen wettern gegen das Volk und höhnen: „Diese deutschen B . . . (Spitznamen, den die Deutschen für ‚Bürger‘ nehmen) wie sie zusammenhalten!“ Der Bürgermeister von Wien reiste neulich nach Holitsch zum Kaiser und bat ihn im Namen Wiens, seinen Einzug nicht zur Abendzeit zu machen. „Wir

1) Und dennoch verdankt man gerade diesem mehr rechtschaffenen, als geschickten Unterhändler den schimpflichen Frieden, den er eben unterzeichnet und der ihm den Spottnamen eintrug „Johann von Preßburg“. (Notiz d. Verf.) Gemeint ist Johann Josef Fürst *Liechtenstein* (1760—1836) k. k. F. M., heiratete 12. April 1792 Josefine Sofie Landgräfin v. *Fürstenberg* (1776—1848).

fühlen," fuhr er fort, „das Bedürfnis, Eurer Majestät am hellen Tage unsere Freude zu beweisen; dies wird uns über alle Widerwärtigkeiten hinweghelfen." Der Kaiser, zu Tränen gerührt, klopfte dem Bürgermeister auf die Schulter und erwiderte: „Ich werde alles tun, was nur möglich ist, um meinen Untertanen zu beweisen, wie ich von ihrer Treue und ihrer Hingebung überzeugt und gerührt bin ..."[1]). Erzherzog Karl wird in zwei bis drei Tagen mit seinen Truppen ankommen und kann über seinen Empfang in Wien beruhigt sein. In elf Tagen wird kein Franzose mehr in unseren Mauern weilen."

Die arme Gräfin *Spangen* von *Uyternesse* (geborene Gräfin de la Fons de la Plesnoye) starb soeben unter dem Eindruck der Angst, daß ihr Gatte in Königgrätz füsiliert werden würde. Der Kaiser, der von der schweren Erkrankung der Gräfin gehört, ließ den unglücklichen General unter Ehrenwort nach Wien beurlauben, doch traf dieser seine Frau nur mehr auf der Bahre.

Franz *Hager* schreibt uns jetzt die Friedensbedingungen; sie sind so einschneidend, daß ich mir kaum getraue, sie hier niederzuschreiben. Österreich ist von seinem hohen Postamente tief herabgestoßen.

11. Januar: Die Bedingungen sind kurz folgende: Bayern wird für die Dienste, die es Napoleon geleistet, ebenso wie Württemberg, zum Königreich erhoben. Ersteres bekommt Franken und ganz Tirol. Napoleon behält sich unsere Länder in Italien, die er seinem Königreich einverleibt, Venedig ist darin einbegriffen, aber auch Istrien, mit Ausnahme von Fiume und Dalmatien. Außerdem müssen wir 40 Millionen Kriegsent-

1) Fünf Jahre später sagte der Kaiser Bankerott an; das war wohl das einzige, was er für sein Volk tun konnte! (Notiz d. Verf.)

schädigung zahlen, unsere Schulden nicht mitgerechnet. Kaiser Franz bekommt zur Entschädigung für Tirol und Vorderösterreich das Land Salzburg und Berchtesgaden, dessen Landesfürst mit Würzburg entschädigt wird. Der deutsche Ritterorden wird sekularisiert, sein Großmeister kann die Ordensgüter noch lebenslänglich in Besitz behalten, nach seinem Tode kommen sie jeweilig an einen kaiserlichen Prinzen. Die Franzosen verlassen Wien in wenigen Tagen, bleiben dagegen noch drei Monate in Oberösterreich und drei Monate in Braunau. Bonaparte ist Gott sei Dank schon nach Paris abgereist!

Dies sind die politischen Neuigkeiten. So schlecht sie für Österreich und insbesondere für uns sind, da ja die Franzosen noch lange in Schwertberg bleiben werden, so hat doch jedes Unglück auch seine gute Seite: Solange Oberösterreich nicht vom Feinde geräumt ist, müssen wir wohl in Wien bleiben, wo es mir sehr gut gefällt.

Unsere Reise nach Wien ging gut vonstatten. Mama und Papa fuhren allein in einer Kalesche, was nicht wenig dazu beitrug, die Reise für uns angenehm zu gestalten. Außerdem ist angeblich die Lage in Schwertberg bei weitem nicht so traurig, als sie dargestellt wurde. Baron *Hackelberg* hat seine 20 000 oder 25000 fl., die er uns schuldete, gezahlt, *Piller* ist hier in Wien und versichert, daß kein Verlust an Schiffen zu verzeichnen sei, das Holz sei allerdings noch nicht verkauft. Sicher ist, daß man in Schwertberg viele Geldopfer bringen mußte, aber der Pfleger hatte doch sehr übertrieben. Von einer Plünderung des Marktes und von tausend anderen Dingen war keine Rede.

Kaum waren wir in Wien angekommen, als Papa nach *Schwertberg* fuhr, um selbst den Stand der Dinge kennen

zu lernen. Nach sechstägiger Abwesenheit kam er am 23. zurück und berichtete, daß er alles in einem erbärmlichen Zustande vorgefunden habe, kein Brot, kein Fleisch, keine Furage mehr, kurz die Leute haben kaum mehr ein Kopfkissen. Außerdem bleiben die Franzosen, die sich seit dem Frieden viel ärger benehmen, als vorher, noch vier Wochen im Markte. Ihre Exzesse sind zahllos. Das Land sieht einem Feldlager gleich, überall begegnet man Soldaten; die Einwohner haben ihre Häuser verlassen und sich ins Innere geflüchtet. In den Pfarren von Ried, Naarn und Schwertberg kantonieren 5000 Mann, ohne die ständigen Truppendurchmärsche zu rechnen. Bei seiner Ankunft war Papa genötigt, in der Wohnung des Pflegers abzusteigen. Im Schlosse und Pflegerstöckl war alles überfüllt. Papa mußte mit *Pittony*, dem Pfleger und seiner Frau in einem Zimmer schlafen. Die alte Pflegerin Lise weinte unausgesetzt, als sie ihren Herrn in dieser Situation auf seinem eigenen Gute sah. Ein kleiner Trost war es ihr, dem Obersten, der bei ihr wohnte, einen Fasan zu stehlen, um ihn Papa auf den Tisch zu setzen. Das Geld, welches mein Vater dem Pfleger anvertrauen wollte, nahm er nicht, indem er sagte, das Geld unter diesen Umständen sei nur eine Verantwortung und Gefahr mehr. Der Mangel an Hafer sei schon so groß, daß man bald genötigt sein werde, den Pferden Getreide als Futter zu geben. Es sei nur mehr ein einziges Paar Ochsen übrig, die am anderen Morgen geschlachtet werden würden, dann ginge es über die Kühe her; kurz, wenn die ungebetenen Gäste erführen, daß er vom Grafen Geld bekommen habe, so würden sie es ihm bis auf den letzten Kreuzer abnehmen.

Da mein Vater einsah, daß er in Schwertberg von keinem Nutzen sein könne, so machte er dem französi-

schen General im Schlosse einen Besuch, bat ihn, so viel als möglich auf Ordnung zu sehen, was dieser versprach und fuhr am nächsten Morgen nach Linz, wo er von *Hackelberg*, *Sonnenstein* und Konsorten, die weinten und vor Ingrimm mit den Zähnen knirschten, empfangen wurde. Sie beschworen ihn, in Wien von dem Unglück des Landes zu sprechen und die Gesellschaft dafür zu interessieren. Mein Vater sprach auch wirklich mit *Wrbna*[1]), der ihm versprach, dem Kaiser Vortrag zu erstatten; ich fürchte aber, daß der Monarch nicht in der Lage sein wird, alle seine Provinzen zu unterstützen, die der unglückselige Krieg an den Rand des Verderbens gebracht hat.

Unterdessen war dieser „Gueux" von einem *Bonaparte* in Paris beinahe vergöttert worden. Ein miserabler Tribun, namens *Carmionidas*, schlug in einer heuchlerischen Rede vor, dem Kaiser in der Kirche der h. Genofeva gleiche Ehren angedeihen zu lassen, wie dieser Heiligen. Es tut mir leid, daß ich die Zeitungen nicht zur Hand habe, um diese abscheuliche Rede hier zu kopieren. Der Degen des „großen" Napoleon soll in einer Kirche aufbewahrt werden, um als zweite Oriflamme bei feierlichen Gelegenheiten zu dienen.

Ein französischer Offizier erzählte selbst meinem Vater, daß Napoleon in der Schlacht bei *Austerlitz* seinen eigenen Soldaten verbot, die Verwundeten wegzutragen. Wenn Leute fielen, schlossen sich die Reihen sofort zusammen und zertraten Freund und Feind unter ihren Füßen. Als die Russen in Auflösung begriffen waren, flüchteten sie auf die Teiche, die so gefroren waren, daß

1) Rudolf Graf *Wrbna-Freudenthal* (1761—1823), Ritter d. gold. Vließes, 1806—23 Oberstkämmerer, genoß das Vertrauen Kaiser Franz I, heiratete 1785 Mar. Th. Prinzessin Kaunitz, 1763—1803.

selbst die Kanonen darüber fahren konnten. Da ließ Napoloen mit Kartätschen auf das Eis schießen, so daß ganze Bataillone in der kalten Flut versanken und selbst seine eigenen Soldaten von Grauen geschüttelt wurden[1].

Dieses Ungeheuer ist wohl auf unserer Welt erschienen, um dem Menschengeschlecht Unglück zu bringen und es in die alte Barbarei zurückzuwerfen. Es entrüstet mich nichts ärger, als wenn die Franzosen die Russen Barbaren nennen und sich rühmen, daß dieses nordische Volk sich in diesem Kriege ebenso grausam zeigte, wie sie selbst. Sie sollten sich schämen, ihr Volk, das das zivilisierteste Europas genannt wird, mit demjenigen zu vergleichen, das fast noch im Naturzustande sich befindet. Während ihres Aufenthaltes in Österreich haben die Franzosen solche Greueln verübt, daß ich sie unmöglich hier näher beschreiben kann.

Wie sticht unser rührender Enthusiasmus von der feilen Speichelleckerei in Paris ab! Ein Franzose, der die Rückkehr Kaiser Franz nach Wien mit ansah, sagte in fast prophetischem Tone: „Es ist sicher, daß Bonaparte als Sieger nicht mit einer solchen Freude und Herzlichkeit empfangen werden wird, wie der österreichische Kaiser nach dem für ihn so verhängnisvollen Kriege." Ein anderer meinte: „Wenn die Österreicher schon so viel für ihren Herrscher im Unglücke tun, was würden sie erst getan haben, wenn er siegreich gewesen wäre?" Acht Jahre später zog er wirklich als Sieger ein und sein Volk empfing ihn trunken vor Begeisterung, aber der

1) Die Details stammen von einem französischen Offizier, der die Schlacht mitmachte. In seiner Relation über die Schlacht erwähnte Napoleon dieser Grausamkeit, wie einer selbstverständlichen Sache. — Ohne Zweifel erschien schon damals im Buche der Rache in blutiger Schrift der Name „Beresina". (Notiz d. Verf.)

Poet *Bondi*[1]) schrieb damals: „E' piu felice il suo triompho adesso ma fù più grande il suo triompho allora."

20. Januar: Vorgestern taten wir nichts wie herumlaufen, um den *Kaiser* und *Erzherzog Karl* zu sehen. Man hat beide in gleicher Weise mit Begeisterung empfangen. Der Kaiser hat goldene und silberne Medaillen an die verdienstvollen Soldaten verteilt, die ihm der Erzherzog vorstellte. Es war das erstemal, daß ich diesen lieben Prinzen ganz in der Nähe sehen konnte, was mir eine große Freude war. Er sieht viel besser aus, als ich es mir vorgestellt hatte, aber leider sah ich ihn nur stark von der Seite, so daß ich mir seine Physiognomie nicht eingeprägt habe. Ich weiß nicht, warum Franz *Hager* eine kleine „Grippe" gegen diesen Prinzen hat, er behauptet, Grund dazu zu haben. Ich will nichts davon wissen und mir mein Ideal nicht verkümmern lassen. Jedenfalls ist Erzherzog Karl ein wirklich großer Held, der die Liebe und Verehrung seines Landes vollauf verdient.

13. Februar: Erzherzog Karl wurde zum Generalissimus ernannt, so wie es ehedem Prinz Eugen war. *Liechtenstein* bekam das goldene Vließ. Heute gehe ich auf die Redoute, der „erste Spaß", den ich in diesem Faschng genieße; Montag ist ein Kinderball bei *Fünfkirchen*, bei dem sich aber auch einige Erwachsene eingeschmuggelt haben. Der Karneval nach dem Kriege hatte übrigens einen ernsten Anstrich, es gab keine Bälle großen Stiles. Um mich zu zerstreuen, fing ich damals zu *zeichnen* an. Ich erwähne diese Epoche meines

1) Clemente *Bondi* (1742—1821) italien. Dichter, wurde 1797 von Erzhz. Ferdinand, Statthalter v. Mailand, zu seinem Bibliothekar in Brünn ernannt, kam dann als Lehrer der 3. Gemahlin Kaiser Franz' nach Wien u. unterrichtete sie in Geschichte u. Literatur. Seine Werke erschienen in Wien 1808.

Lebens besonders, weil sie einen großen späteren Einfluß auf mich ausübte. Ein schönes Werk „Die Prinzipien der Zeichnung von Figuren", das mir Franz *Hager* schenkte, erweckte in mir eine Passion, die jetzt nach 38 Jahren noch nicht erloschen ist. Ich verdanke dieser Kunst die glücklichsten Stunden meines Daseins, und in trüben Gelegenheiten habe ich darin eine heilsame Ablenkung gefunden. Im gewöhnlichen Leben war sie mir eine interessante Beschäftigung, in Glück und Freude ein Beruhigungsmittel für meinen aufschäumenden Geist und mein Herz. Kurz, diese wohltätige Neigung blieb der Talisman meines Lebens. Mein Schutzengel hatte eben die Form der „Zeichnungsanfangsgründe von *Krininger*" angenommen[1]).

Die Lektüre des achtbändigen Romanes „*Mathilde*" half mir auch, den Karneval zu ersetzen. Diese reizende Erzählung, voll edler Gedanken und Begebenheiten, war nicht allein in den Händen aller Mädchen, sondern die Mütter gaben sie sogar ihren Töchtern zum Lesen. Mme. *Cottin*[2]) mischte darin lebhafte Bilder von Kämpfen und Unbilligkeiten mit liebenswürdigen Erdichtungen von Tugenden und Liebesszenen. Ganz Europa, das diesen Roman las, verdankte ihm in dieser tränen-

1) Ich habe ein großes Ölbild meiner Mutter beendet, (hier reproduziert) das allein schon genügen würde, um in mir den Namen Krininger dankbar wieder wachzurufen, auch wenn ich ihm nicht andere Freuden verdankte. (Notiz d. Verf.) Das Ölbild befindet sich im Schlosse Weinberg. — Gräfin Thürheim meint jedenfalls oben den Zeichenmeister Josef *Kininger*, der sich im „Vollständigen Auskunftsbuch oder einzig richtigen Wegweiser in der k. k. Hauptresidenzstadt Wien" für 1805 findet. Er war vielleicht ein Bruder oder Verwandter des bekannten Vincenz Georg K., Kupferstecher, der bei Wurzbach XI. Bd. S. 271 erscheint.

2) Sofin *Cottin*, gb. Risteau (1770—1807), franz. Romanschriftstellerin. Ihr Roman „Mathilde" (6 Bände) erschien 1805 zu Paris.

reichen und blutigen Zeit viele Stunden der Einkehr und süßer Illusionen.

Die Cottin und andere französische Frauen hatten die Mission des Romanes wirklich erfaßt. Sie trösteten über die Wirklichkeit durch Vorführung eines idealen Bildes hinweg, sie machten die Herzen höher schlagen für das, was schön und gut ist, sie gaben dadurch ihren Lesern selbst einen Anflug von Tugend. Heute, da das zivilisierte Europa sich in einem faulen Frieden ausruht, finden die französischen Romanciers ihren Gefallen darin, in dem Schmutze der Gesellschaft zu wühlen, um die ganze Schändlichkeit der Spezies Mensch an das Tageslicht zu zerren. Haben sie darin irgendeine häßliche und widerliche Mißgeburt entdeckt, so zeigen sie dieselbe im Spiritus und sagen dazu: „Das ist der Mensch!“ Wozu kann dies dienen? Etwa zur Förderung der Moral, des Vergnügens oder des guten Geschmackes?

Seit dem 13. Februar haben die Franzosen Schwertberg verlassen. Papa kam von dort am 25. zurück und scheint nicht unzufrieden zu sein. Die fremden Soldaten haben dort wohl viel getrunken und gegessen, aber nichts verwüstet oder verdorben, was sich nicht bald reparieren ließe.

Im April verkaufte mein Vater das herrliche *Chotovin*, das er acht Jahre vorher gekauft hatte, um 350 000 fl. Bei diesem Geschäft wurde er auch wieder schmählich hintergangen und verlor durch den darauffolgenden Prozeß 300 000 fl.

Im selben Monat ging ich mit Titine und Minerl zu Fuß in den *Prater*, wo wir am Ende der großen Allee dem guten Erzherzog *Karl* begegneten, der dort, ebenfalls zu Fuß, mit *Colloredo* promenierte. Wir hatten sofort die Equipagen und die anderen Fußgänger ver-

gessen und nur Augen für unseren Helden, hinter dem wir nun einhergingen. Dabei konnten wir mit Vergnügen die Befriedigung in aller Gesichter sehen, die uns begegneten. Unter anderen rührte uns ein Soldat zu Tränen durch seine sichtliche Freude, seinen General wiederzusehen. Minerl fragte ihn: „Das ist wohl ein guter Herr?" Seine Antwort bestand in zwei Tränen, die ihm über die Backen liefen. Dies rührte sogar mich, die ich nur Tränen für „große Gelegenheiten" habe, so daß meine Augen naß wurden. Diese schöne Episode hätte ich nicht um alles Gold der Welt versäumen wollen.

Der 1. Mai dieses Jahr war besonders schön. Es war damals Mode, die ersten Stunden dieses Tages in dem herrlichen *Augarten* zu verbringen. Viele Leute frühstückten dort, andere gingen nur spazieren, um die neuen Frühlingstoiletten zu sehen und selbst gesehen zu werden. Die sich mit zartem Grün bedeckenden Boskette, die Musik unter den großen Kastanienbäumen und die noch lieblichere der vielen kleinen Vögel in den Baumkronen, alles feierte heiter die Rückkehr des Lenzes.

Dieses heitere Frühlingsfest hätte in Wien, wo man die Natur so liebt, nicht aussterben sollen. Ein anderer Gebrauch, der damals noch existierte, beweist, daß er uralt ist. Zur Zeit, als die Herzöge von *Österreich* noch auf dem Kahlenberg wohnten, bekam diejenige Person, die das erste Veilchen dem Bürgermeister von Wien brachte, eine Belohnung, und die Blume wurde durch den Magistrat dem Herzog, später dem österreichischen Kaiser als erste Frühlingsgabe dargeboten. Dieser schöne Brauch hat sich seither verloren.

Ich weiß nicht, ob in diesem Jahre der überaus herrliche Frühling auch mein Herz zur Entfaltung brachte,

aber jedenfalls finde ich in dem Tagebuch unter dem 7. Mai folgenden Seufzer, der in der Geschichte einer Frau getreulich festgehalten werden muß:

„Ich bin gar nicht zufrieden. Ich bin 18 Jahre alt, man würde sagen, im schönsten Alter. Aber in zwei Jahren habe ich 20, ich stehe dann an der Neige der Jugend, und was sind zwei Jahre? Werde ich dann sagen können, daß ich diese schönsten Jahre meines Lebens genossen habe? Bilden der Landaufenthalt während des größten Teiles des Jahres und das Visitenmachen, wenn man in der Stadt ist, das größte Vergnügen der Jugend? Es muß doch ein Glück geben, das *nur* der Jugend zu eigen ist. Wäre es die Heiterkeit? Diese verliert sich aber nur zu bald inmitten der melancholischen Betrachtungen, die mich von allen Seiten beeinflussen. Oder die Leichtlebigkeit? Wenn sich jedoch die verheißungsvolle Zukunft in eine traurige Gegenwart verwandelt, entflieht die Leichtlebigkeit eilends. Mit 18 Jahren bin ich, wie wenn ich 50 hätte. Welchen Ausweg kann ich finden? Verzeih' mir's Gott, so sehr ich das väterliche Haus achte, so fange ich an, es übersatt zu bekommen. Wo finde ich den richtigen Ausweg? Es hat wirklich keinen Reiz für mich, entweder Stiftsdame zu werden (übrigens denkt niemand daran, mir eine Präbende zu verschaffen) oder zu heiraten. Im zweiten Fall ist auch sehr viel riskiert. Denn ist es ungemein schwer, jemanden nach meinem Geschmacke zu finden. Ich bin in diesem Punkte sehr empfindlich und habe auf Ehre noch nie einen jungen Mann getroffen, der mir Liebe hätte einflößen können. Ich würde es vorziehen, lieber zu sterben, als einem ungeliebten Manne zu folgen. Meine Eltern kennen mich in dieser Beziehung und wissen, daß, wenn ich nicht

will, jede Mühe vergebens ist. Daher lassen sie mich mit ihren Projekten in Ruhe und gehen lieber auf die Jagd nach einem Gatten für die gutmütige *Isabella*. Da diese den Mann ihrer Liebe nicht hatte bekommen können, so ist sie nun entschlossen, demjenigen zu folgen, den ihre Eltern ihr vorschlagen würden.

Diese waren damals sehr mit dem jungen Grafen *Colloredo*, dem Sohne des verstorbenen Ministers, beschäftigt. Aber unsere Aussichten sind nicht so günstig. Colloredo hatte wohl dem alten Major *Thürheim*[1]), unserem Vetter, gesagt, daß ihm Isabella sehr gefalle, was der alte Haudegen meiner Mutter brühwarm erzählte, aber, da wir damals nach Schwertberg abreisten, so verzögerte sich die Werbung des Grafen und inzwischen war am Heiratshorizont eine andere Größe aufgetaucht. Dies war der Graf Peter von *Goëss*, der ein Jahr später meine Schwester Isabella heiraten sollte und ihr in einer fünfunddreißigjährigen Ehe, wenn auch kein romanhaftes Glück brachte, so doch seiner Frau durch seinen guten Charakter und seine hervorragenden Eigenschaften eine herzliche Neigung abnötigte.

Ich schreibe über seine Visite im Mai 1806: Vetter *Goëss*[2]) ist auch einer der „Hirsche", denen wir dieses Jahr nachgelaufen sind. Er kam ganz warm von der Provinz an, ein wenig steif, aber mit geraden Gliedern, nach der neuesten Mode angezogen und sprach das

1) Die Verfasserin meint wohl den Grafen Franz Josef *Thürheim* (1740—1829), k. k. Km. und Generalmajor, Komtur d. deutschen Ritterordens, ihren Onkel. Ein Vetter Thürheim existierte damals nicht.

2) Johann Peter Graf *Goëß* (1774—1846), damals k. k. Geh. Rat Kämmerer, Landrechtspräsident und Vizepräsident des Guberniums in Graz. Er war in 1. Ehe mit Karoline Freiin v. Kaiserstein, die 1800 im Wochenbette starb, verheiratet. Über ihn siehe S. 224 (vgl. Thürheim, die „RGrafen und Herren v. Thürheim").

Französisch „Louis XIV. und XV." Im übrigen ist er „bon comme le pain" und soll nach allem, was man hört, von seinem Berufe sehr viel verstehen. Jetzt ist er Präsident in Graz, kurz vorher war er es in Klagenfurt, und damals kam er auf 14 Tage zu uns nach Wien. Man warf nach ihm alle Angeln aus und es gelang uns in der Tat, „de tirer quelques étincelles de ce froid mannequin". Als er abreiste, gestand er der Gräfin Migazzi-Thürheim[1]) ein, daß ihm Isabella sehr gefallen habe, er sich aber aus Bescheidenheit nicht weiter vorwage, weil er nicht sicher sei, ob er auch genehm sei. Der gute Bursche kannte eben nicht unser Kartenspiel.

Goëss war unser Verwandter[2]) und seit mehreren Jahren Witwer nach einer Baronin Kaiserstein, von der er nur einen Sohn gehabt, der noch in der Wiege starb. Im ganzen war er ein Mann, dem man höchstens ein wenig linkisches Wesen vorwerfen konnte, der sonst aber in jeder Beziehung als Partie willkommen sein mußte.

Abbé *Maas* fragte vor unserer Abreise an, ob ihn Papa behalten wolle oder nicht. Dieser erwiderte, er sei genötigt, Reformen einzuführen und schenkte ihm zum Abschiede 4500 fl. Wahrlich eine schlecht angebrachte Großmut zu einer Zeit, da wir kaum wagten, uns satt zu essen, weil alles so viel kostete!

Am 22. Mai trafen wir also in Schwertberg ein, wo ich bald wieder meinen Humor fand, da ich im Grunde bedeutend mehr auf das Land passe, wie in die Stadt.

Der Krieg ist erst seit wenig Monaten zu Ende. Kaum haben die feindlichen Truppen unsere Länder verlassen,

1) Maria Aloisia Gräfin *Thürheim* (1767—1851), heiratete 1786 Christof Graf Migazzi, der 1829 starb.
2) Sein Großvater Johann Anton Graf *Goëß* (1699—1768) war seit 1720 mit Maria Anna Karoline Gräfin Thürheim (1695—1769) verheiratet gewesen.

so blühen schon überall der Wohlstand und die Zufriedenheit wieder auf und verwischen rasch die Spuren des Krieges. Ich kann nicht finden, daß der Feind in Schwertberg verwüstet hat. Das Schloß hat fast nicht gelitten und alles übrige ist in dem Zustande, wie wir es verließen. Die Teuerung ist keineswegs übertrieben groß, das Elend hat nicht zugenommen und jedermann lebt dahin, ohne mehr an die Franzosen zu denken. Es gibt wohl Leute, die Verluste zu verzeichnen haben, aber es sind solche, die sich noch ertragen lassen.

Ich habe überhaupt bemerkt, daß in Österreich die Folgen eines Krieges viel leichter vergessen werden, wie die einer schlechten inneren Verwaltung. Wer denkt z. B. heute noch an den Verrat und Einfall des Feindes? Wer aber hat jemals das Patent[1]) von 1811 und dasjenige vergessen, das diesem bald folgte? Für manche Nationen ist der furchtbarste, weil unsichtbare Feind, nicht der Fremde, der sie angreift, sondern die Willkür, mit der sie regiert werden.

In Schwertberg ging ich nun wieder meinen ländlichen Beschäftigungen nach; Lesen, Zeichnen, Italienisch lernen und große Promenaden wechselten ab und ließen mir keinen Tag lange erscheinen.

Die gute *Mère-tout* hat uns damals ein Opfer gebracht, von dem ich in meinem Tagebuch mit Dankbarkeit spreche. Ich freue mich, auch einmal einen sentimentalen Zug in meinen Blättern zu finden; ich muß gestehen, daß sie bisher an solchen recht arm waren. Schlief meine Seele noch, oder sollte sie an der Schmerzensquelle trinken, bis sie aus einem Schmetterling eine Frau wurde?

1) Namen, den man dem einzig dastehenden Bankerott beilegte, den Kaiser Franz 1811 machte und den er einige Jahre später in ähnlicher Weise wiederholte. (Notiz d. Verf.)

„Mlle. *Tisserant* ist bei uns nicht allzu glücklich, denn 1. hat sie nur 200 fl. Jahresgehalt, während man allen Sekretären und Hofmeistern, die man nur nimmt, um sie wieder zu wechseln, das Geld mit vollen Händen austeilt, 2. behandelt sie Papa mit keiner besonderen Achtung, die sie doch vollauf verdient, 3. glaube ich, daß Personen, die nicht in unserem Hause bleiben müssen, hier zu wenig angenehmes erleben, um lange zu verweilen und 4. ist ihre Unruhe in Betreff der Zukunft nur zu begründet. Diesen Winter schlug ihr nun die Gräfin *Fünfkirchen*[1]) vor, einen sehr vorteilhaften Posten in ihrem Hause anzunehmen. Zuerst wollte sie zusagen, wir wagten es nicht, ihren Entschluß irgendwie zu beeinflussen, da wir sie ja doch nicht entschädigen konnten und ihr zu sagen, wie leid uns ihre Abreise sein würde. Eines Tages erriet sie aber unsere Gemütsstimmung; sie stand sofort auf und ging zur Stunde zur Gräfin Fünfkirchen, um ihr zu sagen, daß sie uns zu sehr attachiert sei, um uns verlassen zu können. Solange sie sich noch nicht zu diesem Entschlusse durchgerungen, war sie oft schlechter Laune; nun aber ist sie wieder übermütig heiter, fast, wie wenn wir ihr ein Opfer gebracht hätten. Gute Mère-tout! Du bist wohl das beste Geschöpf auf Gottes Erdboden; es ist unmöglich, dich nicht zu lieben!

Zu dieser Zeit scheuten am Ufer der Aist die neuen Pferde, die mein Vater gekauft hatte. Die Kalesche, in der Papa fuhr, wurde mit ihm in den Fluß geschleudert, doch zog er sich nur unbedeutende Kontusionen zu. Zehn Schritte weiter, wo die Böschung des Straßenkörpers steiler ist und in der Tiefe ein Wasserfall rauscht,

1) Graf u. Gräfin Johann *Fünfkirchen* wohnten in Wien in der Walfischgasse Nr. 1081.

wären Papa, Kutscher und Wagen auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Meine Ahnungen, daß wir diesen Sommer ganz isoliert bleiben würden, bewahrheiteten sich Gott sei Dank nicht. Die Besuche überstürzten sich im Gegenteile, darunter auch solche, die wir gerne sahen.

Nach dem Kriege hatte man in die Provinz ein Infanterieregiment gegeben, von dem einige Offiziere in Schwertberg kantonierten. Es waren darunter sehr gut erzogene, angenehme junge Leute, die oft in das Schloß kamen und die Papa mit großer Höflichkeit behandelte. Er liebte ja das Militär und bedauerte immer, daß seine körperliche Schwäche ihn genötigt hatte, den Dienst vorzeitig zu quittieren.

So unterhielt uns der Hauptmann *Dubois*, von Geburt ein Belgier, durch seinen Witz und seine Lebhaftigkeit, die sogar meinen Vater ansteckte. Ein kleiner Leutnant, der Baron *Zadubski*[1]), schön wie ein Halbgott, zwanzig Jahre alt, hatte in meinen Augen außer seiner Jugend und seinen körperlichen Vorzügen einen Verdienst, infolgedessen ich ihn dem Hauptmann weitaus vorzog. Er legte mir in überaus zarter Weise seine Huldigung zu Füßen, was mir sehr schmeichelte.

Er unterhielt mich den ganzen Sommer, dieser hübsche, kleine Leutnant! Ich erinnere mich mit Wonne der Tage, wenn er zu uns kam, um uns zu einem Spaziergange abzuholen, seines lieblichen Lächelns und seiner tiefen Blicke, die aus seinen Augen unter den längsten Wimpern, die ich je gesehen, auf mich hervorleuchteten.

1) Er stammte aus einer mährischen Familie; seine Schwester war Brünner Stiftsdame. (Notiz d. Verf.) In der Rangliste des Inft.-Rgts. Nr. 14 erscheint von 1806—08 ein Leutnant Friedrich Freiherr *Zadubsky* von Schönthal, der wohl mit obigem identisch sein wird.

Wie leicht, wie duftend, wie zart sind diese Eindrücke aus der schönen Jugendzeit? Sie haben nichts gemein mit den Leidenschaften, die dieser Ursprünglichkeit und Frische entbehren. Die Huldigung Zadubskis beeinflußte mehr meine Eitelkeit, als mein Herz und ließ mich so recht in der Glorie meines Prädikates „die Unverwundbare" erglänzen, selbst, als der Leutnant schon abgereist war.

Doch erlitt dieses Triumphgefühl eine große Bresche, die mir eine der tollsten Ideen eingab, welche einem achtzehnjährigen Gehirn entspringen können. Über die Veranlassung schreibe ich in meinem Tagebuche folgendes:

„Ich will dieses Faktum hier festhalten, um es wieder zu lesen, wenn ich einmal Kinder habe. Heute bei Tisch befahl mein Vater plötzlich, die Stühle anders zu stellen. Ich rückte nur wenig, da ich nicht in seine Nähe kommen wollte. Da forderte er mich nochmals auf, weiter wegzurücken, was ich auch sofort tat. Ein kleines Verziehen meines Gesichtes brachte ihn auf, und ohne Rücksicht auf die anwesenden Offiziere, den Pfarrer und andere geladene Personen überschüttete er mich mit einer Flut der ärgsten Schimpfwörter, worunter mich das Wort „Morveuse" (Rotzdirne) am meisten beleidigte. Ich brach in einen Strom von Tränen aus, worauf mein Vater augenblicklich die Taktik wechselte und mir höhnend zurief, Tränen seien sehr gesund usw. Während des ganzen Diners wollte ich erwidern, aber ich wußte im voraus, daß ich doch im Unrecht bleiben würde, und schwieg daher. Dagegen faßte ich den Entschluß, dieses tolle Haus so bald als möglich zu verlassen. Das Gezänke dauerte während des ganzen Diners, in Gegenwart der Dienerschaft. Eine Stunde danach hatte ich

mein kleines Paket gemacht und mir Männerkleider verschafft. In der Nacht wollte ich aus dem Schlosse flüchten und mir in den Dörfern eine Arbeit suchen, vielleicht auch bei den Pfarrern, mit einem Worte, ich gedachte, schon meinen Weg allein zu finden und zu beweisen, daß ich keine „Morveuse" war. Doch ging der ganze schöne Plan nur zu bald in die Brüche. Meine Schwestern kamen mit ihren Trostsprüchen; sie sprachen vom lieben Gott, von religiösen Maximen, daß man das Leid ertragen müsse, daß Gott Widerwärtigkeiten sende, um die Menschen zu erproben, kurz, sie machten mich in meinem Plane, ohne ihn zu ahnen, schwankend. Gefährlich erschien mir übrigens meine Eskapate keineswegs, im Gegenteil, ich empfand ein Gefühl der Erleichterung, einmal auf eigenen Füßen zu stehen.

Bald darauf forderte mich Mama sogar auf, Papa um Verzeihung zu bitten. Ich ging zu ihm, sagte aber kein Wort der Entschuldigung, sondern bewies ihm, daß er vollkommen im Unrecht gewesen, mir diese Szene zu machen. Schließlich sah er seinen Fehler auch ein, sein gutes Herz riß ihn sogar zu Entschuldigungen mir gegenüber hin. In diesem Momente trat gerade Mama ein, sehr zu meinem Ärger, denn sie gab dieser Versöhnungsszene einen theatralischen Anstrich, was mich wieder ganz abkühlte. Das ganze hinterließ in meinem Herzen einen Rest von Scham und Heuchelei; es ist besser, von dieser garstigen Geschichte nicht mehr zu sprechen.

Der Rest des Sommers verging für uns angenehmer, wie gewöhnlich. Mein Bruder und sein Hofmeister kamen nach glücklich bestandenem Examen in die Ferien zu uns; ebenso traf auch Franz Hager ein. Dann hatten wir unseren Nachbarn Herr Del *Hoste* durch längere

Zeit zu Gast. Obwohl er Florentiner war, trug dieser Kämpfer für das „ancien regime“ öffentliche Trauer um das gestorbene deutsche Kaiserreich. Sogar seinen Degenkorb hatte er mit einem Flor verhüllt, als er in einer Audienz dem Kaiser sein Patent als Unterleutnant zurückgab und ihn bat, die Hand des „letzten Kaisers von Deutschland“ küssen und nach Spanien gehen zu dürfen, um dort gegen Bonaparte zu fechten. Ein Spaßvogel schrieb bei dieser Gelegenheit in sein Album den folgenden Vierzeiler:

„Vous allez donc au pays de Dom Sanche
Combattre avec les braves Castillans;
Si vous y rencontrez le héros de la Manche
Faites lui bien mes compliments.“[1]).

Diese Anspielung paßte um so besser auf Del Hoste, da er mit dem Charakter eines Don Quichotte auch dessen Gestalt und theatralische Manieren in sich vereinigte. Ich erinnere mich, daß er einmal in Baden bei einem Platzregen Damen in einen Wagen half, wobei er immer den Hut in der Hand hielt. „Aber setzen Sie doch auf, Herr Del Hoste“ rief ihm eine zu. Mit feierlicher Miene antwortete er, während der Regen ihm in das Gesicht klatschte: „Madame, le siècle de Louis XIV. me le défend.“

Er war wirklich ein köstliches Original, von dem man allerhand komische Züge erzählte. Einmal in Frankreich gefangen, wollte er von seiner Frau, die ihn immer sehr kurz hielt, Geld bekommen; er schickte ihr also sein Bild als h. Sebastian, ganz nackt, und schrieb dazu, er sei nun auf dieses Kostüm angewiesen, nachdem er seine

1) Der Verfasser war Graf Johann *O'Donell* (1762—1828), ein gescheidter Mann, der aber die Schwäche besaß, den Prinzen von Ligne kopieren zu wollen. (Notiz d. Verf.)

ganze Garderobe eingebüßt hätte. Ein anderes Mal, da er im Dienste Dom Pedros in Brasilien stand, schickte er seiner Frau, die er im Verdacht hatte, daß sie ihn in Rio Janeiro vielleicht aufsuchen würde, eine Preisliste der dortigen Lebensmittel, darunter die Preise für 1 Pfund Kakadu, 1 Pfund Papagei, 1 Pfund Affenfleisch usw.

Diesen Sommer kam auch unser ehemaliger Studienfreund Karl Baron *Mandell*[1]) oft zu uns. Er hatte die

1) Das erste bekannte Glied dieser Familie ist *Michael* Frh. v. M., Oberst des Regiments Royal Allemand Dragoner.

In den Akten des k. u. k. Kriegsarchivs finden sich verhältnismäßig wenig Daten über ihn. Dies erklärt sich daraus, daß er den größten Teil seiner militärischen Laufbahn in französischen Diensten zugebracht hat, und daß von dem Zeitpunkt seiner Übernahme in österreichische Dienste d. i. am 26. November 1792 an, weder Musterlisten noch andere Personaldokumente über ihn vorhanden sind. Wie sich aus den Akten feststellen läßt, war Mandell ein gebürtiger Elsässer, doch lassen sich Zeit und Ort seiner Geburt hier nicht konstatieren. Er trat in französische Dienste und war seit 1. März 1791 Oberst und Kommandant von Royal Allemand Dragonern. Im Jahre 1792 ging er sowie einige andere Regimentskommandanten mit ihren Truppen zur österreichischen Armee über und wurde vom Feldmarschalleutnant Grafen Clerfayt am 26. November 1792 in kaiserliche Verpflegung und Dienste übernommen, was durch ein hofkriegsrätliches Reskript vom 17. Jänner 1793 bestätigt wurde. Im Jänner 1795 wurde Mandell bittlich, ihm das Obristenpatent zu erteilen; über Einschreiten des Erzherzogs Karl, der die gute Dienstleitung und das tapfere Verhalten des Regiments Royal Allemand Dragoner lobend erwähnte, wurde ihm mit A.h. Entschließung vom 29. Dezember 1796 das Obristenpatent mit dem Rang vom 1. Februar 1793 verliehen. Am 3. Mai 1798 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor, er starb aber bereits am 12. März 1799 nach dreimonatlichem Krankenlager in Jarmeritz in Mähren. Mandell hat die Feldzüge 1793—1797 mitgemacht, wurde für sein Verhalten in dem Kavalleriegefecht am 12. September 1793 bei Avesnes le Sec und am 29. März 1794 bei Pommereuil von Erzherzog Karl belobt und kam auch 1796 um den Maria Theresienorden ein. Die Akten hierüber erliegen in der Kanzlei des Maria Theresienordens.

Genieakademie absolviert und arbeitete als Offizier an den neuen Festungswerken von Enns, einige Meilen von uns entfernt. Karl war ein sehr hübscher Bursche geworden und das alte gute Kind geblieben; seine Besuche erfreuten uns daher immer ganz besonders. Seine Neigung für mich aber war in eine wirkliche Leidenschaft umgewandelt, von der ich übrigens die erste Zeit

Bei seinem Tode hinterließ er eine Witwe Elisabeth, geborene Gräfin *Ficquelmont* St. K. O. D., mit der er seit dem Jahre 1781 verheiratet war, sowie zwei Söhne, Ludwig und Karl, über die weiter unten nähere Daten angeführt werden. Nach dem Tode ihres Mannes wurde die Witwe um eine Pension bittlich und wies in dem Gesuche darauf hin, daß er bei seinem Übertritt in die österreichische Armee die letzten Reste seines Vermögens eingebüßt habe. Der Kaiser bewilligte ihr eine Pension im Betrage von 600 fl. Im Juli 1802 erbat sie sich in einem Majestätsgesuch die Erlaubnis, ihre Pension im Ausland beziehen zu dürfen, da sie von der Königin von Sizilien eingeladen worden war, sie nach Neapel zu begleiten. Der Kaiser gewährte ihre Bitte. Baronin Mandell starb am 14. Dezember 1818; der Sterbeort ist in den Akten nicht angegeben.

Ludwig Freiherr von Mandell wurde um 1783 geboren. In seiner Assentliste ist als Geburtsort St. Avold in Deutsch-Lothringen angegeben, in der Musterliste ist als Geburtsort Sodnabor in Lothringen eingetragen. Er wurde am 1. September 1797 ex propriis zur Dragonerdivision von Royal Allemand assentiert, die sein Vater als Oberst kommandierte. Da die Assentliste von seinem Vater unterschrieben ist, kann mit einiger Berechtigung angenommen werden, daß die darin enthaltenen Angaben richtig sind. Nach der Auflösung dieser Devision kam er am 1. Juni 1798 zum Kürassierregiment Nr. 6 (heute Dragonerregiment Nr. 12) und wurde mit 18. Oktober desselben Jahres als Leutnant beim Kürassierregiment Nr. 7 (heute Dragonerregiment Nr. 7) eingeteilt. Am 16. März 1801 avancierte er zum Oberleutnant bei gleichzeitiger Versetzung zum Ulanenregiment Nr. 1, rückte daselbst zum Rittmeister vor und quittierte mit 29. Dezember 1810 ohne Beibehalt des Offizierscharakters „wegen äußerst wichtiger Familienangelegenheiten". Hiermit kam er aus der militärischen Evidenz, weshalb Daten über seine ferneren Schicksale im Kriegsarchiv nicht gefunden werden können. Seit 1812 war er k. k. Km. und steierm. Ausschußrat.

Er war seit 1812 mit Anna Storch von Sturmbrand, Erbin des Gutes Nasenfuß (Krain) verheiratet, welche den 16. Oktober 1856

wenig merkte, denn er erzählte mir, aus Angst und Bescheidenheit, sich verraten zu sehen, von seiner glühenden Liebe zu einem mir ganz fremden Fräulein.

Mein Vater war diesen Sommer öfters abwesend, und wir benützten diese Tage, um mit unseren Freunden Landpartien zu machen. Auch fand ich großes Vergnügen daran, allein mit dem Gewehr auf der Schulter in der Fasanerie herumzustreifen und auf Eichhörn-

zu Graz im 64. Lebensjahre verstorben ist. Laut deren Partezettel überlebten sie ihre Kinder Rudolf Frh. v. M. und Louise, verehelicht (1838) mit Gustav Baron Berg, k. k. Oberstleutnant.

Karl Freih. v. M. wurde am 9. Juli 1787 in St. Avold in Lothringen geboren und am 9. Juli 1799 in die Ingenieurakademie eingeteilt. Am 1. Juli 1800 wurde er mit einem Teuffenbachischen Stiftungsplatz bestellt, den er bis zu seinem am 1. September 1805 erfolgten Austritt als Kadett im Ingenieurkorps innehatte. Am 1. September 1806 avancierte er zum Oberleutnant, quittierte aber bereits mit 15. Juli 1808, wobei ihm in Anbetracht seiner kurzen Dienstzeit die Beibehaltung des Offizierscharakters nicht zugestanden wurde. Der Grund seiner Quittierung war seine Verheiratung (1808) mit der verwitweten Reichsgräfin *Josefa Khevenhüller*, geborenen *Gräfin Saurau* (geb. 22. 7. 1772), die seinen Austritt aus dem Heere zur Bedingung gemacht hatte. In zweiter Ehe war er mit Julie, geb. *Jankovich* von *Pribérd* und *Vuchin* vermählt, welche am 14. Mai (Jahr fehlt am Partezettel) zu Ofen im 35. Lebensjahre verstorben ist. Karl wird am Partezettel als Kämmerer (seit 1812) und steirisch-ständischer Ausschußrat bezeichnet. Wann Karl Freih. v. M. verstorben ist, konnte nicht ermittelt werden; er scheint keine Nachkommenschaft hinterlassen zu haben. (Er starb 1829).

Rudolf Freih. v. Mandell wurde am 9. April 1816 zu Graz als Sohn des obenangeführten, 1849 gestorbenen Ludwig und der Anna geb. Storch von Sturmbrand geboren. Er war 1851 schon k. k. Oberstleutnant i. P., erhielt 1870 als Gutsbesitzer das Komturkreuz des F. J. O., starb am 3. April 1896 zu und wurde in der Familiengruft zu St. Peter begraben. Er war unverehelicht.

Das bedeutende von Mandellsche Vermögen ging auf die Freiherrn von Berg über, welche von der 1838 mit Gustav Freiherrn von Berg vermählten Luise Freiin v. Mandell abstammen.

Die Freih. v. Mandell wurden 1811 in die Adelsmatrikel des Herzogtumes Krain, 1821 unter die steirischen Stände aufgenommen.

(Mitt. d. k. u. k. Kriegsarchives.)

chen und Vögel zu schießen. Eines Tages kam ich, mit Beute beladen, nach Hause und wollte damit dem guten Karl, der Namenstag hatte, eine Freude bereiten. Wir maskierten uns alle, mein Bruder, M. *Lux*, meine Schwestern, Mère-tout und sogar Mama und empfingen ihn in unserem, durch eine Menge kleiner Kremnitzerkerzen hell erleuchteten Zimmer mit lauten Vivatrufen und einem leckeren Gouter. Das Fest hatte auch bei Karl vollen Erfolg, um so mehr, weil es von mir eigentlich inszeniert war.

Am nächsten Tage reisten wir per Schiff nach Wien ab, wohin uns Papa und meine älteste Schwester, die in Prag gewesen waren, zwei Tage später nachkamen. Die Wasserreise auf der Donau war dazumals oft gefährlich. Jeder Landstreicher, der die Konskription scheute, nahm einfach Dienste bei der Schiffahrtsgesellschaft. Daher bildeten die Donauschiffer eine ganz abscheuliche Horde. Karl *Mandell*, der uns eine Strecke begleitete, war sehr traurig. Ich schrieb diese Stimmung dem Umstande zu, daß er Angst vor dem einsamen Winter in Enns hatte. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich den Brief las, den er mir beim Abschiede heimlich in die Hand drückte. Alle seine früheren Konfidenzen, die er mir gemacht hatte, waren erlogen, er hatte sich mit einem ganzen Lügengewebe umgeben, um mir seine Liebe nicht ahnen zu lassen. Mehrere Jahre schon schlug aber sein Herz nur für mich. Sein Vater hatte ihm auf dem Totenbette gewünscht, daß er eines Tages eine Freundin finden möge, die seinen Charakter durch ihren Rat lenken würde. Diese Freundin glaubte nun Karl in mir gefunden zu haben und er bat mich, seine Führerin durch das Leben zu sein; ich hätte schon jetzt, ohne es zu ahnen, auf seinen Charakter günstig eingewirkt.

Letzteres Geständnis machte mir wirklich Freude, ohne mich zu rühren; mein Herz wußte nichts davon. Dennoch schrieb ich ihm einen rührenden Brief, worin ich ihm meine Freundschaft als „Schwester" für das Leben versprach. Ich sah ihn erst ein Jahr später. Er konnte mich nicht allein sprechen und war sehr verlegen. In Graz lernte er dann eine sehr reiche Witwe kennen, die zwanzig Jahre älter, wie er und sehr häßlich war. Diese eine Gräfin *Saurau*, verwitwete Gräfin *Khevenhüller*, verliebte sich sterblich in den hübschen, jungen Mann und heiratete ihn zwei Jahre nach unserer letzten Zusammenkunft. Da sie ebenso gut, wie freigebig war, so machte sie Karl sehr glücklich, und er vergalt es ihr durch seine innige Dankbarkeit und Sorge um ihr Wohl. Leider starb er schon mit zweiundvierzig Jahren (1829). Das Vermögen, welches er von seiner Frau bekommen hatte, hinterlies er seinem Bruder, und die Witwe verfügte auf dem Totenbette ebenfalls zu Gunsten ihres Schwagers, so daß dann Louis *Mandell* einer der reichsten Leute seines Landes wurde.

Kaum in Wien angekommen, lernte ich bei einem Tee bei der Marquise de *Llano*[1]), Witwe eines spanischen Gesandten, den Grafen *Marcolini*[2]) kennen, dessen Vater Minister des Kurfürsten von Sachsen war. Er war reich, besaß hübsche Augen und galt als schöner, junger Mann. Ich hatte mich schon lange nicht so gelangweilt, wie auf dieser Soirée. Dennoch hatte ich auf Marcolini Ein-

1) Die verwitwete Gräfin *Llano* wohnte damals in der unteren Bräunerstraße Nr. 1191.

2) Peter Paul Graf *Marcolini*, Sohn des kgl. sächs. Kabinettsministers Camillo Grafen Marcolini (1739—1814), geb. Dresden 21. Febr. 1785, gest. Preßburg 25. März 1863, kgl. sächs. Kmhr., toskan. St. Stefans-O. Ritter (s. Friedr. Aug. O'Byrn's „Camillo Graf M.", Dresden, 1877, S. 58).

druck gemacht. Einige Tage darauf, bei der Gräfin *Nimptsch*[1]), seiner Schwester, dieselbe Langeweile meinerseits, dieselbe Bewunderung seinerseits. Diese Besichtigungen wiederholten sich noch mehrmals. Die Gräfin Nimptsch war eine Virtuosin auf dem Klavier, er auf der Geige. Diese Konzerte langweilten mich tödlich, und ich datiere von da an meine Abneigung gegen das Geigenspiel. Kurzum dieser Graf Marcolini konnte sich noch so schön drehen und wenden, ich bemerkte es nicht einmal. Endlich, nachdem ich mit meinen Schwestern und dem Grafen einen Vormittag damit zugebracht hatte, das naturwissenschaftliche und andere Kabinette zu besichtigen, rief mich mein Vater in sein Zimmer und eröffnete mir, daß mich Marcolini heiraten wolle, er sei aber zu schüchtern, um mit mir selbst zu sprechen. Ich zerfloß in Tränen. Ich wußte wohl, daß mich meine Eltern nie zu einer Heirat zwingen würden, andererseits wurde es mir schwer, sie zu kränken. Ich bat um acht Tage Bedenkzeit und schlich mich davon, wie ein armer Vogel, dessen Flügel mitten im besten Schwunge durch einen Steinwurf gebrochen worden war. Fünf Tage waren vergangen. Titine und meine Kousine hatten mich so weit gebracht, daß ich damit einverstanden war, meinen Eltern gegenüber wenigstens den guten Willen zu zeigen, meinen kindlichen Widerwillen gegen die Heirat zu überwinden, als mich Papa wieder zu sich rief. „Du bist sehr blaß, mein Kind, du ißt nicht, du lachst nicht; ich will nicht, daß du traurig bist und vielleicht krank wirst. Ich komme

1) Augusta Gräfin *Marcolini*, geb. 1782, verheiratet ca. 1806 mit Josef Grafen Nimptsch, k. k. geh. Rat, F. M. Lt., Obersthofmeister des Erzherzogs Johann (1763—1838). Sie war Malteserordensdame und befand sich unter dem Ehrengeleite der Erzherzogin Maria Luise bis Braunau a. Inn. Sie starb zu Karlsbad 1817. (l. c. S. 58.)

vom Grafen Nimptsch und habe ihm gesagt, daß du dich noch für zu jung hältst, um zu heiraten. Ist es so recht?“ Ich fiel dem guten Vater um den Hals und dankte ihm für seine Güte. Wenige Tage darauf lachte und aß ich wieder, wie früher und hatte den Marcolini völlig vergessen. Als bald darauf Papa auf längere Zeit nach Schwertberg mußte, empfand ich nicht mehr das Gefühl der Erleichterung über seine Abwesenheit. Mein Herz war durch seine Großmut und die Entäußerung seiner Wünsche wirklich gerührt und empfand nichts, als die zärtlichste Dankbarkeit.

Meine Lebenslust wurde einige Wochen später durch die Nachricht von dem Tode des Abbé *Maas* gestört, unseres einstigen Hofmeisters. Er hatte, nachdem er uns verlassen, obwohl fünfzig Jahre alt, einen Posten beim Hospodar der Walachei *Murussi* angenommen, um zwei alte Schwestern, die er in Frankreich hatte, besser mit Geld unterstützen zu können. Kaum war er in Jassy erschöpft und reisemüde angekommen, mußte er seinem in Ungnade gefallenen Herrn nach Konstantinopel folgen. Nach einigen Wochen bangen Erwartens erhielt der Hospodar die Erlaubnis, nach Jassy zurückzukehren. Als nun der arme Abbé endlich ausruhen zu können glaubte, überraschte ihn der Tod, tausend Meilen von seinem Vaterlande und fünfhundert von seinen Freunden entfernt. „Welche Erwägungen weckt dies in uns!“ schrieb ich in meinem Tagebuch, „der Mensch sollte wirklich nur den Augenblick genießen, der ihm gehört; statt dessen kalkuliert er und macht Projekte auf Jahre hinaus, während das Grab schon zu seinen Füßen gähnt. Mein Gott, das macht erschauern. . .!“ So verdüsterte schon der Tod meine jugendliche Einbildungskraft und die Leidenspforte

öffnete sich vor mir, um sich nicht mehr zu schließen. Lange hernach schrieb ich, von dieser Idee ergriffen in meine Sammlung von Gedankensplittern:

„The first misfortune in a man's Life is like a ghastly door, which opens never to be shut again."

Die Verleugnung ihrer Interessen bei dem Heiratsprojekt Marcolini sahen meine guten Eltern durch die formelle Werbung *Goëss*' um die Hand Isabellens belohnt. Meine Schwester willigte ein und es wurde vereinbart, daß der Bräutigam, so bald als möglich, nach Wien kommen sollte und man sodann den Hochzeitstag festsetzen werde. Der Ruf der Loyalität und Liebenswürdigkeit, der dem Grafen überall voranging, war so begründet, daß jedermann sich über dieses Ereignis freute. Was mich betrifft, so schrieb ich damals in mein vertrautes Tagebuch: „Wenn anders man nicht mehr an *mich* denkt, so bin ich mit allem zufrieden, was sich ereignet."

Der Urteilsspruch über den Fürsten Karl *Auersperg* ist gefallen; alle Welt erwartete ihn mit Spannung, denn der sanfte und gutmütige Fürst genoß allgemeine Achtung. Das Urteil war hart, weil man die Schuld nicht durch Anerkennung der geistigen Beschränktheit des Schuldigen mildern konnte, ohne damit denjenigen zu verurteilen, der einen so unfähigen Mann auf einen solchen Posten gestellt hatte. Als nämlich die österreichische Armee und die Wiener Garnison auf das linke Donauufer übergegangen waren, erhielt Auersperg den Befehl, die Brücken abzubrennen. Schon hatten die Pioniere die Zünder in der Hand, als *Murat* dem Prinzen durch einen Parlamentär sagen ließ, es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Auersperg glaubte dem Feind, und dieser bemächtigte sich alsbald der

Brücken. Man weiß nicht, wer dümmer war, derjenige, der sich so vertrauensselig zeigte oder diejenigen, welche einen derartigen Mann dort verwendeten. Vielleicht milderte der Kaiser aus diesem Grunde auch die Strafe. Das Kriegsrecht sprach zehn Jahre Festungshaft in Königsgrätz, den Verlust aller Orden und eine Entschädigung von 600 000 fl. für die vom Feinde erbeutete Artillerie aus, der Kaiser begnadigte Auersperg dann zu sieben Jahre Festung und 500 000 fl. Dies war gewiß viel und hätte sogar der Gattin des Verurteilten milde genug erscheinen müssen, aber die Prinzessin *Auersperg* war keineswegs eine Frau, welche die geringste Demütigung vertrug. Sie lief zum Kaiser, warf sich ihm zu Füßen, und während der ganzen Audienz konnte man in den anstoßenden Gemächern ihr Schreien hören. Der tiefbewegte Monarch sagte ihr, daß er getan, was ihm die Gerechtigkeit erlaube, daß er späterhin Mittel und Wege finden werde, um noch mehr zu tun, und daß er selbst darunter leide, strenge sein zu müssen. „Wenn Sie in mein Herz sehen könnten," rief er aus, „so würden Sie darin seine Begnadigung sehen." Da sie aber nicht aufhörte, zu weinen, bat er sie, ihn zu verlassen, da er sich zu gerührt fühle und doch nichts weiter für sie tun könnte. Bis zu ihrem Tode, der lange darnach eintrat, beklagte sie sich unaufhörlich über diese Abweisung. Es gibt eben Leute, die sich über jede Gerechtigkeit erhaben fühlen. Die Wiener Aristokratie ist davon voll.

Am 5. Dezember 1806 starb in Wien die alte Prinzessin *Starhemberg*[1]), von der ich schon früher ge-

1) Georg Adam Fürst *Starhemberg* vermählte sich zum zweiten Male am 1. Juli 1761 mit der Stiftsdame zu Maubeuge Maria Franziska, Tochter des Fürsten Nikolaus Leopold von *Salm-Salm*, Ritters d.

sprochen habe, namentlich von dem sonderbaren Heiratsprojekt zwischen dem nun zweiundachtzigjährigen alten Fürsten und meiner fünfundfünfzigjährigen Tante Therese *Thürheim*. Da aber Starhemberg schon am 19. April 1807 an Altersschwäche verschied, so war meine Tante dieser Dankespflicht der verstorbenen Fürstin gegenüber Gott sei Dank enthoben und niemand dachte mehr daran. Wenn Starhemberg die enorme Schuldenlast gekannt hätte, welche sein Sohn noch zu seinen Lebzeiten auf die väterliche Erbschaft kontrahierte, so würde er wohl aus Wut früher gestorben sein, denn er war ebenso geizig, wie sein Sohn verschwenderisch. Obwohl dieser österreichischer Gesandte in London war und dort schlecht gezahlt wurde (25 000 fl.), verweigerte ihm sein Vater die Mittel, um seinem Rang entsprechend zu leben.

Eines Tages spazierte der „Graf Louis", wie man den Sohn nannte, nach einem abschlägigen Bescheid seines Vaters auf den Festungswerken Wien, als er plötzlich vor sich seinen Vater in animiertem Gespräche mit dem Fürsten *Paar*, seinem Freund und Zukunftsberater, sah.

„Mein lieber Fürst, sagte dieser, ich glaube dir mitteilen zu sollen, daß dein Sohn viele Schulden hat." — „Bah, wer wird ihm denn Geld leihen; man weiß doch, daß ich es nicht zurückzahlen werde." — „Nun schließlich, du könntest doch einmal sterben — glaube mir, es gibt Leute, die auf die Zukunft leihen, und ich muß wahrhaftig . . ." „Mein lieber Paar, ich danke dir für deine Nachricht; ich meinerseits bin nun aber auch ver-

gold. Vließes, Feldmarschalls, Gouverneurs von Antwerpen und der Dorothea Prinzessin Salm. Sie war 1731 geboren, starb somit im 75. Lebensjahre.

pflichtet, dir eine ähnliche zu geben. Ich kenne jemanden, der deinem Sohne[1]) Geld leiht." Tatsache war es nämlich, daß der gewisse Jemand der Fürst selbst und der Gläubiger seines Sohnes der wohlmeinende Freund war, der ihm von der schlechten Aufführung des jungen Starhembergs Mitteilung machte. Die jungen Leute hatten also bloß ihre Gläubiger auszuwechseln.

1) Karl Fürst *Paar* (1773—1819) — s. p. 80 — Sohn des Fürsten Wenzel P. (1744—1812) k. k. Km., Geh. Rat und Oberstreichserblandpostm. und der 1768 vermählten Maria Antonie Prinzessin *Liechtenstein* (1749—1813).

IX. 1807

Dieses Jahr fing für meinen Vater günstig an. Christof *Thürheim*, der erste Landesregierungspräsident in Oberösterreich, trat nämlich, da er keine Söhne hatte, am 2. Januar die Herrschaft *Weinberg* gegen den fideikommissarisch festgesetzten Einstand[1]) von 200 000 fl. an ihn ab, während er seine Herrschaft *Hagenberg* seiner jüngsten Tochter Maria Franziska Gräfin *Althann* übertragen hatte. So kam also Weinberg an die jüngere Branche, wo es der Himmel erhalten wolle in saeculo saeculorum!

Diese Übertragung und die Prozesse wegen Chotovin versetzten meinen Vater in eine fieberhafte Tätigkeit, die ihm viele Reisen aufnötigte und seine ohnehin schwache Gesundheit untergrub. Allerdings erholte er sich jetzt noch ziemlich rasch von seinen Anfällen. Seine Laune dagegen war viel erträglicher geworden, er

1) Der 1689 verstorbene Graf Christof Leopold *Thürheim*, k. k.Km., Kais. Rat u. Landrat, 2. Besitzer von Weinberg, hatte in seinem Testamente ddo. 26. 8. 1687 die genannte Herrschaft zu einem Fideikommiß in männlicher Erbfolge und einen sogen. fideikommissarischen Einstand von 200 000 fl. bestimmt, der, nach Aussterben der männlichen Deszendenz des früheren Besitzers an dessen Kognaten von der neu antretenden Linie geleistet werden müsse. Da obiger Christof Th. nur Töchter hinterließ, so mußte Josef Wenzel Th., als Anspruchberechtigter einer anderen Linie, den Einstand zahlen. — Christof Leopold (1629—1689), heiratete 1. 1657 Anna Judit Gräfin *Salburg* (gest. 1668), 2. 1678 Maria Katharina Gräfin *Preysing* (gest. 1739), die später den Grafen Joh. Ferd. Salburg ehelichte.

behandelte uns fortan nicht mehr wie Kinder und seine Güte machte uns vollkommen glücklich und zufrieden. Seine Seele war ja allen edlen Regungen und Eindrücken zugänglich, die sie für alle Zeiten getreulich in sich verschloß. Eines Tages gab er mir davon eine Probe, als er seine erste Liebe erzählte. Er kränkelte gerade und ich las ihm aus einem hübschen Roman vor. Er unterbrach mich öfters, um mir von einer ungarischen Dame zu sprechen, die er ehemals geliebt, erzählte, wie er sie kennen gelernt, wie sie durch die Falschheit einer Freundin getrennt wurden, und welchen Schmerz er dabei empfunden, als sie sich während seiner Abwesenheit verheiratete. Von ihren schönen Augen sprach er lebhaft und lange, seine Worte ließen ihn fast jung erscheinen. Während unseres Aufenthaltes in Ungarn hatte er getrachtet, sie wiederzusehen, erfuhr aber, daß sie in Steiermark weile. Auch ihre Mutter konnte er nicht sprechen, da sie damals krank war. Alles dieses erzählte er nur mir und ein Jahr später.

Mit welcher Zartheit, mit welcher Keuschheit faßte mein armer Vater die Liebe auf. Nie war er liederlich gewesen, wie andere junge Leute, er hatte immer die Gebote eines Christen strenge beobachtet. In seiner Jugend ungewöhnlich schön, war er den gefährlichsten Versuchungen ausgesetzt und fürchtete um seine Tugend. In seiner Herzensangst bat er Gott, ihm diese verhängnisvolle Schönheit zu nehmen. Der Himmel erhörte ihn und die Blattern verunstalteten sein Antlitz. Diese für einen Mann wohl einzig dastehende Selbstverleugnung erzählte mein Vater nur meiner Mutter, als der einzigen Frau, die darauf ein Anrecht haben konnte. Die Keuschheit des Mannes erhebt sein Inneres und verleiht ihm einen Hauch von Zartgefühl, das der

Wüstling nicht kennt. So bewahrte auch mein alter Vater, trotz seiner Mürrischkeit, trotz aller Verdrießlichkeiten und Plagen, die ihm das Leben gebracht, immer das Gefühl der Ehrfurcht vor der wahren Liebe. Ich habe ihn davon nie anders reden hören, als in Ausdrücken der höchsten Begeisterung, gleich einem jungen Manne. Daraus entsprang auch sein unumstößliches Prinzip, niemals unsere Neigungen bei den sich darbietenden Heiratsprojekten zu beeinflussen. „Es kann," sagte er mir, „vorkommen, daß eine Frau den Mann ihres Herzens nicht heiraten *kann*, sie *soll* aber niemals einen heiraten, den sie *nicht* liebt, außer, wenn sie glaubt, daß ihre Achtung für ihn genügen wird, um ihr Glück zu gewährleisten." Diese seine Art, die Heirat aufzufassen, und die ich seit meiner Kindheit aus seinem Munde oft genug hörte, bestimmte schon zeitig meine Ideen und Entschlüsse über diese Vereinigung zweier Menschen, die nach *Voltaire* „si elle n'est le paradis sur la terre, devient un enfer dans le monde." Diese Tirade bildete eine ganze Religion in meinem Herzen und hat niemals aufgehört, mir Richtschnur zu sein. Ich hatte eine zu echte Seele, um einen Mann zu täuschen, eine zu weiche, um eine Existenz fortzuschleppen, die das süße Gefühl nicht kennt, für welches die Frau erschaffen wurde, ohne das sie unvollständig bleibt. Mit einem Wort, ich konnte dem Glücke entsagen, aber nicht der Liebe. Eines Tages[1]), allerdings sehr spät, schenkte mir der Himmel beides; einen Augenblick reichte er meinen durstigen Lippen eine Schale, voll von den reinsten und zugleich berauschendsten Ge-

1) Die Schreiberin spielt hier auf ihre nur achtmonatliche Ehe mit Charles *Thirion*, dem Sekretär des Fürsten Rasumoffsky, an (1832). Das Nähere wird später in den Memoiren des Jahres 1832 erzählt werden.

nüssen dar, und, wie ich mit gierigen Zügen daraus trank, zerbrach er sie mir zwischen den Zähnen... Jahre des Schmerzes folgten einigen Monaten von Seligkeit. Ich habe keineswegs gemurrt; hatte ich doch den Himmel auf Erden!

Diesen Winter ging ich mehrmals auf die *Maskenredoute*. Es war dies für mich ein viel prickelnderes Vergnügen, als der Tanz: unter der Maske konnte ich mich ganz meiner Freude, meiner unschuldigen Koketterie — einer Angriffsart, die man mich zu benützen gelehrt hatte — hingeben. Die Redouten waren damals in der Mode und wurden vom Volke und der besseren Gesellschaft besucht. Ersteres hielt sich aber reserviert und gab sich dem Tanzvergnügen ohne Übertreibung hin. Der Adel liebte es, zuzusehen, wie die Leute bei den Menuetten ihre komischen Tanzkünste zeigten oder wie Schneidergesellen und Korbmacher sich im Ausrutschen und Geben von Rippenstößen, maskierten Kammerjungfern gegenüber, die sie für Komtessen hielten, auszeichneten. Die bessere Gesellschaft tanzte nicht, aber die Menuette des Volkes gaben den Masken die beste Gelegenheit, sich in der Menge zu verlieren, wodurch die Möglichkeit zu Intriguen ungleich mannigfacher und pikanter wurde. Die *Kaiserin* fehlte bei keiner Redoute; sie besuchte sie, maskiert bis „zu den Zähnen", und machte sich ein Vergnügen daraus, Leute niederen Standes zu haranguieren. Manchmal tanzte sie sogar ein Menuett mit irgendeinem Artisten oder hübschen Sänger. Dann verschwand sie durch die Gänge der Burg, fest davon überzeugt, von niemandem erkannt worden zu sein, trotzdem ein Mannequin mit der Polizeikokarde sich immer zehn Schritte von ihr entfernt hielt. Auch die Erzherzöge und selbst der Kaiser

liebten dieses Vergnügen sehr, wo sie von den Damen der Gesellschaft und von anderen geneckt wurden. Doch glaube ich, daß die Folgen eines Maskenballes für sie selten einen pikanten Beigeschmack hatten. Der Erzherzog *Karl* war der einzige unter den Prinzen, der liebenswürdig, die Manieren der großen Welt zeigte. Er fühlte sich in der Gesellschaft des Adels wohl, aber die Etikette und noch mehr die Eifersucht des Kaisers zwangen ihn, nur in der Kamarilla zu leben. Immer von den liebenswürdigsten Masken umgeben, gab es viele Mütter und noch mehr Frauen, die meine Begeisterung für ihn teilten und trachteten, sich seiner zu bemächtigen, allerdings mit weniger unschuldigen Absichten, als es die meinen waren.

Mein Tagebuch vom 31. März 1807 erzählt darüber, wie folgt:

„Wie hübsch war doch die *Redoute* und wie habe ich mich gut unterhalten; ich werde noch lange daran denken. Wir speisten bei Luise[1]), der Tochter des Ministers *Kolowrat*, ich, Josephine und Mère-tout; wir machten dort Toilette und betraten um Mitternacht den Redoutensaal. Anfangs starb ich vor Angst, es war erst das zweitemal, daß ich ein derartiges Fest mitmachte. Bei der ersten Redoute zitterte ich, wie wenn ich in eine Gesellschaft von Räubern geraten wäre und floh nach einer Stunde nach Hause, ohne mit jemandem gesprochen zu haben. Aber gestern war es ganz anders. Mein Hauptschlager war, den Erzherzog *Karl* anzusprechen. Er war wirklich sehr liebenswürdig und wir

1) Maria Luise (Aloisia), geb. 18. 1. 1780, gest. 17. 12. 1823, T. d. k. k. Staatsministers, Km., Ritter d. gold. Vließes Leopold Graf *Kolowrat* (1727—1800) und Maria Ther. Prinzessin Khevenhüller (1741—1805), heiratete 1810 Josef Franz Grafen *Herberstein-Moltke*, Hofkammerpräsident, geb. 13. 11. 1757, gest. 31. 3. 1816.



Kaiserin Marie Theresia, † 1807

Nach einem Stich nach Kreuzinger, von Pfeiffer gestochen,
in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek



nicht minder. Ohne uns loben zu wollen, glaube ich, daß wir nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm die Redoute interessant zu machen. Wir waren ständig von einer Menge Herren umgeben, was mich sehr unterhielt, um so mehr, als man uns nicht erkannte. Was meinem Inkognito sehr nützte, war, daß ich auch Leute ansprach, die ich nur dem Namen nach kannte. Unsere also Vertrauten waren der Graf *Strassoldo*[1]), den ich zum ersten Male sah, Christel *Cavriani*[2]), Herrn von *Ivani*[3]), Herr *Smittmer*[4]), der Prinz Philipp von *Hessen*[5]), der Graf *Stadion*[6]), Jerome *Colloredo*[7]) usw. Ich spreche nur von

1) Graf Julius Josef *Strassoldo* (1773—1830), bis 1818 Polizeidirektor in Mailand, dann Reg.-Präs. der Lombardei.

2) Bruder der Baldine *Paar*, voll toller Heiterkeit und sehr hübsch der „coqueluche des jolies femmes", hieß Christof Graf Cavriani 1780—1857, k. k. Km. u. Major a. D., heiratete 1811 Elis. Cavriani.

3) Marquis *d'Ivani*, ein junger Schweizer, der meiner Schwester Josephine den Hof machte. (Notizen d. Verf.) Vielleicht aus der Neuchâteler Familie d'Ivernois?

4) Herr *Smittmer*: „Ich habe nie einen jungen Mann von einer so bezaubernden Schönheit gesehen und der würdiger gewesen wäre, in einem Roman zu figurieren. Er war bürgerlich." (Notiz d. Verf.): Die Smittmer waren eine alte Wiener Patrizierfamilie, die 1719 u. 1740 geadelt u. in einer Linie 1740 gerittert wurden. Jakob Edler von S. besaß um 1800 die Wechselstube Gebrüder v. S. am Haarmarkte 753. Dieser wird der Vater des obigen Franz Smittmer gewesen sein.

5) Philipp Landgraf v. *Hessen-Homburg*, geb. 1779, gest. 1846, diente im österr. Heere als F. M., heiratete 1838 morganatisch Antonie Pototschnigg, verw. Baronin Schimmelpfennig, die 1838 zur Gräfin v. Naumburg erhoben wurde.

6) Johann Philipp Graf *Stadion* (1763—1824), bis 1809 Minister des Auswärtigen (sein Nachfolger war Metternich), 1815 Finanzminister, heiratete 1796 Maria Anna Gräfin Stadion-Thannhausen (1775 bis 1841). Die Verfasserin sagt über ihn: „Ein Mann von Geist und tadellosen Sitten, hatte aber mehr Erfolg bei Damen, als in Geschäften."

7) *Colloredo*, ein Ritter ohne Furcht, aber mit Tadel. (Notiz d. Verf.) Hieronym. C. (1775—1822) F. Z. M. heiratete 1801 Wilh. Gräfin *Waldstein*, geb. 1775.

denjenigen, die die erste Rolle spielten und dann vergaß ich noch auf Hansi *Weißenwolff*[1]), der mich für die Frau eines Kriegskommissärs hielt, mit der sein Bruder Paul ein Verhältnis hatte. Er machte mir tausend Erklärungen und erzählte allerlei Anekdoten von seinem Bruder. „In Troyes, wo mein Bruder gefangengehalten wurde, war es ja, wo Sie seine Bekanntschaft machten?“ Natürlich, erwiderte ich, waren wir in Troyes.“ — „Sie werden mir doch nicht weismachen wollen, daß Sie nie mit ihm allein waren,“ Und dann erzählte er mir von den vergangenen Zeiten, von denen ich keine Ahnung hatte. Er hätte mir die ganze Chronik seines Bruders und seine eigene erzählt, wenn ich zugehört hätte. Wie unterhielt mich auch die Konversation *Smittmers*. Es wird wohl das erste- und letztemal sein. Er ist wirklich charmant, spricht französisch mit dem reinsten Akzent und der lieblichsten Stimme, ist ungeheuer liebenswürdig, sein Gesicht ist sehr interessant, die Augen prachtvoll, die Statur, wie gedrechselt. Ich muß gestehen, daß nur ein so unüberlegtes, so unverwundbar scheinendes Mädchen, wie ich es war, mit einem so bevorzugten und bezaubernden Wesen reden konnte, ohne davon beeinflußt zu werden. Er hatte mich erkannt, trotzdem ich kein Wort mit ihm gesprochen, und lange Zeit danach war ich im Prater Gegenstand seiner scharfen und stummen Blicke.

Ein altes Fräulein meiner und seiner Bekanntschaft hatte mir von seiner Bewunderung für mich erzählt. Durch sie erfuhr ich auch seine oder vielmehr seiner Mutter Geschichte, die ihm einen etwas orientalischen Anstrich gab. Seine Mutter war die Tochter des österreichischen Konsuls in Konstantinopel, wo sie bei ihm wohnte. Eines Tages wollte dieser, ebenso, wie der rus-

1) Von ihm später.

sische Gesandte mit ihren Familien eine Moschee besuchen. Anstatt sich dort ruhig zu verhalten, kokettierte die Tochter des Konsuls und die Frau des Gesandten mit einem jungen Mohamedaner nach europäischer Art; dieser antwortete aber auf türkische Art. Beim Verlassen der Moschee wurden sie nämlich geraubt und in ein Serail gebracht. Der russische Gesandte ließ es sich eine schöne Summe kosten und bekam seine Frau noch denselben Tag zurück. Der Konsul dagegen war nicht so reich und mußte den langen Justizweg betreten, so daß ihm seine Tochter erst am 3. Tage zurückgegeben wurde. Bald darauf verließ der Konsul die Stadt und verheiratete, so rasch als möglich, seine Tochter an den Bankier Smittmer. — Diese Anekdote veranlaßte mich, den jungen Herrn Smittmer nur mehr Ali zu nennen. Meine Beharrlichkeit diesem Herrn gegenüber trug mir aber eine sehr empfindliche Demütigung zu. Am 1. April, dem Tage nach der Redoute, waren wir alle in unserem Zimmer, als man mir ein Billet brachte. Ich öffnete es: „Masque charmant!" fing der Brief an. Ich errötete, lief unter irgendeinem Vorwand hinaus und las draußen weiter. Das Billet war natürlich von meinem Verehrer, dessen glühende Liebe zwischen den Zeilen zu lesen war. Er bat mich, mein Versprechen halten und eine Blume an dem heutigen Tage im Prater tragen zu wollen, die er mir auf der Redoute angeboten und die ich angenommen hatte. Es war mit F. S. signiert. Zuerst wollte ich mich ärgern, größer jedoch war meine Lust, gleich in den Prater zu gehen. Vorsichtigerweise zog ich aber Titine ins Vertrauen und zu meinem größten Erstaunen war sie gleich damit einverstanden. In größter Aufregung ging ich am Arme Titines auf den Bastionen herum und wagte kaum, die Augen zu er-

heben, aus Furcht, denen des gefährlichen Verführers zu begegnen. Leider war er nicht anwesend, und etwas enttäuscht traten wir endlich den Heimweg an. Dort angelangt wurde ich mit „Hahas“ und dem Rufe „Poisson d' avril“ empfangen. Das ganze war ein ausgemachter Streich Titines. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, obwohl ich innerlich vor Wut platzte und mir zuschwur, mich nicht mehr erwischen zu lassen. Zum Troste hörte ich jedoch am gleichen Tage, daß der Erzherzog Karl nicht aufgehört habe, von einer Maske zu sprechen, die ihm auf der Redoute den Kopf ganz verdreht habe. Infolge dieser Staatsneuigkeit vergaß man auf das dumme Billet.

Den 19. starb die *Kaiserin Therese* von Neapel im Wochenbett nach heftigen und langen Leiden. Sie hatte eine große Anzahl Kinder, von denen mehrere abnormal wurden. Einen Tag vor ihrem Tode behauptete man, die „weiße Frau“ gesehen zu haben, die der Sage nach vor dem Tode von Mitgliedern der kaiserlichen Familie immer erschien. Ein viel sicherer Vorbote war übrigens die Angst, die sie vor ihrer Entbindung empfand. Die Obersthofmeisterin Gräfin *Wratislaw* wollte ihr Mut zusprechen, indem sie auf ihre zehn bis zwölf Entbindungen hinwies. „Ach, erwiderte die Kaiserin, der Krug geht eben so lange zum Brunnen...“ — „Ah,“ erwiderte die Gräfin sofort, „mais Votre Majesté est une si bonne *cruche*.“ Maria Therese starb, vom Volke trotz ihrer großen Wohltätigkeit nur wenig bedauert. Der Kaiser beweinte sie ebenso, wie er alle seine Frauen betrauerte. Gelegentlich des Todes der Kaiserin frischte man Prophezeiungen auf, die ihr und dem Kaiser gemacht worden waren, u. a. daß sie im Wochenbette sterben werde, daß er drei Frauen haben und dreißig Jahre regieren werde.

Bei ihr ist es zugetroffen, Franz I. aber heiratete viermal und regierte 46 Jahre.

Ende April waren wir wieder, wie alle Jahre, in unser friedliches Schwertberg zum Sommeraufenthalte gezogen. Im Mai kam dann endlich der langersehnte formelle Antrag von *Goëss* in Form eines Schreibens von dreizehn Seiten auf Velinpapier, worin er alle seine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden bekannte. Seine Achtung für seine Cousine sei grenzenlos usw., aber kein Wort von Liebe oder auch nur ein Lob über die körperlichen und geistigen Vorzüge seiner Auserwählten. Er erhielt auf seinen ziemlich verworrenen Brief eine günstige und klare Antwort. Zur Steuer der Wahrheit muß ich hier anfügen, daß Graf Goëss, obwohl heute der Beste aller Gatten, damals keineswegs der verführerischeste Liebhaber war. Zu dem steifen Gehaben eines Provinzlers, der vorgebeugten Haltung, wie ich sie nirgends noch gesehen, gesellte sich eine Schwerfälligkeit in der Konversation, eine Befangenheit, Langweiligkeit und Umständlichkeit in seiner Ausdrucksweise, die ihn wirklich lächerlich machten. Unter diesen Umständen ist es wohl erklärlich, daß meine Schwester ihren Vetter nur schätzen, aber nicht lieben konnte. Es war für sie ein schwerer Entschluß und trotzdem schwankte sie nicht, den Mann zu heiraten, den man ihr vorgestellt, aber nicht aufgenötigt hatte. Wie ist doch das Schicksal des adeligen Mädchen in Österreich bedauernswert; es handelt sich ihm, zwischen dem Ersten auszuwählen, der sich ihm anbietet, und dem Verlassensein, der Einsamkeit, vielleicht dem Elend. Und wenn dieser Erste oder auch Zweite ein ehrlicher Mann ist, wenn sein Charakter und Vorleben genügende Garantien für eine ruhige Ehe bieten, so legt

ein frommes Mädchen aus guter Familie zu Füßen des Kruzifixes das Opfer seiner Hoffnungen nieder und sucht in der Erfüllung seiner Pflichten die Entschädigung für sein verlorenes Glück. Andere Fräuleins aus weniger guten Familien sehen allerdings in der Zukunft ein Mittel, sich anderweitig zu entschädigen; Beweis hierfür bilden mehrere junge Frauen, deren Schönheit die Wiener Salons ziert.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mir weniger das zukünftige Glück meiner Schwester, als das meine dabei am Herzen lag. Mußte ich doch befürchten, daß ich nun die Stelle Isabellens bei meinem Vater einnehmen und einen Teil meiner Freiheit einbüßen würde.

Meine Tante *Therese* kam, wie sie es versprochen hatte, zu uns, aber ohne die Cousine Minerl, die durch die Ankunft einer ihrer Schwestern in Wien zurückgehalten wurde. Ihre lustigen Briefe mußten mich einigermaßen über ihre Abwesenheit trösten. Sie fütterte uns mit Wiener Anekdoten, von denen ich eine heitere hier erzählen will. Der junge Prinz Alfred *Windisch-Grätz*, der spätere Feldmarschall, machte der Fürstin Pauline von *Hohenzollern*[1]), geborene Herzogin von *Curland* und *Sagan*, einer sehr koketten, hübschen Frau, den Hof. Als er eines Tages in trautem Tête-à tête bei ihr weilte, sah er an ihrem Finger einen großen Ring, der seinen

1) Pauline (1782—1845), Tochter des letzten 1800 gestorbenen Herzogs Peter v. *Curland* u. Sagan, heiratete 1800 den Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen (1776—1838). — Nostiz behauptet in seinem „Aus Nostiz' Leben", Dresden 1848, S. 145f, daß *Windisch-Graetz* „Herzens- u. Liebesgetrauter" ihrer Schwester Dorothea Herzogin v. Curland, später vermählten Herzogin v. Talleyrand-Perigord gewesen sei. Diese Liaison war aber anscheinend später. (Vgl. De la Garde's Denkwürdigkeiten, München 1912, I, S. 75.)

Verdacht wachrief. Zu seiner Beruhigung verlangte er von ihr, diesen Schmuck ihm zu opfern, was sie verweigerte. Er bittet, er beschwört sie, alles ist vergebens. In seiner Verzweiflung reist er ihr den Ring vom Finger herab. Sie will ihn wieder bekommen und in der Hitze des Gefechtes nimmt er den Ring zwischen die Zähne, der ihm dabei aber in den Schlund geratet. Windisch-Grätz wird blau im Gesicht und jede Bewegung bringt ihn in Erstickungsgefahr. Während mehrerer Stunden steht er Todesangst aus, während sich die Fürstin nicht um seine Leiden, sondern nur um die Wiedergewinnung ihres Ringes sorgt. Man bringt den Prinzen in seine Wohnung, wo ihm die Natur hilft; der Ring passiert die Kehle und am nächsten Morgen konnte ihn Windisch-Grätz der grausamen Geliebten zurückgeben, welche ihn trotz seiner abenteuerlichen Reise ruhig an den Finger steckte.

Anfangs Mai reisten meine Eltern mit Titine und Isabelle nach Wien, um das Trousseau einzukaufen. Leider trafen gerade damals in Schwertberg der Graf Theodor *Latour*[1]) und ein anderer Generalstabsoffizier ein, die dienstlich einige Tage hier verweilen mußten. Da sie sich im Schlosse annonziert hatten, so mußte man sie nach den Verfügungen meines Vaters auch für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes zu den Mahlzeiten einladen. Wäre es möglich gewesen, mit Latour eine ruhige Konversation zu führen, so wäre ja alles gut gewesen, aber seine Pedanterie und Selbstüberhebung verbannten jede Gemütlichkeit. Ich schreibe über ihn: „Latour ist niemals verlegen, aber er verbreitet keine Gemütlichkeit

1) Theodor Graf *Baillet* de *Latour*, 1780—1848, österreichischer Finanz- und Kriegsminister, 1848 von den Revolutionären in Wien getötet, heiratete Sofie Gräfin Bourcier, geb. 1796.

er hat Verstand, verdirbt ihn aber durch die Geziertheit und Gesuchtheit seiner Worte. Er würde gut sprechen, wenn er nicht immer besser sprechen wollte. Zu seinem Vorbild hat er sich den Grafen Johann *O'Donell* genommen, der wieder nur eine Kopie des Fürsten von *Ligne* war, ohne zu bedenken, daß er um 20 Jahre jünger ist. Wie er, so will er alle Fragen entscheiden und macht viele Worte, unbekümmert, ob man ihm zuhört. Wenn ihn jemand unterbricht, so erklärt er sofort ganz offen, daß das, was er sagte, nicht wahr sei. Kurz, trotz aller Talente, ein liebenswürdiger Mann zu sein, ist es Latour nicht, und nun langweilt er uns schon 4 Tage zu Tode.

Um mich für diese Langeweile zu rächen, versuchte ich ihm eine kleine Lektion zu geben. Bei einer Kontroverse über die Liebenswürdigkeit, die er heraufbeschworen, nahm ich das Wort, um eine Parallele zwischen den Ansprüchen zu ziehen, die man an den Verstand stellt und einem anspruchslosen Verstand. Die Wage neigte ich zu letzterem. Ich weiß nicht, ob er in der Antithese einige ihm verwandte Züge fand, jedenfalls zeigte er am nächsten Tage viel mehr Natürlichkeit in seinen Manieren und im Gespräche. Diese Bekehrung, die meine Tante dem Bestreben Latours zuschrieb, mir zu gefallen, verhinderte uns nichtsdestoweniger nicht, bei seiner Abreise große Freude zu empfinden.

Die Ankunft meiner Eltern und Schwestern brachte wieder Leben in das Schloß. Sie brachten eine Unmasse Pakete mit Einkäufen. Papa und Mama haben der Braut eine sehr schöne Garnitur Goldketten gegeben; Collier, Ohrringe, Kamm, Diadem, nichts ist vergessen worden und alles ist vom besten Geschmacke. Uns versprach man schöne Kleider, die aber noch beim Schneider sind.

Die ersten, die uns besuchten, um den Eltern zur Verlobung ihrer Tochter zu gratulieren, waren Graf und Gräfin Michael *Althann*, von denen ich schon früher (Seite 101) gesprochen habe. Beide waren sehr liebenswürdig, der Graf zudem sehr schön. Nie habe ich sanftere Augen gesehen, als die der Gräfin. Dann kamen die Menagen *Del Hoste* und *Scheldon*, die ich auch (Seite 88ff.) nach ihren Eigentümlichkeiten bereits beschrieben habe. Latour hatte uns außerdem mehrere Generalstabsoffiziere vorgestellt, die wegen militärischer Befestigungsarbeiten[1]) zeitweise nach Schwertberg kamen. Es waren Leute aus guter Familie. Besonders ein Major von *Babel*[2]), ein Hannoveraner, besaß sehr gute Umgangsformen, welche durch die Anmut seiner Stimme noch gehoben wurden. Er hatte das „Glück", uns zu gefallen, nämlich Konstantine und mir, doch muß ich gestehen, daß erstere den Sieg davontrug, was mich ein wenig wurmte. Babel hatte einen Teil des italienischen Krieges, zugeteilt der Person des Großfürsten *Konstantin* von *Rußland*[3]), mitgemacht, urteilte aber lange nicht so strenge über die Fehler dieses verrufenen Prinzen. Er schilderte ihn allerdings als einen brutalen, rohen, launischen und halbverrückten Men-

1) Gemeint sind die damals aufgeführten Befestigungen bei Mauthausen a. d. Donau, Enns gegenüber.

2) Ein „Major v. *Babel*" war 1842 hzgl. koburgischer Major u. Ritter des öst. Leopoldsordens. Vielleicht stammt obiger aus der 1793 geadelten galiz. Familie Babel von Fronsberg.

3) *Konstantin* Páwlowitsch, Großfürst von *Rußland*, Sohn Kaiser Paul I (1779—1831), russ. Generalissimus, zeichnete sich bei Austerlitz 1805 aus. Er war bekannt als Soldatenschinder und starb an der Cholera in Witebsk. Wegen seiner an Verwegenheit grenzenden Tapferkeit, wovon er bei Austerlitz an der Spitze der Garden Proben ablegte, aber auch wegen seines heftigen Temperamentes war er berühmt. Seit 1796 war er mit Juliane Prinzessin von Sachsen-Coburg vermählt, die ihm aber davonlief.

schen, der aber einen lebhaften und vielseitigen Verstand und ein gutes, empfängliches Gemüt besäße. Seine Umgebung dagegen schien es darauf abgesehen zu haben, den Großfürsten zu verderben. „Es ist unmöglich," sagte uns der Major, „verruchtere Leute zu finden, als an seinem Hofe; ihre schlechten Ratschläge und Schmeicheleien hätten auch einen vollendeteren Charakter verdorben, als den des Großfürsten. Ich will eine Anekdote erzählen, die beweist, daß er, in besseren Händen, einen ausgezeichneten Ruf genossen haben würde. Kosaken hatten zwei angebliche italienische Spione ins Hauptquartier gebracht. Ohne irgendeinen Prozeß verurteilte sie Konstantin zum Galgen und seine Höflinge zollten ihm Beifall. Nur einer benachrichtigte mich, daß die Gefangenen unschuldig seien und ich meinen Einfluß aufbieten wolle, sie zu retten. Ich setzte mich aufs Pferd, und als ich im Galopp ankam, war das Karré schon formiert und der Großfürst wollte gerade das Zeichen zur Exekution geben, als er mich erblickte. Sofort spricht er mich an: „Wir haben einen guten Fang gemacht, zwei Spione, die ich jetzt hängen lasse." „Hoheit," erwiderte ich, „haben vollkommen recht, solche Leute sind der Krebsschaden einer Armee. Sie haben wohl schon den Prozeß gemacht?" — „Nein, es ist auch nicht nötig, meine Kosaken versichern mir, daß es Spione sind." — „Ach, ich zweifle gewiß nicht daran, aber Hoheit sollten doch ihr Verbrechen beweisen, um jeder üblen Nachrede die Spitze abzubrechen." — „Das ist richtig, ich dachte nicht daran. Der Prozeß muß stattfinden, aber rasch." — Man untersuchte, die Unschuld der Italiener kam klar zutage. Da man ihre Hütten verbrannt hatte, waren sie in ihrer Todesangst auf den Feldern herumgeirrt, wo sie aufgegriffen wur-

den. Als die Untersuchung beendet war, ließ sie der Großfürst sofort in Freiheit setzen und gab jedem als Entschädigung zwölf Dukaten. Nach einigen Stunden kamen sie aber zurück, warfen sich mir zu Füßen und erzählten, daß ihnen die Kosaken auf dem Wege zu ihren Familien das ganze Geld wieder abgenommen. Ich suchte sofort den Großfürsten auf und berichtete ihm diese Tatsache, wobei ich beisetzte: „So täuscht man die Großmut Eurer Hoheit, ohne ihr auch nur die Ehre zu lassen." Der Prinz ließ den Kosakenhäuptling kommen und befahl ihm, innerhalb einer Stunde die Schuldigen vorzuführen, widrigenfalls er selbst zu Tode gepeitscht werden würde. Die Zeit war noch nicht vorüber, als die Kosaken nicht nur die vierundzwanzig Dukaten, sondern auf Befehl noch einmal die gleiche Summe zurückgestellt hatten. Außerdem bekamen die Diebe noch einige Hundert Stockstreiche. Man kann sich das Erstaunen der guten Italiener vorstellen; sie ergriffen sofort mit ihrer Beute das Hasenpanier."

Minerl Hager und ihr Bruder kamen zu dieser Zeit auch zu Besuch, doch hatten wir unter der Eifersucht der ersteren viel zu leiden. Sie mißgönnte Konstantine den guten Major Babel und machte uns allen die peinlichsten Szenen, die den Major schließlich beleidigten.

Durch unsere Abreise nach *Weinberg*[1]) entgingen wir weiteren Repressalien. Dieses in einer viel wilderen Gegend gelegene Schloß bietet nicht dieselbe Anmut, wie Schwertberg. Vom Gipfel eines bewaldeten Berges

1) Schloß *Weinberg*, nächst des Marktes Kefermarkt in Ob-Österr., urkundlich bereits anfangs 14. Jhrds. erscheinend, von 1362—1629 im Besitze der Herren v. Zelking, seither der Grafen v. Thürheim. Die obige Verteidigung dürfte sich auf die sogen. „Hagerschen Knechte" beziehen, die unter ihrem Oberst Sebastian Günther von Hager-Allentsteig 1610 in dieser Gegend ihr Unwesen trieben.

in seiner ganzen Majestät herabblickend, beherrscht es ein Land, dessen düstere Tannenwälder und spärlich gesäeten Bewohner, ebenso, wie die Ritterburg selbst, an das graue, strenge Mittelalter erinnern. Ein smaragdgrünes, von einem munteren Bächlein durchzogenes Tal unterbricht allerdings den Ernst der Landschaft. Das Schloß selbst hat trotz seiner Zugbrücken und Warttürmen, trotz seines Arsenals, in dem man 1000 Mann ausrüsten könnte, nichts Melancholisches. Seine Terrassen, seine Gärten mit ihren mannigfachen Blumen tragen eher dazu bei, heiter zu stimmen. Es war aber nicht immer so, wenigstens den zahlreichen Schrammen nach zu urteilen, mit denen das letzte Tor geradezu besäet ist und die nur von Picken und Morgensternen herrühren können. Es ist ein Skandal, die Chronik dieser glorreichen Verteidigung nicht zu kennen, denn das Tor blieb den Angreifern verschlossen. Sei es, daß die Eifersucht der Besitzer dieses interessante Dokument im Archiv vergraben hat, sei es, daß es von den Freiherrn von *Zelking*, die Weinberg in den Religionswirren verlassen mußten, mitgenommen wurde, sei es endlich, daß es überhaupt nie existierte, kurz, die Geschichte dieser denkwürdigen Belagerung hat sich sogar in der Überlieferung nicht erhalten, nur die materiellen Spuren sind Zeugen, die die Erinnerung an dieses Ereignis überdauern.

Während meine Eltern auf einige Tage in Schwertberg waren, bekam meine Tante plötzlich Lust, in das sogenannte „Bründl"[1]) mit Josefine und mir zu ziehen, wo ein kleines Jägerhaus und eine Kapelle ganz einsam mitten im Walde standen. Daneben entsprang eine

1) Eine angeblich heilkräftige Quelle bei St. Oswald, nächst Freistadt, Ob.-Österr.

Quelle, deren Wasser als heilkräftig gegen Rheumatismus genannt wurde. Meine Tante wohnte dort in einer Kammer, „grande comme une assiette", die auch unser gemeinsames Speisezimmer war, wir hausten in einem etwas geräumigeren Zimmer. Babette, die Köchin und ein Lakai bildeten unsere einzige Bedienung. Tante nahm die Bäder früh morgens und jeden Abend in der Quelle, die gerade unter dem Marienaltar entspringt. Das Wasser ist aber so klar, daß die Ärzte niemals irgendeinen Mineralzusatz gefunden haben; dennoch ist das Vertrauen der Landesbewohner in dessen Heilkräftigkeit sehr groß. Ich meinerseits glaube viel eher, daß diese kalte Quelle geeignet sein kann, Rheumatismus zu erzeugen, als zu heilen. Wie dem auch sei, ich erinnere mich noch heute mit Entzücken dieses romantischen, achttägigen Aufenthaltes, wo wir wie Einsiedler lebten.

Im Sommer 1807 verunglückte der dritte Sohn des Grafen *Chotek*. Wenzel[1]) war weitaus der lebhafteste unter seinen Geschwistern; gescheidt, in seiner Ulanenuniform bildhübsch, noch dazu Adjutant des Fürsten Johann *Liechtenstein*, gehörte er zu den ersten Salonlöwen in Wien und Prag. Seine fromme Mutter freute sich über diese Erfolge gar nicht, da sie für ihren Sohn nicht ohne Gefahr waren. Die schönsten Frauen rissen sich förmlich um ihn und suchten ihn mit allen Mitteln zu fesseln. Eine Gräfin *Szápáry* in Prag, als sehr kokett bekannt, vermochte ihn längere Zeit hindurch einzufangen. Eines Tages kehrte er in seiner Kalesche von seiner Maitresse zu seinen Eltern zurück, die ihn zum Diner erwarteten. Kanonenschüsse einer in der Nähe schießenden Artillerieabteilung erschreckten die Pferde;

1) Franz Wenzel Graf *Chotek*, Sohn der Gräfin Chotek-Clary, geb. 1778, gest. 1807.

sie gingen durch, warfen den Wagen um und schleiften den armen Wenzi Chotek, der die Zügel nicht loslassen wollte, auf der Straße dahin, wie weiland Hippolit. Sein verstümmelter Körper wurde gerade in dem Augenblick in das Schloß gebracht, als die Eltern, des Wartens müde, das Diner anzurichten befohlen hatten. Der Tod ihres Lieblingsbruders war für Therese *Chotek* allerdings ein harter Schlag, aber doch nur das Vorspiel des Verlustes von fünf Brüdern, die alle eines vorzeitigen Todes starben.

Der Herbst brachte meinem Vater eine Reihe ärgerlicher Unannehmlichkeiten. Zuerst den Verlust von fast 300 000 fl. infolge des unglücklichen Verkaufes von *Chotovin*, dann den Aufschub der Heirat Isabellas, da einerseits Goëß[1]) infolge der Anwesenheit des Kaisers in Graz nicht rechtzeitig nach Schwertberg kommen konnte, andererseits meine Schwester krank wurde, und, als diese Hindernisse endlich beseitigt waren, stellte es sich heraus, daß Goëss sein Vermögen bedeutend überschätzt hatte. Mein Vater war schon entschlossen, diese Heirat ganz zu lösen, da aber Isabella nicht mehr zurückzutreten wünschte, so fand die Vermählung endlich doch am 27. Oktober 1807 in der Schwertberger Schloßkapelle statt.

1) Johann Peter Graf *Goëß*, geb. Florenz 8. Februar 1774, gest. Wien 11. Juli 1846, 1797 Kreiskommissär, 1798 Kämmerer, 1800 Oberlandeskommissär bei dem Korps Condé, 1802 selbständiger Hofkommissär in Dalmatien, wo er sich bei Bekämpfung der dortigen Hungersnot große Verdienste erwarb, 1804 Landespräs. in Kärnten, 1808 Gouverneur in Triest. Im Kriege 1809 Generalintendant für Tirol u. Italien, wo er gefangen wurde, 1810—15 Statthalter von Galizien, 1815—19 von Venedig, dann Hofkanzler d. lomb.-venez. Hofkanzlei in Wien, 1823 erster Hofkanzler u. Studien-Hofkommissions-Präsident, 1824 Obersthofm., des Erzhz. Franz Karl, 1825 niederösterr. Landesmarschall, 1830 Ritter d. gold. Vließes, 1834 Hofmarschall, 1843 Stellvertr. des 1. Obersthofm. Er war wegen seiner Ehrenhaftigkeit u. Verdienste hochgeschätzt. (Wurzbach, Bd. 5, S. 295.)



Hofmarschall Peter Graf Goëss (1774—1846)

Nach einer Lithographie von Kriehuber
im Besitze der Familie des Herausgebers



Es war die erste *Trauung*[1]), der ich beiwohnte. Als Hochzeitsgäste wohnten bei uns: Gräfin *Thürheim-Gaisruck*, ihr Bruder der Bischof Graf *Gaisruck*, Graf und Gräfin Michael *Althann*, Herr *Del Hoste* mit Frau, Karl Graf *Goëss*, der Bruder des Bräutigams und einige Pfarrer der Umgebung. Um zehn Uhr war die Trauung, bei der Isabella viel weinte, dann hielt man eine Stunde Cercle, worauf ein pompöses Diner serviert wurde. Abends wurden zwei Komödien aufgeführt, wobei ich für die erkrankte Gräfin Althann einspringen mußte. Ich gab Henry V. im Männerkostüm. Die Stücke ernteten allgemeinen Applaus. Darauf sah man sich die Illumination des Schlosses und Gartens an. Beim Souper zogen sich die Neuvermählten zurück, aber erst vierzehn Tage nach dem Hochzeitstage reisten sie nach Steiermark ab. Die Eltern begleiteten sie bis über die Enns. Isabella zeigte sich dabei tapfer, nur beim endgiltigen Abschiede zerfloß sie in Tränen. Wir alle fühlten die Lücke, die die gute Isabella hinterließ, und ich hätte nie geglaubt, daß meinem Vater das Fehlen seiner Tochter so nahegegangen wäre. Der Kummer Papas betrübte mich auch von Herzen; ich wußte erst damals, wie sehr ich ihn eigentlich liebte.

Am 17. November reisten wir wieder nach Wien, mein Vater aber auf drei Wochen nach Graz, um seine so schwer vermißte Tochter zu sehen. Dieser Winter stand im Zeichen der *Vermählung* Kaiser *Franz* mit der Erzherzogin Louise von *Este*, Tochter der Erzherzogin *Beatrix*. Sie war reizend und sehr liebenswürdig. In der

1) Im Heiratskontrakt ddo. Schwertberg 27. Oktober 1807 sind außer den Brautleuten und den Eltern der Braut unterschrieben: Franz Graf *Saurau*, Cajetan Graf *Gaisruck*, Weihbischof u. Kapitular zu Passau, Joh. Karl Graf *Goëß*, Joh. Gabriel Marquis *Chasteler*, k. k. F. M. Lt. u. Max Graf *Althann*, k. k. Km.

Verborgenheit, die ihren Grund in dem Verluste von Mailand hatte, aufgewachsen, konnte es sich die junge Prinzessin gewiß nicht erwarten, auf den Thron als Kaiserin berufen zu werden. Der Kaiser wählte wohl aus wirklicher Neigung seine schöne Cousine, denn politische Rücksichten lagen für diese Familienheirat nicht vor. Dennoch störten die ganz verschiedenen Charaktere der Ehegatten bald die eheliche Harmonie. Die vulgären Leute der Umgebung des Kaisers paßten schlecht zu dem geläuterten, eleganten und wohlerzogenen Wesen der Kaiserin. Bald verstanden sich die kaiserlichen Gatten nicht mehr. Franz fürchtete auch vielleicht den Einfluß der Familie seiner Gemahlin. Als dann die Kaiserin zu kränkeln anfing, war dies in den Augen ihres Gatten ein neues Unrecht; er wurde hart gegen sie, und nach kaum achtjähriger Ehe welkte sie dahin, wie eine Blume, die man in fremde Erde versetzt und nicht mit der nötigen Schonung behandelt hatte.

Damals aber, zur Zeit ihrer Vermählung, erschien die Zukunft der jungen Prinzessin d'Este wolkenlos. Die glänzenden, prunkvollen Feste und der ungeheuchelte Enthusiasmus berauschten sie. Ihre Schönheit und Anmut, sowie die freundlichen Worte, die sie jedem schenkte, gewannen ihr die Liebe aller, denen weder Ränke, noch Neid ihr richtiges Urteil getrübt hatten. Der Adel und die Fremden, die nach Wien damals geströmt waren, bewunderten sie, und jedes Hoffest wurde ihr ein neuer Triumph.

X. 1808

Der Winter 1808 gehörte zu den glänzendsten, die ich mitgemacht, die Bälle folgten sich fast ohne Pause. Am 15. Januar schreibe ich darüber:

„Das Jahr 1808 beginnt unter den Auspizien der *Vermählung* des *Kaisers*, tausend Feste waren in ihrem Gefolge und werden noch folgen. Am Tage der Zeremonie fand im Redoutensaale ein großes Souper statt, eine große Menge vor Gold und Schmuck strotzender Damen und Herren bildete das Gefolge und von der Gallerie sah das geschmückte Publikum dem Schauspiele zu, das zu seinen Füßen wogte. Am nächsten Tage war *Ball bei Hof*, wobei die Kaiserin mit der ihr eigenen Grazie Menuett[1]) tanzte. Das erste Menuett, das sie mit dem Prinzen Gustav von *Mecklenburg*[2]) tanzte, erregte im ganzen Saale allgemeines Aufsehen. Mehrere Damen versuchten sich auch in diesem Tanze, konnten aber die Kaiserin und den Prinzen bei weitem nicht erreichen. An einem anderen Tage gab der Generalintendant des Theaters auf der Wieden eine große *Oper* für den Hof und den Adel. Der Saal war neu dekoriert worden, was

1) Die strengen Grundsätze der Erzherzogin Beatrix (1750—1820) hatten den Walzer und die Contretänze aus der Erziehung ihrer Tochter verbannt. Das Menuett, das diese allein kannte und worin sie sich so auszeichnete, tanzte man bei Hof die ersten Jahre nach ihrer Heirat. (Notiz d. Verf.)

2) Gustav Wilh. Prinz v. *Mecklenburg-Schwerin*, geb. 1781, Sohn des Großh. Friedrich Franz und der Luise von Sachsen-Coburg-Gotha.

im Vereine mit der großen Gala, in der alle Besucher sich befanden, ein grandioses Schauspiel gab. Man spielte die Armida von *Gluck*[1]), dessen Musik aber keinen Erfolg erzielte; voriges Jahr hatte aber die Iphigenie auf Tauris sehr gefallen.

Sonntag war eine *Redoute parée*. Die Fürstin *Colloredo* an der Spitze von fünfzig Damen und ebenso vielen Herren bildeten das schönste Entrée, das ich je gesehen. Sie stellten den Hof des *Großmoguls*[2]) vor, der gekommen war, um dem kaiserlichen Paare seine Huldigung und ein Bukett darzubringen; *Collin*[3]) hatte die nötige Poesie dazu verfaßt. Niemals hat man so viel Reichtum und solchen Geschmack vereinigt gesehen. Alle Fremden versichern, daß kein einziger Hof Europas solche Perlen und Diamanten aufzuweisen habe. Besonders fiel mir bei dieser Maskerade auf, daß unter den gesamten Darstellern nur drei Frauen und vielleicht zehn Herren, die Garden inbegriffen, häßlich waren.

Der Herzog Albert von *Sachsen* gab vorgestern einen Ball, wie man ihn schon seit Jahren nicht gesehen hat. Der Fürst *Liechtenstein* wird ebenfalls einen in wenigen Tagen geben und hat zu diesem Zwecke den Hof seines Palastes in einen riesigen Saal umgewandelt. Fürst *Esterházy*, Graf *Andréossy*[4]), *Zichy*[4]) und der russische Botschafter Fürst *Kurakin*[4]) treffen auch Vorbereitun-

1) Die „Iphigenie en Aulide" von *Gluck* (1714—1787) wurde 1774, die „Armida", sein bedeutendstes Werk, 1777 zum ersten Male aufgeführt.
2) Der Großmogul, auf den Schultern von sechs der schönsten jungen Herren getragen, wurde durch den 15jährigen bildhübschen Grafen Eduard *Woyna* dargestellt. Heute ist er österreichischer Gesandter in St. Petersburg. (Notiz d. Verf.)
3) Collin galt damals als einer der besten Dichter. Heute liest niemand mehr seine Werke. (Notiz d. Verf.) — Heinr. Jos. v. Collin (1772—1811), Verfasser der Landwehrlieder 1809.
4) Über sie siehe später.

gen. Diese Feste und Bälle reihten sich in einer so raschen Aufeinanderfolge aneinander, sie dauerten immer so lange, daß ich noch nicht begreifen kann, wie achtzehn- bis zwanzigjährige Mädchen diese Hetze aushalten konnten, ohne vor Müdigkeit zusammenzubrechen. Oft legte man sich um sechs, sieben oder acht Uhr frühe zu Bett und der Ball bei Liechtenstein dauerte gar bis ein Uhr nachmittags. Ich blieb allerdings nur bis 10 Uhr, aber um zehn Uhr abends war ich schon wieder auf der Redoute, um meinen Karneval zu beschließen."

Mein Held war in diesem glänzenden Winter der Graf Artur *Potocki*[1]); ich hatte ihn auf einem Maskenball kennen gelernt und er suchte mich auf den Bällen immer wieder auf. Allerdings verwischte sich der Eindruck, den ich vielleicht auf ihn gemacht habe, im Laufe der glänzenden Festlichkeiten, die er mitmachte, aber er blieb bis zu seinem Tode — er starb mit 45 Jahren — unser Freund, und ich habe nie mehr einen so verführerischen Mann kennen gelernt. Anmut und guter Geschmack bezeichneten jede seiner Bewegungen, und seine Gespräche, seine Nonchalence, sein Witz und sein natürliches Wesen machten ihn unwiderstehlich. So sprach ihn *Rothschild*[2]), bei dem er in Paris zum Diner eingeladen war, in der vertraulichen Art und Weise eines Parvenus vor einer großen Gesellschaft einfach „Artur" an, wie er immer seine engeren Freunde mit ihren Vornamen anrief. „Mein lieber Rothschild," erwiderte Po-

1) Artur Graf *Potocki* (1787—1832), Sohn Johann P. und Julie Prinzessin Lubomirska, poln. Oberst, Adjutant Poniatowskis, Flügeladjutant Kaiser Alexander I., heiratete Sofie Gräfin *Branicka*, geb. 1792. Er wurde auf dem Wawel in der Potockischen Kapelle feierlich beigesetzt. Als Historiker machte er sich auch bekannt.

2) James (Jakob) Baron *Rothschild* (1792—1868), Begründer der Pariser Linie.

tocki kühl, „sagen Sie mir doch ihren *Tauf*namen, damit ich weiß, wie ich Sie anzusprechen habe.“ Seine Einfälle trafen immer, wie der Blitz vom Himmel. „Ich werfe meine Worte wie Würfel,“ sagte er, „und sehe erst nachher hin, wieviel sie ausmachen.“ Er starb aus Schmerz über den Tod mehrerer Kinder, die er im zarten Alter verlor. Seine Frau, eine geb. von *Branicka*, war nicht hübsch, zog jedoch ihr Los als Gattin eines Mannes, der ihr oft untreu war, der aber für sie eine zärtliche Achtung und große Verehrung für ihre Tugenden selbst in Gegenwart der von ihm bevorzugten Damen zeigte, allem anderen vor. Sie hatte auch recht; am Totenbette bekannte ihr Potocki: „Meine liebe Sofie, ich habe dir viel Kummer bereitet und doch habe ich niemanden geliebt, als dich.“ Wenn die Ehemänner auf diese Weise ihre Unbeständigkeit entschuldigen können, so verzeiht man ihnen gerne. Ihre Launen, Ungeschicklichkeiten, ihr Mangel an Taktgefühl und Anstand begründen immer das Unglück in der Ehe. Ein Philosoph behauptete, daß alle Laster aus der Rohheit entspringen; wahrscheinlich hat dieser Mann in Österreich gelebt.

Endlich hatte der bleiche Aschermittwoch die Wiener Gesellschaft zur Ruhe verurteilt. Dennoch ersetzten zahlreiche Konzerte, Komödien, Gesellschaften, Diners und die Opern beim Fürsten *Lobkowitz* die Bälle, und wenn jetzt die Füsse weniger zu tun hatten, so war doch der Geist um so mehr beschäftigt. Er war damals nicht so außer Mode, wie heutzutage. Der Salon des Fürsten von *Ligne* erhielt ihn in Übung, mehrere andere nahmen sich seiner mit Eifer an, die Menge der Ausländer kultivierte ihn und die Ankunft der Madame de *Staël*[1]) ver-

1) Anna Marie Germaine Baronin von *Staël-Holstein* (1766—1817), eine Tochter des franz. Premiermin. Jakob Necker u. der Susanne



Anne Marie Germaine Baronne de Staël-Holstein (1766—1817)

Nach einem Stich in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek



half ihm zum vollen Triumphe. Die Wiener Damen galten auch damals für die ersten von Europa, teils wegen ihres guten Geschmackes und ihres vornehmen Herkommens, teils wegen der Anmut ihrer Konversation und ihrer Manieren. Meine lieben Kinder, glaubet nicht, daß ich nach der Art alter Frauen die Vergangenheit zu ungunsten der Gegenwart schönfärben will, gewiß nicht, es ist vielmehr notwendig, euch die Wahrheit zu sagen und die vorige Generation von dem Vorwurfe der Abgeschmacktheit, der auf ihr lastet, zu reinigen. Die Gründe dafür sind mannigfach, ich werde sie euch ein anderes Mal erläutern.

Kommen wir zur Madame de *Staël* zurück. Ihr Erscheinen in Wien machte genau so viel Aufsehen, als das Auftreten der jungen Kaiserin. Der Fürst de *Ligne* beeilte sich, als er von ihrer Ankunft hörte, ihr in dem schlechten Gasthofe, wo sie abgestiegen war, seine Huldigung zu Füßen zu legen. Sie entschuldigte sich, ihn nicht besser empfangen zu können. „Wenn man bei Corinnen ist, befindet man sich überall auf dem Parnaß", erwiderte galant de Ligne. Bald war Madame de Staël in den elegantesten und geistreichsten Salons mit der Zuvorkommenheit aufgenommen, die sie sich durch ihre reizenden Werke, durch den unwiderstehlichen Reiz ihrer Konversation und die Sicherheit ihrer sanften und keineswegs gehässigen Plauderei wohl verdient hatte. Sie war nicht nur die geistreichste Frau, sondern auch die beste ihrer Zeit. Niemals die Überlegenheit ihres Verstandes dazu benützend, um fremde Eigen-

Curchod, vermählte sich mit dem schwedischen Gesandten Erik Baron von Staël-Holstein 1786, von dem sie sich 1796 wieder trennte. Unter ihren Werken ist u. a. „Corinne ou l'Italie" berühmt. — Die Wiener Gasthöfe waren damals noch schlechter, als jetzt (zur Zeit der Verfasserin), was viel bedeuten will. (Notiz d. Verf.)

liebe zu kränken, ertrug sie persönliche Anzüglichkeiten, selbst Anfeindungen mit der Sanftmut, die sich in ihren Antworten ausprägte und ihr den Sieg selbst gesichert haben würden, wenn ihr Genie diesen nicht längst schon davongetragen hätte. Die am wenigsten höflichen Gegner waren die Prinzessin Therese *Jablonowska*[1]) und der Graf von *Mier*[2]). Dieser, ein fanatischer Verteidiger der Klassiker, griff, wo er ihn nur vermutete, den Romantismus, seinen Feind an. Besonders aber trat dieser kleine, polnische Graf mit wütendem Zorn gegen den deutschen Publizisten *Schlegel*[3]), einen Freund und Reisebegleiter der Madame de Staël, auf. Ich sage absichtlich „Zorn“ ohne Abschwächung, denn Graf Mier, ein gallsüchtiger Mann, wie kein zweiter, kam nie aus einer Art Aufregung heraus, die ihn veranlaßte, alle Hindernisse, die sich ihm im Gespräche und im Leben überhaupt entgegenstellten, durch Schmähungen und heftige Reden zu beseitigen. Man sagt sogar, daß seine Frau und seine Untergebenen noch handgreiflichere erhielten.

In seiner Jugend trug er immer Pistolen bei sich, bereit, den Leuten, die er beleidigt hatte, Genugtuung zu geben; sein Temperament drückte sich auch in seiner bleichen Gesichtsfarbe aus, wegen der man ihn „le Palmier“ nannte. Seine Opfer waren hauptsächlich seine Frau, seine Verwandten und Dienstboten. Einmal woll-

1) Therese Fürstin Jablonowska, geb. Prinzessin Lubomirska (1790 bis 1847), heiratete 1811 den Fürsten Max J.
2) Adalbert (Albrecht) Graf *Mier* (gest. 1831), heiratete 30. 11. 1797 Karoline Ungnadin Gräfin von Weißenwolff (1766—1833).
3) August Wilh. v. *Schlegel* (1767—1845) der bekannte Dichter, der 1804 nach der Trennung seiner Ehe mit Karoline Böhmer-Schelling als Hauslehrer in das Haus der Frau v. Staël trat, wo er bis zum Tode der letzteren (1817) blieb.

te er seine Schwägerin *Kaunitz*[1]) zum Fenster hinauswerfen. Ein anderes Mal hatte er sich beim Wisthspiel erhoben, um etwas in seiner heftigen Art zu erklären, als seine Frau ihm einen Teller mit Schlagsahne reichte. Ungeduldig gab er ihr ein Zeichen, den Teller auf seinen Stuhl zu stellen; kurz darauf setzte er sich heftig nieder und natürlich mitten in die Sahne. Man kann sich seinen Zorn vorstellen. In seiner Wut lief er von einem zum anderen, fuhr jedem mit den geballten Fäusten unter die Nase und stöhnte halberstickt: „Haben Sie jemals etwas Dümmeres gesehen als meine Frau?“ Von allen Seiten schallte ihm aber unauslöschliches Lachen entgegen, denn hinter ihm erhob sich auf seiner Hose ein spitzer Crêmeberg.

Seine Frau, eine geb. Gräfin *Weißenwolff*, die er als dumm bezeichnete, war nichts weniger als beschränkt; ihre Sanftmut und ihre Zuneigung zu einem so abscheulichen Gatten hätten ihr ein schöneres Los verdient. Da sie aber einen glücklichen Charakter besaß, so ertrug sie ihr Schicksal mit unverwüstlichem Gleichmut, und als Mier starb, trauerte sie die kurze Zeit, die sie ihn überlebte. Dieser, seinem Temperamente mehr getreu, als seiner Frau, starb an der Cholera in einem Wutausbruch, den ihm diese Krankheit abnötigte.

Infolge dieser liebenswürdigen Eigenschaften war es natürlich gefährlich und undankbar, mit einem derartigen Manne in Wortwechsel zu geraten; auch konnten es nur die Damen wagen, ohne in Todesgefahr zu kommen. Schade, daß ein so geistreicher und vielseitig

1) Franziska Xav. Gräfin *Ungnad-Weißenwolff* (1773—1859), heiratete 29. Juli 1798 Alois Fürsten *Kaunitz* (1774—1848), österr. Gesandten, Enkel des berühmten Staatsmannes.

gebildeter Mann seine Gesellschaft durch seinen Fehler so gefürchtet machte!

Die andere Antagonistin der Madame de Staël, die Fürstin *Therese Jablonowska*, wählte auch oft ihre Worte nicht aus, wenn sie auch weniger heftig als Graf Mier war. Oft war die ganze Sanftmut der Madame de Staël nötig, um sie zu beruhigen. Im übrigen war die wegen ihrer männlichen Manieren bekannte Prinzessin eine sehr gute Person, und ihre Belesenheit und ihr Verstand machten sie zu einem manchmal siegreichen Wortgefechte mit ihrer berühmten Gegnerin sehr geeignet. Gleich leidenschaftlich in ihren Neigungen, wie in ihren Meinungen, hegte sie die innigste Freundschaft zu der Gräfin Flora *Wrbna*, die die Geschichte ihres Lebens bildete. Sie trennte sich fast nie von ihr und opferte ihr ihr Vermögen und ihre ganze Existenz auf. Heute leben beide in einem sehr hübschen Hause im Bad Ischl.

Ich will aber wieder zur Madame de *Staël* zurückkommen. Weit davon entfernt, sich mit dem Ruhme ihrer Werke zu brüsten, sprach sie darüber nur mit der größten Bescheidenheit, dagegen hob sie gerne ihr dramatisches Talent und ihre Figur hervor. Um beides ins rechte Licht zu rücken, komponierte sie diesen Winter mehrere lyrische und biblische Szenen, die sie beim Fürsten *Liechtenstein* und der Gräfin *Zamoyska*[1]) aufführen ließ. Nichts war langweiliger, als diese kalten, mittelmäßigen Verse, vielleicht wäre die Vortragsweise etwas weniger langweilig gewesen, wenn nicht der Mangel jeder Grazie, die Heftigkeit der Deklamation, die

1) Sofie Gräfin *Zamoyska*, geb. Przss. Czartoryska (1778—1837), heiratete 1798 Grafen Stanislaus Zamoyski, poln. Senatspräsident (1775—1856).

Häßlichkeit der Figur und das Sichgehenlassen der Tragödin, die ihre enormen Konturen kaum verhüllte, den widerwärtigsten Eindruck hervorgerufen haben würden. So trat sie in „Geneviéve de Brabant" halbbekleidet auf die Bühne, die Arme, Beine und die Brust fast nackt. Sie kroch auf allen Vieren, die schwarzen, dichten Haare hingen ihr herab und dazwischen sah man ihr gerötetes Gesicht und ihre stechenden Augen, wie die eines wilden Tieres. Ihre Freunde vermochten sie nicht vor dem Spotte zu bewahren und waren auch, nachdem die Staël sie durch Stunden mit ihren religiösen Lamentationen gelangweilt hatte, wenig nachsichtig geworden. Einer von ihnen gähnte nach der Vorstellung und sagte: „Nun gehe ich schlafen, da ich mein Abendgebet schon gemacht habe."

Es ist wirklich merkwürdig, daß eine so geistreiche Frau den wahren Wert ihrer persönlichen Vorzüge so wenig zu beurteilen vermochte. Sie glaubte sich schön, und doch war eigentlich alles an ihr häßlich, ihre Hände, ihre Arme und ihre Augen. Die Schultern und ihre Brust waren rot und unschön, und ihre Reize, die sie bei ihrer Koketterie vor allem ins Treffen führte, stießen eher ab, als daß sie die Augen anderer auf sich zogen. Aber in ihrer Verranntheit hätte sie ihre starke Taille nicht gegen die der Venus von Milo umgetauscht. Es passierte ihr sogar, daß sie selbst über den unwiderstehlichen Reiz, den sie ausübte, Worte fallen ließ. Als sie eines Tages ganz intim mit der Prinzessin *Liechtenstein* sprach und ihr schon einige seltsame Konfidenzen gemacht hatte, fing sie plötzlich vom Sterben zu reden an. Die gute Frau, die das Leben sehr liebte, zitterte bei der Idee der Auflösung ihres Körpers. „Ach," sagte sie, mit Tränen im Auge, wenn ich diese Arme, diesen

Busen ansehe, bei deren Anblick jedes Auge mit Wollust erfüllt wird, und wenn ich denke, daß diese Herrlichkeiten alle einmal das Futter schmutziger Reptilien werden sollen, überläuft es mich kalt vor Schrecken und Mitleid.“ Dabei zitterte sie am ganzen Körper, und die Prinzessin Liechtenstein, eine keusche und fromme Familienmutter, fühlte eine lebhafte Anteilnahme mit dieser Verzweiflung und Schwäche.

Der Prinz Louis *Liechtenstein*[1]), ein Vetter der Prinzessin, hatte Gefallen vor den Augen der Madame de Staël gefunden. Und in der Tat verdiente er die Begeisterung einer Corinna, denn er war der Bravste unter den Braven, die Ehre der deutschen Ritterschaft. Ohne Furcht und ohne Tadel, bedeckt mit ehrenvollen Wunden, leuchtete auf seinem edlen Antlitz der Schimmer seiner schönen Tugenden. Zum Unglück für Corinna hatte der Prinz sein Herz bereits einer Frau von *Specht*[2]), die liebenswürdig und schön war, geschenkt. Die schmeichelhaften Aufmunterungen Corinnas waren um so mehr verlorene Mühe, als Liechtenstein in seiner Schüchternheit und, da er nicht fließend französisch sprach, durch die Koketterien der liebestollen Dame nur in Verlegenheit gesetzt wurde. Ihre sprühenden Blicke hatten auch keinen Erfolg. Als alles nichts half, verlor sie dennoch nicht den Mut und sandte ihm ein Billet, das nichts erklärte, den Kavalier aber doch nö-

1) Alois (auch Louis) Fürst *Liechtenstein* (1780—1833), F. Z. M. u. Kdr. d. Mar. Ther. Ordens, 1805 bei Hausen, gleich seinem Bruder Moriz, schwer verwundet, später Ritter d. gold. Vließes, komm. General in Böhmen und als Gesandter mehrfach verwendet. Er starb unvermählt.

2) Eine Baronin *Specht* von *Bubenheim* lebte als Witwe um diese Zeit in Wien in der Riemerstraße 860. Sie erscheint auch 1810 in den Evidenzlisten der Wiener Polizei.

tigte, zu ihr zu gehen, weil sie etwas mit ihm besprechen zu wollen schien. Er wurde in einem eleganten und verführerischen Boudoir empfangen und das Negligé der Madame de Staël sagte ihm genug. Er konnte aber nicht mehr den Rückzug antreten, er mußte verstehen und antworten. Ritterlich, wie er war, bekannte er ihr, daß sein Herz bereits vergeben und seiner Herrin treu bleiben werde. Tränen, Herzkrämpfe und Erstickungsanfälle folgten nun; den Schluß bildete eine förmliche Ohnmacht. Sprachlos und in größter Verlegenheit wußte der unbesiegbare Ritter dennoch die Situation auszunützen, er legte die dicke Corinna auf eine Chaiselongue, läutete mit aller Kraft und verschwand. Wenige Frauen hätten eine solche Beleidigung ihres Ehrgefühles ohne den Wunsch, sich zu rächen, erduldet; Madame de Staël, immer gütig, vergab ihm und sah den Prinzen, den sie immer wohlwollend und liebenswürdig empfing, öfters in der Gesellschaft.

Bald darauf tröstete sie ein anderer; man sprach sogar von Heirat. Ich weiß nicht, ob die Hindernisse von seiner oder ihrer Seite herrührten, jedenfalls heiratete dieser zweite Undankbare eine andere. Er hatte sehr unrecht, denn sicherlich erwies ihm Madame de Staël zu viel Ehre. Ihren anmutigen und umfassenden Verstand mit der schwerfälligen und langweiligen Gelehrsamkeit des Grafen Moriz *O'Donell* verbinden zu wollen, hieß wirklich, sich von einem Kaiserthron auf ein Feld voll Unkraut setzen oder die Poesie mit der pedantischen Enzyklopädie der Akademie vermählen. Sich im Glanze des Ruhmes seiner Frau erhoben zu sehen, war für ihn wohl das einzige Mittel, aus der Verborgenheit hervorzutreten, die ihm sonst sicher war. Übrigens wäre das Vermögen, das ihm Madame de Staël bieten konnte, um

ein Bedeutendes größer gewesen, als sein eigenes und das der Frau, die er heiratete, zusammen. Diese Frau war Titine *Fleury*, oder, wie sie seit ihrer Heirat hieß, Titine de *Ligne*, die herzige, kleine Bastardtochter des Fürsten Karl von *Ligne*, von der ich schon früher einmal sprach (Seite 81). Die Glückwünsche, die Madame de Staël gelegentlich dieser Heirat dem Grafen *O'Donell* schrieb, sind ein Muster der Beredsamkeit, Billigkeit, Liebe und Großmut. Ich hörte es von jemandem, der sie gelesen. Wie konnte nur eine so geistreiche Frau einen so langweiligen, so materiellen, an Geist und Körper so schwerfälligen Mann lieben? Ihr Herz mußte wirklich großen Liebeshunger verspüren, daß es nicht bei der Begegnung des Grafen die Binde, die es trug, etwas lüftete. Das Schicksal hat es gewollt, daß die arme Corinna in keinem Manne, dem sie ihre Liebe anbot, die erhabenen Gefühle entdecken konnte, die ihre Feuerseele, deren Wesen Begeisterung und Hingebung war, verstanden hätten.

Ihr späterer Gatte *Rocca*[1]) machte sie auch nicht glücklich. Er war egoistisch und launisch und bereitete der armen Staël böse Tage. Sie ertrug aber mit Heroismus alle diese Leiden und Sorgen, doch überlebte sie ihren Gatten nur wenige Jahre.

Als die Staël in Wien war, hatte sie ihre Tochter und ihre zwei Söhne[2]) mit, die manchmal bei der Darstellung

1) Die *Staël* heiratete 1811 heimlich, bereits 45 Jahre alt, den franz. Offizier Albert de Rocca.

2) Von ihrer 1. Ehe (1786) mit dem schwed. Gesandten in Paris Baron Erik Magnus *Staël-Holstein* (gest. 1802) hatte sie 2 Söhne, von denen der älteste August Louis (1790—1827) die Gesamtausgabe der Werke seiner Mutter veranstaltete, Albert aber im Duell in Schweden starb. Die 1797 geborene Tochter Albertine, spätere Herzogin v. *Broglie*, gest. 1838, entstammte ihrem Verhältnisse mit dem Publizisten Benjamin *Constant* de *Rebecque* (1767—1830), der we-

ihrer Kompositionen mithalfen. Der eine der Söhne, der ziemlich impertinent war, wurde in einem Duell getötet, der zweite starb vor wenig Jahren in Frankreich. Er war geistreich und gelehrt, ohne liebenswürdig zu sein; trotzdem wurde er von Madame de *St.-Aulaire*[1]), der Gattin des heutigen französischen Gesandten in London, sehr geliebt. Von Gewissensqualen gefoltert, benützte sie ihre Macht über ihren Geliebten dazu, um ihn zu zwingen, eine andere Frau zu heiraten. Er gehorchte, Verzweiflung im Herzen, und starb bald darauf.

Die Tochter der Madame de Staël ist heute Herzogin von *Broglie*. Ich sah sie vor 18 Jahren in Paris; sie war schön wie ein Gedicht, man nannte sie auch gut, geistreich und liebenswürdig. Dann wurde sie „Chef de file" der Sekte der Methodisten; dieser religiöse Fanatismus schadete ihrer Schönheit und ihrem Geiste. Sie scheint seither sehr überspannt zu sein. Beinahe noch Kind, war sie 1812 mit ihrer Mutter in Brünn, wo diese ihre Pässe erwartete, die man aus Kriecherei vor Napoleon ihr auszuliefern Schwierigkeiten machte. Die kleine Staël fing damals plötzlich bei einer Promenade auf den Wällen der Stadt an, über diese den Fluch und Zorn des Himmels herabzuwünschen. Doch dieser hörte nicht

gen seiner Flatterhaftigkeit „L'inconstant" genannt wurde. (Vgl. Brandes „Die Emigrantenliteratur", Charlottenburg 1900, S. 143f., 162f.).

1) Louis Clair de Beaupoil, Marquis de *Saint-Aulaire*, Sohn des Josef Cte de S.-A., franz. Diplomaten und Schriftsteller, geb. zu St. Méard-de-Drome 9. April 1778, gest. Paris 12. Nov. 1854, Gesandter in Rom seit März 1831, in Wien seit 4. Jan. 1833, in London seit 9. Sept. 1844, Mitgl. d. franz. Akademie seit 7. Jan. 1841, heiratete 1798 eine de Soyecourt, 1809 eine Mlle. de Roure. (Nach Öttinger). — Der heutige Botschaftsrat Comte Charles de S. A. bei der franz. Botschaft in Wien gehört zur gleichen Familie.

auf sie, und die guten Brünner konnten weiter im Frieden ihre Stoffe und Schlafmützen weben.

Mitten unter die Freude des Winters von 1808 schlichen sich aber auch Schatten der Trauer. Zweimal schien mich der Tod von mir Nahestehenden auf noch herzzerreißendere Aufregungen vorbereiten zu wollen, die mir dieses in Freude begonnene und mit Schmerz endigende Jahr aufgehoben hatte. Ende März starb die älteste Schwester meiner Cousine Minerl, die Baronin Antoinette *Hager*[1]), Stiftsdame in Wien, an einer Lungenentzündung, dann starb auch eine ehemalige Kammerjungfer meiner Mutter an derselben Krankheit. Diese hatte ich seit meiner Kindheit geliebt; ich pflegte sie in ihren letzten Stunden. Ihre Lebenssehnsucht zerriß mir das Herz und nur langsam verwischte sich in meiner Seele die Erinnerung an dieses traurige Ereignis.

Ich entsinne mich meiner ernsten Reflektionen gelegentlich eines Konzertes bei dem Grafen *Haugwitz*[2]), wo Papa und ich allein von unserer Familie eingeladen waren. Ich verdankte diese Aufmerksamkeit dem Gesangsmeister Herrn *Vogel*[3]), Opernsänger, für den Haugwitz eine besondere Gewogenheit hatte. Als leidenschaftlicher Musikfreund lud der Graf zu seinen Konzerten nur Kenner und Enthusiasten, wie es z. B. mein Vater war, ein.

1) Antonie Freiin *Hager* von Allentsteig, war hzgl. Savoysche Stiftsdame in Wien.

2) Heinrich Wilhelm Graf *Haugwitz* † 1842, Geh. Rat und Kämmerer, Herr v. Namiest, erkaufte 1796 den ehemaligen Neuberger Hof in Wien u. wurde 1798 niederösterr. Landtand. 1794 heiratete er Sofie Gräfin *Fries*, die eine gute Harfinistin war. Deren Sohn Karl Wilhelm (1797—1874) war mit Leib und Seele Musiker und hatte eine ständige Musikkapelle in Namiest.

3) Johann Michael *Vogel* (1768—1840), aus Stadt Steyr gebürtig, 1794—1822 Hofopernsänger in Wien. Berühmter Sopran.

„Zuerst," schreibe ich in meinem Tagebuch, „war ich außer mir über diese Auszeichnung, kaum befand ich mich aber in dem Konzert, als ich meine Meinung wechselte. Die Musik war entzückend, ernst, erhaben und ergreifend. Sie stammte von einem längst gestorbenen Komponisten *Naumann*[1]), Kapellmeister am Hofe zu Berlin, der Text von einem protestantischen Pastor. Ohne daß die Poesie vollkommen war, zeigte sie Gefühl, Energie, an manchen Stellen Erhabenheit; dazu kamen eine die Seele ergreifende Musik, ein guter Chor mit viel Harmonie und Präzision, der schöne Baß eines *Weinmüller*[2]), der ausdrucksvolle Vortrag eines Vogel. Alles dies bewirkte ein ausgezeichnetes Zusammenspiel und erzeugte eine edle Wallung in der Seele, die Offenbarung einer idealen Welt, das Vorgefühl einer fernen Zukunft oder die verschwommene Erinnerung an eine unbekannte und geheimnisvolle Vergangenheit.

Einige Tage zuvor war meine Schwester Isabella aus Graz zu uns gekommen, um uns zu besuchen. „Sie ist die glücklichste Frau der Welt, liebt ihren Mann mit einer Liebe, die sich immer gleich bleibt, und führt ihre Menage, wie wenn sie schon 10 Jahre verheiratet wäre. Ihr Leben verläuft ziemlich monoton, sie sieht

1) Joh. Gottlieb *Naumann* (1741—1801), 1774 Kapellmeister, seit 1786 Oberkapellmeister am kurfstl. sächs. Hofe. Friedrich d. Gr. suchte ihn damals an seinen Hof zu ziehen. Er komponierte 23 Opern, 12 Oratorien u. ca. 30 Messen. Am längsten wurde der Pilgerchor („Zagt nicht auf dunklen Wegen") aus der Santa Elena gesungen. (Vergl. A. G. Meissners, Bruchstücke zur Biografie Naumanns, Prag 1803, 2 Teile).

2) Karl Friedr. Clemens *Weinmüller* (1764—1828), wohnte 1784 fünf Monate beim Grafen Philipp Batthány (s. p. 244) in Hainburg, der Sommerfrische B.s. Seit 1796 an den k.k. Hoftheatern als Bassist angestellt, 1797 Hofkammersänger. Er erreichte das Kontra-D u. schwang sich bis zum Tenor-F empor. (S. Wurzbach, biogr. Lexikon unter Weinmüller.)

nur Leute, die überall lächerlich und langweilig wären, außer in der Provinz. Ihr Gatte kommt nur zu den Mahlzeiten nach Hause, die Stunden nach dem Souper, in denen sie ganz ungestört sind, sind ihnen besonders teuer. Isabella hat sich sehr zu ihrem Vorteil verändert; trotzdem beneide ich sie nicht. Der Mann, der mich glücklich machen könnte, müßte vollkommen sein. Vielleicht werde ich diesen Irrtum mit meinem Lebensglücke bezahlen; es schadet nicht, denn ich habe in meiner Seele etwas, was nie wechseln kann" — und sich auch nie geändert hat.

Während ich mich dieser unbestimmten und prophetischen Schwermut hingab, begann mich ein nahes und wirkliches Unglück zu bedrohen. Seit diesem Frühjahr verschlechterte sich die Gesundheit meines Vaters; zuerst war es nur eine Zahngeschwulst, aber der Zahnarzt, der einen Zahn entfernen wollte, zerriß ihm den Kiefer, worauf sich ein gefährlicher Beinfraß entwickelte, der den Kranken seiner besten Säfte beraubte und die Ursache schrecklicher Leiden und seines Todes wurde.

Da uns aber die Zukunft damals noch verborgen war, so verlief der Rest unseres Wiener Aufenthaltes im Wirbel verschiedener Vergnügungen. Am 4. April weist mein Tagebuch folgende begeisterte Schilderung auf: „Vergangenen Mittwoch Gesellschaftstheater beim Fürsten *Liechtenstein*. Wie war das schön und unterhaltend! Man gab drei kleine französische Stücke „La méprise volontaire", „Heureusement" und „Zozo". Im ersten spielte die Prinzessin *Colloredo*[1]) die Glanz-

1) Philippine Fürstin *Colloredo*, geb. Gräfin *Oettingen*, geb. 1776, hatte damals ein Abenteuer mit dem Prinzen Heinrich *Lubomirski*, das eine Trennung der Ehe herbeiführte. Trotzdem stand sie mit

rolle, und der kleine *Staël* war auch sehr gut. Er ist ein lieber kleiner Kerl, geistreich, hat aber etwas von den freien Manieren seiner Mutter. „Heureusement" hat mir nicht gefallen; ohne pikant zu sein, ist es ziemlich abstoßend. *Cobenzl* spielte wie ein preisgekrönter Schauspieler, der kleine *Uwaroff*[1]), das Entzücken aller schönen Frauen, war reizend, ebenso Gräfin *Wrbna*[2]), dagegen Molly *Zichy*[3]) im wahren Worte abscheulich. Dann gab man „Zozo", die reizendste Komödie, die ich seit langem gesehen, voll Witz und Satire, interessant und, was Geschmack anlangt, gerade das Gegenteil von „Heureusement". Gräfin Wrbna spielte mit großer Feinheit und Natürlichkeit eine Bäuerin, aber nichts ließe sich mit Artur *Potocki* vergleichen, der die Rolle eines naiven jungen Bauernburschen wirklich hinreißend gab. Mit seiner kindlichen Miene ist Arthur schöner denn je; ich glaube, daß niemand besser Theater spielen und mehr gefallen kann, wie er. Ich bin in ihn ganz vernarrt .... Als in dem Stücke Räuber die Bühne betraten und einer derselben den blitzenden Dolch gegen den schlafenden Zozo zückte, stieß ich unwillkürlich einen Schrei aus. Da die Zuschauer während dieser aufregenden Szene sich so ruhig verhielten, daß man ihre Atemzüge hören konnte, so sah man natürlich auf mich und lächelte, so daß ich vor Scham fast zu sterben vermeinte."

ihrem Gatten in reger Korrespondenz. Dieser eine Fehler war aber auch alles, was man ihr vorwerfen konnte. (Notiz d. Verf.)

1) Wohl ein Sohn des russ. Generals Fedor Petrovitsch *Uwarow* (1769—1824).

2) Jedenfalls Flora Gräfin *Wrbna-Kageneck* (1777—1857); über sie siehe später.

3) Maria Wilhelmine Gräfin *Zichy*, geb. Gräfin Ferraris (1780 bis 1866), die „Molly" genannt wurde. Siehe später.

Während dieser Zeit schien sich auch der Prinz Philipp *Batthyány*[1]) für meine Schwester Konstantine zu interessieren, er sprach über dieses Heiratsprojekt mit einem seiner Freunde. Ich weiß nicht, ob sie damals eingewilligt haben würde, denn sie war noch „Rekonvaleszentin" nach ihrer Liebe zu Pepi *Chotek*, auch glaube ich nicht, daß sie sehr glücklich geworden wäre, obwohl Batthyáni reich, rechtschaffen und sanft war. Er begehrte aber weder ihre Hand, noch die einer anderen Frau, — er hatte dazu seine guten Gründe. Er lebt heute noch und ist sehr dick geworden.

Den Rest meines Tagebuches über den Wiener Aufenthalt füllen genaue Aufzeichnungen darüber aus, was meine Bekannten über Potocki sagten und gehört hatten. Dies alles wurde wirklich schon für mich gefährlich. Glücklicherweise beseitigte unsere Abreise auf das Land diese Klippe, an der ich fast gestrandet wäre. Den Artikel über Arthur beschloß ich in meinen Blättern mit den Worten: „Wie lächerlich ist doch mein Tagebuch, angefüllt mit Nichtigkeiten, gefährlich für die Jugend! Ach, meine Kinder werden diese Zeilen nicht lesen. Ich will ihnen das Journal nicht vor meinem 40. Jahre zueignen."

Der Zustand meines armen Vaters wurde immer bedenklicher, er litt namenlos an dem Beinfraß im Kiefer, den er noch immer für eine Zahngeschwulst ansah. Als

1) Fürst Philipp *Batthyány* (1781—1870), k. k. Km., Geh. Rat und Erbobergespan des Eisenburger Komitates. Friedr. Ant. v. Schönholz, Traditiones zur Charakteristik Österreichs, Leipzig 1844, II, S. 255, schreibt über ihn: „Einige der bekanntesten dieser Damen (Maitressen) genossen sogar eine gewisse Achtung im Publikum, wie z. B. Frau von Bl. (Plaideux) des Fürsten Esterházy, Kadün (Nebenfrau) und Demoiselle Eh., die Favorite des Fürsten Batthyány . . ." Auf dieses Hindernis scheint die Gräfin Thürheim wohl oben anzuspielen.

er sich eines Tages besonders sehwach fühlte, diktierte er mir einen Brief an einem jungen Mann[1]), dessen Vormund er war, und worin er Anordnungen für sein nahes Ende traf. Je länger ich schrieb, desto schwerer wurde mir das Herz, endlich konnte ich es nicht mehr aushalten und brach in einen Tränenstrom aus. Papa umarmte und tröstete mich mit der Hoffnung auf Heilung. Aber gleichzeitig fügte er seinen tröstenden Worten Betrachtungen über den Tod bei, die von einer so durchgeistigten Ruhe zeugten, daß ich mich ebenso erschüttert, wie erbaut fühlte.

Vier Tage später übersiedelte mein Vater mit Mama nach *Ybbs*, einer kleinen Stadt, eine Tagreise von Schwertberg entfernt, wo der Chirurg des allgemeinen Krankenhauses einen ausgezeichneten Ruf genoß. Anfangs hatte dessen Behandlung auch Erfolg; mein Vater mußte sich fünf Zähne reißen lassen, worauf er sich erleichtert fühlte. Abwechselnd fuhren wir nach Ybbs, um Papa und unsere engelsgleiche Mutter zu besuchen. Ich hegte eine unverhohlene Bewunderung für sie; in einer elenden Wohnung, ohne die geringsten Bequemlichkeiten, war sie nur um meinen leidenden Vater beschäftigt, dessen schlechte Laune seine Dankbarkeit oft nicht aufkommen ließ. Trotzdem war sie heiter und guter Stimmung, wenn wir sie besuchen kamen.

Jede Besserung im Befinden des Vaters machte uns froh. Die unerwartete Ankunft Karl *Choteks* trug auch dazu bei, die kurze, frohe Zeit voll zu genießen. Diese vier oder fünf Tage bildeten den Lichtpunkt in dem traurigen Sommer. Kaum hatte uns Karl verlassen, als ich mich mit Josephine und dem Arzt *Schober* nach Ybbs

1) Wahrscheinlich einer der Brüder *Mayhirt*, von denen später gehandelt wird.

aufmachte. Die Überschwemmung eines Baches nötigte uns zuerst, wieder umzukehren. Anderen Tages fuhren wir trotz strömenden Regens fort und übersetzten richtig den Bach. Die Donau dagegen war ungewöhnlich hoch; während der einstündigen Fahrt auf derselben überfiel uns ein Orkan, der uns nötigte, in einem kleinen Ort auszusteigen und dort auf besseres Wetter zu warten. Der Regen ließ aber nicht nach, wir mußten uns wieder einschiffen und nach der Landung bei Ybbs lange Zeit durch den Schlamm waten, da die übliche Landungsstelle überflutet war.

Alles Ungemach wäre leicht vergessen gewesen, hätten wir unseren armen Vater in besserer Gesundheit angetroffen. Er war aber gerade sehr schwach und der Chirurg erklärte meiner Mutter, daß er wohl die Kiefererkrankung werde heilen können, daß er aber kaum glaube, daß mein Vater imstande sein werde, wegen seiner Schwäche das Ende der Kur zu erleben. Den anderen Morgen reisten wir schweren Herzens ab. Es war das erste Mal, daß mir der Verlust Papas in greifbare Nähe gerückt erschien. Ich flehte Tag und Nacht zu Gott und vermeinte, je mehr ich betete, desto eher könnte ich seine Beschlüsse abändern. Nicht weit vom Schlosse im Aisttale befand sich ein Bild der Geißelung Christi, das an einer alten Tanne vor dem Eingange zur sogenannten „Eremitage“ befestigt war. Jeden Morgen wanderte ich bloßfüßig dorthin und kam über die Berge zurück, um meine Pilgerschaft auszudehnen. Je größere Schmerzen ich empfand, desto wirksamer schien mir mein Gebet. Ach, der Himmel ließ sich nicht erweichen und der Zustand Papas wurde immer ernster! Dieser entschloß sich nun, Ybbs zu verlassen und einen Empiriker in Wien, mit Namen *Speck* aufzusuchen, in dessen

Behandlung er einige Jahre zuvor gestanden war. Mama ließ uns durch den Bedienten sagen, ich solle mit Josefine kommen, um von den Eltern Abschied zu nehmen. Der Bericht des Bedienten über den Zustand meines Vaters ließ uns das Schlimmste befürchten. Die Verzweiflung Josefinens und Mlle Tisserants zwangen mich, meinen Schmerz zu verbergen, um sie nicht noch mehr aufzuregen. Ich packte alles ein, was meine Mutter mir aufgeschrieben hatte, und nachdem meine Reisevorbereitungen beendet waren, eilte ich zu meinem Bildbaum wo ich meinem Schmerze freien Lauf ließ. „Ein Unglück", schrieb ieh damals in meinem Tagebuche, „beugt mich niemals im ersten Ansturme. Es erscheint mir eine Pflicht, einen Entschluß fassen zu müssen und ich resigniere mich, ohne zu wagen, das Unglück auszumalen; aber so bald ich allein bin, fühle ich die Größe meines Schmerzes." Diese Betrachtung schrieb ich mit zwanzig Jahren, mehr in Vorahnung, als aus Erfahrung, denn das Unglück traf mich ja zum ersten Male. Heute, mit 56 Jahren empfinde ich ihre Wahrheit bei allen Katastrophen, bei jedem unerwarteten Kummer. Der erste Schicksalsschlag hatte meinen Charakter für immer gestählt.

In Ybbs fanden wir Papa besser, als wir erwartet hatten. Titine wurde von meiner Mutter ausersehen, die Reise nach Wien mitzumachen, was mich sehr kränkte. Freitag um 5 Uhr morgens fuhren sie fort, Papa in heiterer Stimmung. Ein Boot brachte sie in 12 Stunden nach Wien. Als ich nach Schwertberg zurückkam, traf ein Brief Specks ein, worin er unter Ehrenwort versicherte, er werde meinen Vater innerlich und äußerlich in kurzer Zeit heilen. Auf diese Weise wurden wir noch einige Zeit über das Schreckliche hinweggetäuscht.

Isabella und ihr Gatte waren auch nach Wien gekommen, und jene wurde sich über den wahren Zustand Papas bald klar. Auch Speck nahm sein Ehrenwort rasch zurück. Als die Gefahr augenscheinlich wurde, berief man uns alle nach Wien, um den Segen des Sterbenden zu empfangen. Ich empfing diese trostlose Nachricht durch Herrn *Scheldon* bei der Rückkehr von Wallsee, wo wir die Del Hostes besucht hatten. Als wir nämlich die Donau überquerten, bemerkte ich am anderen Ufer einen Herrn, den ich, ahnungsvoll, gleich für Herrn Scheldon hielt. Ich wußte, daß er uns den Dolch in das Herz stoßen würde. Seine weitläufigen Redensarten bestärkten mich nur um so mehr in meiner Überzeugung. Mir schien es fast, als ob man mir Dinge erzählte, die ich schon wußte, ich las in seinen Augen, daß Papa sehr schlecht sei, daß er versehen wurde, aber ich verstand den Sinn seiner Rede nicht.

Bei unserer Ankunft in Schwertberg machten wir sofort unsere geringen Vorbereitungen, und wenige Stunden später reisten wir bei einer drückenden Hitze ab. Diese nahm uns das bißchen Auffassungsvermögen, das uns noch geblieben. Ich kann sagen, daß wir bis Purkersdorf überhaupt an nichts dachten, dort erwachten wir erst aus unserer Lethargie — und schliefen vor Müdigkeit ein. Um 2 Uhr nachts passierten wir die Grenzpfähle Wiens. Wenige Lampen brannten noch, in den Straßen war es totenstille, wie in einem Grabe. Als wir uns dem Hause näherten, sahen wir im Zimmer Papas einen schwachen Lichtschimmer. Ich ließ den Wagen etwas früher halten, um meinen Vater nicht zu erschrecken, wir stiegen lautlos aus und schellten vorsichtig an dem Tore. Endlich öffnete man. Ich frage: „Wie geht es Papa?" — „So, so, im Alten!" Als wir die Treppe

emporstiegen, begegneten wir Jean, dem Kammerdiener Papas, der uns versicherte, es gehe besser.

Aber mein armer Vater hatte den Chirurgen gewechselt und war in die Hände von Ignoranten gefallen; von Tag zu Tag verminderte sich die Hoffnung auf Genesung. Erst am Tage nach unserer Ankunft sah ich den Kranken. Wir mußten uns stellen, als ob wir, wie immer, zu ihm kämen. Er schien sehr abgemagert und verändert und hatte dabei große Angst, uns durch seinen Zustand zu erschrecken. Seine große Sorge um unsere Zukunft und um unseren Schmerz erfuhren wir erst durch seinen Beichtvater.

Das Unglück verfolgte uns. Mein Bruder bekam gleich nach unserer Ankunft die Masern und Fifine eine Lungenentzündung, die sehr gefährlich wurde. Die Leiden unserer Reise trugen wohl die Schuld daran. Josef und Josefine konnten ihren Vater nicht mehr sehen, da sie durch Wochen an ihr Bett gefesselt waren.

Es war an einem Samstag, als dieser sein Ende herannahen fühlte, die Nacht war sehr schlecht gewesen. Wir hatten einen Teil derselben gewacht, bis Papa gegen Morgen in einen festen Schlaf verfiel. *Goëß* und Franz *Hager* übernahmen die Wache. In der Frühe verlangte mein Vater nach dem Beichtvater, der ihn für wenige Stunden verlassen hatte, beichtete und empfing die h. Kommunion, worauf er in einen unruhigen Schlummer fiel. Die bald darauf eintretenden Ärzte fanden den Puls sehr schwach und gaben dem Kranken nur mehr wenige Stunden zum Leben. Mein Gott, es war mein Vater, von dem sie redeten, — nur ein paar Stunden Frist und dann tot! Die menschliche Natur muß sehr kräftig sein, denn ich konnte dieses schreckliche Todesurteil zur Gänze anhören.

Ach, sie sprachen nur zu sehr die Wahrheit. Von Minute zu Minute wurde der arme Vater schwächer, dennoch verlor er bis zum letzten Augenblicke nicht die Besinnung. Um $^1/_2$1 Uhr nachmittags machte er ein Zeichen, daß er das Kreuz wolle. Wir fielen auf die Knie. Wenige Augenblicke später fiel sein Haupt auf die Brust herab — er hatte ausgerungen. . . .

Wie rührend, erhaben und ruhig ist der Tod eines Gerechten, eines Christen; er erweckt in uns Trost und Hoffnung!

Mein Vater hatte Mama und uns durch seinen Beichtvater anempfohlen, uns keiner zu tiefen Trauer über seinen Verlust hinzugeben, vielmehr daran zu denken, daß er im Leben fast nie ein ruhiges Glück genießen durfte und ihn der Allmächtige für alle Mühsale, die er hienieden zu erdulden gehabt, nun belohnen werde. Er ließ uns sagen, wir möchten uns nicht verlassen und ließ auch meinen beiden kranken Geschwistern seinen Segen übermitteln. Josef trug er auf, niemals den Weg der Tugend zu verlassen und bis zu seinem Ende den Gesetzen des christlichen Glaubens untertan zu sein. Wenige Tage vor seinem Ende, hatte Papa seinen letzten Willen in Form eines Briefes an seine Frau zu Papier gebracht.

Meine Mutter bekam eine fixe Rente von 8000 fl., jedes von uns die Zinsen von 50 000 fl. Kapital. Damit wäre uns ein ganz annehmbares Los beschieden gewesen, aber die wiederholten Staatsbankerotte verminderten unser Vermögen um mehr als vier Fünftel. Als vier Jahre später unsere Mutter starb, galten unsere 50 000 fl. nicht einmal mehr 10 000 fl. So geht es mit einer väterlichen Regierung!

Nach dem Tode unseres Vaters verbrachten wir noch einige Zeit in Wien. Karl *Chotek*, der während der

Krankheit Josefinens viele Stunden bei der glühenden Sommerhitze an ihrem Bette zugebracht hatte, um ihr vorzulesen, bemühte sich in seiner delikaten Art viel um unsere Aufheiterung. Er war damals in mich verliebt und hätte mich gerne geheiratet, wenn sein Vater ihm ein Vermögen und ich ihm Gegenliebe gegeben hätte.

Um uns auf andere Gedanken zu bringen, stellte er uns einen antiken Pavillon mit Garten, der seiner Familie gehörte, zur Verfügung. Wir verbrachten dort sehr angenehme Stunden. Karl überraschte mich mit Gedichten, Musikinstrumenten und Zeichenutensilien, kurz mit allem, was meinen Schmerz lindern konnte. Sein Bruder Hermann kam auch öfters zu Besuch, aber mehr, um sich zu zerstreuen, als um uns zu trösten.

Meine traurigen Eindrücke, die ich bei meiner Ankunft in Schwertberg empfand, wo jeder Gegenstand die Lücke, die der Tod Papas gerissen, um so fühlbarer machte, will ich hier übergehen. Erwähnen möchte ich nur, daß Isabella in einem Gasthofe, wo wir nach der Abreise von Wien übernachteten, die ungarische Dame ganz zufällig antraf, die mein Vater ehemals so geliebt. Sie ließ sich seine Leiden und seinen Tod genau erzählen und wallfahrtete sodann nach Mariazell, jedenfalls um für das Seelenheil Papas zu beten.

Meine Gesundheit war durch die traurigen Ereignisse des Sommers etwas erschüttert. Eines Tages hatte ich auch einen schrecklichen Traum und erwachte in Tränen gebadet. Ich sah nämlich meine Mutter auf dem Fußboden genau in derselben Weise tot ausgestreckt, wie ich sie vier Jahre später erblicken sollte. Wollte die Vorsehung mein Herz sondieren, ob es stark genug sei, dieses Leid zu ertragen?

Gegen Ende unseres Sommeraufenthaltes kamen mehrere Freunde, um uns zu zerstreuen. Darunter befand sich auch der junge *Zadubski*, jener Offizier, von dem ich früher schon gesprochen. Er verband mit seinen zärtlichen und doch ehrerbietigen Gefühlen eine Anteilnahme, die mich rührte. Ich hoffte ihn kurz darauf wiederzusehen, aber ich traf ihn erst neun Jahre später bei einer Polonaise im Tanzsaale von Karlsbad. Während des kurzen Augenblickes, da sich unsere Hände berührten, dachten wir an die glücklichen Stunden, die wir in Schwertberg verlebt. Aber diese Erinnerungen verflogen bei der Trennung und sind nicht mehr zurückgekehrt.

Ich habe übrigens vergessen, einige Worte über das Begräbnis meines Vaters zu sagen. Die feierliche Einsegnung fand zu St. Stefan in Wien statt. Beim Aussteigen aus dem Wagen vor dem Dome wurde ich ohnmächtig, so daß ich nach Hause gebracht werden mußte. Bebelle begleitete mich. Die Leiche wurde dann zuerst nach Schwertberg in die dortige Familiengruft gebracht; die Del Hostes, Scheldons und Auerspergs wohnten der Zeremonie bei. Als man den Gruftdeckel öffnete, entdeckte man erst, daß das Testament die Beisetzung in dem Familienbegräbnis zu Weinberg anordnete. Lux ließ daher die Leiche dorthin transportieren. Als Vormund wurde Franz *Hager* bestellt.

Unser trauriger Sommeraufenthalt wurde unerwarteterweise durch die Ankunft Louis *Mandells* erheitert; sein lebhaftes Temperament und seine bezaubernde Artigkeit und Galanterie, die sozusagen die Freundschaft des jungen Mannes zu uns jungen Mädchen veredelte, verscheuchten nach und nach unsere trüben Gedanken. Seine Anwesenheit war für uns wie ein Son-

nenstrahl. Um uns zu zerstreuen, erzählte er uns seine Lebensgeschichte. Er war ja fast seit seiner Kindheit von uns getrennt gewesen. Kaum 13 Jahre ließ ihn sein Vater, der General *Mandell*, als einfachen Kadett in ein Regiment eintreten, was damals fast so viel hieß, wie als gemeinen Soldaten. So jung in das wilde Lagerleben, ohne Zulage und Stütze, hinausgestoßen, machte er schwere Zeiten durch. Noch ärger wurde es, als sein Vater starb und er selbst am Beine verwundet wurde. Auch verlor er in einem Feldzuge seine ganze Habe. Glücklicherweise wurde damals ein Waffenstillstand abgeschlossen, und da sich Mandells Regiment gerade an der bayerischen Grenze befand, so konnte Louis zu Pferd uns besuchen. Er hatte damals das goldene Portepee erhalten und einen Urlaub dazu. Ich will ihn nun selbst erzählen lassen, wie wir alle, die Füße auf dem Kaminborde, lautlos um Louis herum saßen und ihm mit Spannung zuhörten. „Ich war gerade 16 Jahre alt und Offizier geworden; ich hielt mich daher für einen großen Mann. Da ich aber keinen Kreuzer in der Tasche hatte, so schien es mir billiger, auf dem Rücken meines Pferdes hierherzureiten. Aber zuvor will ich euch die Ursache meiner prekären Situation erzählen. Als ich das väterliche Haus zum ersten Male verließ, wollten mir die Eltern 500 fl. als einmalige Zulage geben. Ich wußte jedoch, wie schwer diese das Geld entbehren würden und nahm nur 200 fl. an, mich auch so reich dünkend. Anfangs ging alles gut, aber das Geld ging noch rascher davon; gar bald war es zu Ende. Noch dazu verlor ich damals meinen Vater und würde es nicht über das Herz gebracht haben, die kärgliche Witwenpension meiner Mutter zu schmälern. So wurde denn die knappe Gage meine einzige Unterstützung. Es kam nun der

Feldzug, meine Verwundung, kurz ich mußte mir vom Regimente 50 fl. ausborgen, mit denen ich einige Schulden bezahlte, so daß mir noch 25 fl. übrigblieben. Mit diesen kam ich nach Schwertberg. Die Freude, euch alle wiederzusehen, machte mich rasch alles Ungemach vergessen, aber endlich schlug die Abschiedsstunde. Zu meinem Glück gab mir euer guter Vater beim Abschiede ein Billett von 100 fl. Ich will die Freude und die Hoffnungen übergehen, die dieses unerwartete Geschenk in mir weckte. Zwischen Linz und Passau verlor mein Pferd ein Eisen, und als ich den Schmied zahlen wollte und meine Taschen durchwühlte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich sowohl die 100 fl. als auch den Rest meiner 25 fl. verloren hatte. Welcher Schlag! Und doch mußte ich den Schmied bezahlen. Ich bitte meinen Bedienten, mir die 10 oder 12 kr. zu borgen. ‚Ich besitze nur Gold', heuchelte ich. Aber auch er hatte kein Geld, ebensowenig wie meine Ordonnanz, die schon drei Wochen keinen Sold mehr bekommen hatte. Diese riet mir, einfach davon zu reiten, aber dagegen sträubte sich mein Ehrgefühl. Ich durchstöberte nochmals alle Taschen und fand schließlich 20 kr., mit denen ich den Schmied zahlte und den Rest unter meinen Leuten verteilte. Der Himmel hatte mich diesmal, wie auch später nicht im Stiche gelassen."

Ich möchte aber fast vermeinen, als ob sich auch der Teufel dareingemischt hat, denn ein anderes Mal verdankte er seine Rettung einer Versuchung, der er nachgab. Nach dem Verluste seines Geldes blieb Mandell nichts übrig, als auf Kosten seiner Kameraden zu leben. Als eines Tages ein einziger Taler in seiner Börse sich befand, sah er jungen Offizieren zu, die Pharao spielten. Der Taler schien Füße zu bekommen, entweder um

seinen Herrn zu verlassen oder um Kameraden herbeizurufen. Der Versucher aber flüsterte: „Ein Taler oder nichts kommt auf dasselbe hinaus." Louis wagte seinen Einsatz und zog ihn in Begleitung von 65 Dukaten zurück. Damit konnte er alle Schulden abzahlen, aber gespielt hat er nie mehr.

Seit diesem Tage machte Mandell mit einem Comte de *St. Aldegonde*[1]), ebenfalls einem Emigrierten, gemeinsame Menage, um zu sparen. Sie aßen in der Woche Kartoffeln und Schwarzbrot und an den Sonntagen gekochtes Rindfleisch. Dies dauerte bis zu seinem Eintritt bei den Merveldtulanen, wo ihm seine Mutter eine Oberleutnantsstelle verschafft hatte. Nun kam er nach Wien, seine Mutter schenkte ihm aus ihren Ersparnissen 500 fl. für seine Equipierung, von welcher Summe ihm 100 fl. übrig blieben, mit denen er in seine böhmische Garnison einrückte. Bald kam ihm die Lust an, sich in seiner schmucken Uniform in den Prager Kreisen zu zeigen, wo er nur zu bald Hahn im Korbe wurde. Ich will Louis darüber selbst erzählen lassen:

„Ich weiß nicht, wie mir die fatale Lust auf einmal kam, nach Prag zu gehen, kurzum ich reiste hin. Man nahm mich sehr gut auf, ich wurde ein joli cœur und machte Schulden. Ich ärgere mich heute noch, wenn ich an diese Schulden denke, denn ich dummer Teufel

1) Graf *Saint-Aldegonde* bekam nach der Restauration große Güter in Frankreich und Baron *Mandell* wurde auch reich und erbte von seiner Mutter, seinem Bruder und seiner Schwägerin ein sehr bedeutendes Vermögen. (Notiz d. Verf.) Gemeint ist jedenfalls der Comte Charles-Camille-Joseph-Balthasard de *Sainte-Aldégonde*, franz. Brigadegeneral, geb. 6. Juni 1787 zu Paris, gest. ebendort 23. Nov. 1853. Er heiratete am 15. Okt. 1817 Adelaïde-Josèphe Bourlon de Chavanges, geb. Arrigny 18. Okt. 1789, gest. Paris 2. Dez. 1869. Seine Tochter Valentine (1820—1891) heiratete 3. Okt. 1839 den Marquis Alexandre de Talleyrand-Périgord (1813—1894).

weiß jetzt noch nicht, wofür ich sie machte. In meinem Leben hatte ich nicht mehr gespielt und sonst auch mir keinen Spaß erlaubt. Mit einem Worte, für nichts und wieder nichts hatte ich 500 fl. Schulden beisammen. Ich kaufte mir allerdings damit ein Pferd, aber dieses kostete ja lange nicht so viel, und außerdem brauchte ich es gar nicht. Nun sollte ich bezahlen, die Gläubiger wurden von Tag zu Tag unverschämter und ich fühlte immer mehr, daß ich sie mit meinen Vertröstungen betrog. Zu dieser Zeit bekam ich von meinem Obersten Graf *Wallmoden*[1]) einen Brief, der mir ein Semester gab, um meine Mutter in Wien sehen zu können, die als Aja zu den Kindern der Königin von *Neapel* ernannt worden war. Wie sollte ich nun meiner armen Mutter, in dem Augenblicke, da sie sich auf lange Zeit von ihren Kindern entfernen mußte und da sie seit langer Zeit ein wenig Geld ihr Eigen nannte, meine Situation bekennen? Damals begriff ich es, wie sich ein feiger Mensch in einer derartigen Lage eine Kugel vor den Kopfe jagen kann. Ich vermag nicht zu sagen, wie schwer mir dieser Gang wurde, doch es mußte heraus, und einmal unter Weinen, Stottern und Erröten gestand ich ihr meine Schulden ein. Sie sagte kein Wort, ging zu ihrem Schreibtische, entnahm demselben einen Bankozettel auf 500 fl., den sie von der Königin für ihre Toilette bekommen, und händigte ihn mir ein. Ich konnte auch nichts antworten, so wehe tat es mir, das Geld annehmen zu müssen. Gerne hätte ich vor Scham und Reue geweint. Nie hat mir aber meine arme Mutter einen Vorwurf darüber gemacht."

Oberst Wallmoden verriet das Geheimnis seines Ober-

1) Graf Ludwig *Wallmoden-Gimborn* (1769—1860) F. Z. M. Über ihn siehe später.

leutnants, und dieser mütterliche Wohltätigkeitsakt wurde von den Freundinnen der Baronin Mandell als ein Beweis ihrer Schwäche verurteilt. Bei einer Mutter aber grenzt Schwäche doch so nahe an Erhabenheit!

Der Himmel, der meinen Freund immer beschützte, gab der Königin von Neapel den guten Gedanken ein, die Baronin Mandell mit Wohltaten zu überhäufen und jedem ihrer Söhne 1000 fl. zu schenken, womit diese ihre Finanzen ordnen konnten. Ein Jahr darauf ließ die Königin Louis sogar nach Neapel kommen, damit er seine Mutter sehen könnte. Dieser sechswöchentliche Aufenthalt bedeutete für ihn eine Reihe von Erfolgen, und beim Abschied gab ihm Prinz *Leopold* einen prachtvollen Diamantring. Ich will mich nun kurz fassen. Das weitere Leben Louis Mandells gleicht von jetzt an dem aller jungen Männer seines Alters. Durch die freudenreiche Zeit in Neapel verzogen, wurde er sehr leichsinnig und beging tausend Sottisen in seiner Garnison und in Prag. Sein hübsches Gesicht verdrehte viele Köpfe, aber auch den seinen, und die Gewogenheit, sowie das Beispiel des Obersten Wallmoden brachten ihn um so mehr auf die schiefe Ebene. Kurz, er machte wieder Schulden, diesmal aber über 1000 fl. In seiner Scham vertraute er sich niemanden an, sondern verkaufte den Diamantring, um sein finanzielles Gleichgewicht zu bekommen und wurde nunmehr vernünftig, was er bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Drei Tage nach Mandells Abreise von Schwertberg verließen auch wir unser Schloß, um den Winter in Wien zu verbringen. Die dreitägige Wasserreise war eine der gefährlichsten, die wir überhaupt erlebten. Wir waren mehrere Male nahe daran, infolge des schlimmen Wetters und der Ungeschicklichkeit der Bootführer

unterzugehen. Einmal mußten wir sogar auf das abschüssige Ufer springen, da unser Fahrzeug von einem viel größeren Boote in Gefahr kam, in den Grund gebohrt zu werden. Es gelang uns gerade noch, unsere arme Mutter ans Land zu ziehen, als das große Schiff, von der Strömung ergriffen, an unser Boot getrieben wurde und glücklicherweise nur die Ruderstangen abbrach. Die Gefahr, in der wir geschwebt hatten, ruft in meiner Erinnerung eine rührende Episode wach. Als die Bootsleute, die, wie alle Donauschiffer untauglich und feige waren, in ihrer Verzweiflung zu weinen und zu schreien begannen, nahte sich mir die gute *Judith*, die belgische Kammerfrau meiner Mutter, die mich besonders liebte, und flüsterte mir zu: „Nehmen Sie diese kleine Reliquie, wenn man sie am Leibe trägt, kann man nicht zugrunde gehen.“ Ich nahm sie, drückte mich aber fest an das treue Mädchen und antwortete: „So wird sie uns beide retten.“ Ich fühlte, daß mein ganzes Leben die Hingebung dieser einfachen, aber erhabenen Person nicht aufwiegen konnte.

Meine Aufschreibungen über unseren Wiener Aufenthalt bis zum Beginne des denkwürdigen Jahres 1809 bieten wenig Interesse, da wir infolge der tiefen Trauer keine Unterhaltungen mitmachten.

Ich will aber wenigstens ein geistreiches Wort einer polnischen Dame verzeichnen, welches der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Diese Dame bedauerte in einer Gesellschaft in Warschau, an der auch Marschall *Soult* teilnahm, daß Napoleon den Polen keinen König ihrer Nation gegeben habe. „Aber, es gibt doch keinen Polen, der würdig wäre, die Krone zu tragen,“ versetzte Soult in seiner brutalen Weise. „Denken Sie doch,“ erwiderte die Dame, indem sie sich zu einer

Gruppe polnischer Edelleute wandte, „der Marschall vergleicht eben die polnische mit der *großen* Nation.“

Der Mutterwitz vieler Leute, denen die Triumphe Napoleons in ihren Interessen schadeten, suchte sich durch Sarkasmen zu rächen. In einer Karikaturensammlung sah man z. B. Frankreich als Daphne, lorbeerbekränzt und seufzend „sous l'écorce“ (sous les Corses). In Rom sagte *Maforio* zu *Pasquinio*[1]: „I Francesi sono tutti briganti“, worauf dieser schlagfertig erwiderte: „Tutti no, ma buona parte.“

Als ich dieses Wortspiel in meinem Tagebuch niederschrieb, fügte ich folgende Betrachtung bei, die auf sehr falschen Hoffnungen beruhte:

„Vielleicht wird es Spanien endlich doch gelingen, diesen Korsen zum Seufzen zu bringen, diesen Feind der ganzen Welt. Die Erfolge der Insurrektion werden von Tag zu Tag größer, die Franzosen halten sich nur mehr mühsam. Wollte Gott noch ein wenig die gute Sache unterstützen, und bald wird man die Eroberer des Weltalls überall weichen und unter den Anstrengungen eines edlen Volkes zusammenbrechen sehen. Wer weiß, ob die Kraft, welche den Ehrgeiz und die Ungerechtigkeit im Gefolge hat, nicht allmählich unter der Selbsthilfe der Rache und Verzweiflung erliegen wird. Es gibt in dieser Welt nur deshalb Eroberer, weil es Schwächlinge gibt, und wären keine Sklaven, so würde man nie etwas von einem Tyrannen gehört haben. Ach, wenn *Karl V.*

1) In Rom wurden auf dem Sockel einer im 16. Jahrh. aufgefundenen antiken Marmorgruppe, die die Römer nach einem satirischen Schuster *Pasquino* nannten, gelegentlich Spottverse angeheftet, die dann auf dem Maforio, einem kolossalen Flußgotte, der in Via di *Maforio* stand, prompt erwidert wurden. Die wechselseitigen Sticheleien behandelten während mehr denn 2 Jahrhunderten nahezu alle Anekdoten und Schalkheiten, die damals in Rom vorfielen.

seinem Grabe entsteigen würde, er brauchte wenigstens nicht über *alle* seine Völker zu erröten."

Die Zeit lehrte mich, wie ungerecht diese Verdrehung des Ausspruches Karl V. war, namentlich bezüglich Österreich. Seit 30 Jahren hat es nun in ehrenvoller Weise seine Ketten zerbrochen, während Spanien heute noch rettungslos unter einer schrecklichen Anarchie seufzt. Es kommt daher, weil die Deutschen, obwohl oftmals durch Untüchtigkeit oder Verrat hingeopfert, das Unglück zu ertragen wissen. Ohne sich erniedrigen zu lassen, bleiben sie sogar im Glück der Tugend, der Ehre und ihrem Gotte treu, während die Spanier, Fanatiker ohne Glauben, Diebe ohne Ehre, beutelustig, ohne die Freiheit zu verstehen, heute ihre eigenen Laster und die Verbrechen ihrer Vorfahren büßen müssen. Ihr selbstverdientes Unglück erweckt nur Verachtung statt Mitleid.

XI. 1809

Das Jahr 1809 hatte begonnen. Österreich schien sich langsam und mühsam von den Schäden des letzten Krieges zu erholen und im Frieden ein Mittel für seine Leiden zu suchen. Doch verbarg es unter dieser scheinbaren Ruhe Rachepläne und machte seine Waffen scharf.

Der Winter kündigte sich in Wien ebenso traurig und lustlos an, wie es der Friede war, der Karneval war langweilig, mehrere Häuser blieben geschlossen. Nur die Polen und Russen belebten die Gesellschaft ein wenig. Die Abreise des russischen Botschafters Prinz *Kurakin*[1]), der die Botschaft in Wien mit der in Paris vertauschte, hinterließ eine große Leere in den Vergnügungen der ersten Gesellschaft. Der Prinz, den die Pariser wegen seiner sieben Großkreuze den „Großen Bären" nannten, war der dickste, dümmste und empfindlichste Mensch, den ich je gesehen. Immer lächelnd, immer wohlwollend,

1) Alexander Borissowitsch Fürst *Kurakin* geb. 1752, gest. Weimar 1818, wurde mit Kaiser Paul I. erzogen und war sein Reisebegleiter. Von 1796—1802 war er russischer Minister und Vizekanzler, von 1806 bis 1809 Botschafter in Wien, wofür er den Geh. Rats-Titel 1. Kl. und den eines Feldmarschalls erhielt. Von 1809—1812 Großbotschafter in Paris, fiel er im brennenden Ballsaale des Fürsten Schwarzenberg (1. 7. 1810) auf der Treppe und wurde, schwer verwundet, nach Hause getragen. 1814 trat er aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand, lebte meist in Paris und starb zu Weimar. — Anläßlich seiner Errettung bei obigem Brande wurde eine vergoldete Bronzemedaille von Droz geprägt.

war er stets zu jedem Vergnügen und jeder Gefälligkeit bereit, vorausgesetzt, daß es ihm keine Einschränkung brachte. Aus diesem Grunde gab er so viele Bälle, als man wünschte, weil er sehr eitel und sehr reich war. Immer in Anbetung vor seiner Würde als Botschafter, legte er diese bei keiner Gelegenheit beiseite, selbst nicht „pour aller aux commodités". Bei diesem Gange ließ er sich von zwei Bedienten begleiten, ebenso, wenn er auf galante Abenteuer ausging. Um sich unkenntlich zu machen, trug er dabei über seine zahlreichen Orden einen mauergrauen Radmantel und ließ zwei Läufer mit brennenden Fackeln vorausgehen. Die Liebe, welche er in Wien genoß, und die er hauptsächlich seinem Gelde verdankte, schrieb er seinen persönlichen Verdiensten zu. Seine Abreise kostete ihm Tränen. Er wollte von der griechischen Kapelle nach dem Gottesdienst feierlich abfahren und von allen mit offenen Armen Abschied nehmen, die in der Kirche anwesend waren. Er umarmte jedermann und bat, ihn nicht zu vergessen, kam dann nochmals zurück und wiederholte diese rührende Handlung. Der arme Prinz war in Tränen gebadet. Der kleine *Duboff*, den er wiederholt umarmte, sagte ihm: „Weinen Sie nicht so viel, ich fahre mit Ihnen bis Paris." Aber Kurakin schluchzte weiter. Vielleicht hatte er eine Vorahnung dessen, was ihn in Paris erwartete, wo er in dem Ballsaale der Prinzessin *Schwarzenberg* 18 Monate später halb geröstet wurde. Jetzt aber, wo wir davon noch nichts wußten, machte uns seine Rührung viel Spaß.

Bevor ich zur Erzählung ernsterer Ereignisse schreite, möchte ich von einem Manne sprechen, der damals viel von sich reden machte. Er war kein Scharlatan, trotzdem es den Anschein hatte. Er stammte aus Spanien

und hatte ein Wasser erfunden, mit dem er sich wusch und das ihn gegen Hitze und Feuer vollständig unempfindlich machte. So ging er bloßfüßig über glühende Kohle, heißes Eisen erkaltete in seinen Händen, geschmolzenes Blei nahm er in den Mund und trank siedendheißes Öl, worin er früher einen Zinnlöffel zergehen ließ. Er wusch sich auch Hände und Augen mit siedendem Öl und betrat endlich mit einer rohen Schöpsenkeule in der Hand einen brennenden Backofen, woraus er mit dem gebratenen Fleische hervorkam. Ganz Wien sah diesen Mann und die Polizei tat ihr möglichstes, um diese Experimente auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Den besten Wahrheitsbeweis erbrachte er aber bei einem Brand in Petersburg, bei welchem er mehrere Male in das brennende Haus eilte und verschiedene Personen rettete. Sei es nun, daß er das Experiment zu oft nacheinander wiederholte und die Flüssigkeit wirkungslos wurde, sei es aus einem anderen Grunde, zuletzt ging er in den Flammen zugrunde. Leider ging auch sein Geheimnis mit ihm verloren. Man behauptete ferner, daß er ein Gegenmittel für die stärksten Gifte erfunden habe. *Napoleon* kaufte ihm dieses ab, während Kaiser *Franz* ihm erwiderte, er brauche es nicht, da er sicher sei, nicht vergiftet zu werden. Vielleicht rettete dieses Arkanum Bonaparte[1]), als er sich fünf Jahre später in Fontainebleau vergiften wollte.

1) *Napoleon* ließ sich im russischen Feldzuge von seinem Arzt Dr. Yvan eine große Dosis Opium für den Fall seiner Gefangennahme geben, die er sorgfältig in einem Beutelchen mit sich trug. In Paris angekommen, verschlang er in einem Anfall von Verzweiflung die ganze Dosis. Die Natur half sich aber selbst, und Caulaincourt schleppte den kranken Kaiser mit Hilfe einiger Diener zum offenen Fenster. Die frische Luft wirkte wohltätig. „Das Schicksal", sagte Napoleon zu Caulaincourt, „hat über mich entschieden, ich muß leben und abwarten, was die Vorsehung mit mir will."

Der Scharlatan, von dem ich eben sprach, nannte sich *Roger*[1]).

Am 8. Januar 1809 stiftete Kaiser Franz den *Leopoldsorden.* Ich wohnte der Feierlichkeit aus dem Grunde bei, um in meinen alten Tagen meinen kleinen Neffen und Nichten davon erzählen zu können. Im großen Ballsaale nahm der kaiserliche Thron ein Panneau, die Loge der Kaiserin das Panneau gegenüber ein; unter der Loge standen die Ritter des heiligen Stefansordens, zur Rechten des Kaisers ordneten sich die Golden-Vliess und die Maria-Theresien-Ordensritter, zur Linken die Neuernannten des Leopoldsordens. Dahinter erhoben sich Tribünen für die Zuseher und schlossen das erhabene Bild harmonisch ab. Der Kaiser sah in seinem Ordenskostüm sehr gut aus. Die verschiedenen Zeremonien versah er mit Grazie, seine Brüder umarmte er mit großer Herzlichkeit und gestattete nicht, daß der alte Herzog Albert von *Sachsen* ihm die Hand küsse. Er umarmte ihn vielmehr voll Rührung. Ich hatte Tränen im Auge, so

1) Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur und Mode 1828, 4. Bd. p. 1158 schreibt: „Der unverbrennliche Spanier von 1803 leistete viel Erstaunungswürdiges, denn er ertrug nicht nur die Backofenhitze, sondern wusch sich auch Hände und Gesicht mit siedendem Öl und geschmolzenem Blei, er stellte sich mit den Füßen auf weißglühende Eisenstangen, nahm sie in die Hände, brachte die Zunge daran und hielt seine Arme über die von einer Luftröhre bewegte Flamme. Alle diese Versuche nahm er vor der medizinischen Fakultät vor. Darauf wurden ganze Bände über diese Erscheinung geschrieben . . Ein Arzt, der weniger an Theorien und schönen Worten hing, vermutete Betrug. Er stellte zahlreiche Versuche an sich selbst an, um ein Mittel zu finden, wodurch er sich gegen die Hitze unempfindlich machen könnte. Darum rieb er sich nacheinander mit einer Menge Substanzen ein und entdeckte endlich, daß eine Auflösung von Alaun die Hitze im höchsten Grade abhalte, zumal wenn man sich nach ihrer Anwendung die Haut noch mit Seife reibe. Hierauf machte er wirklich alle vulkanischen Kunststücke des Spaniers nach."

fühlte ich mich durch dieses ehrfurchtgebietende Schauspiel bewegt. Diese erlesene Versammlung der Besten, die der Staat hatte, erzeugte in mir einen tiefgehenden Enthusiasmus für das Wohlergehen meines teuren Vaterlandes. Wer weiß, ob es in einem Jahr noch existieren wird! . . .

27. Januar 1809: Alles ist zu Ende, kein Ball, kein Fest, keine Freude mehr. „Der Krieg, der Krieg", man hört kein anderes Wort mehr. Man spricht nur mehr von Abreise, Avancement, Regimentern und Armeen. Niemand kann mehr sagen: in einem Monat werde ich dies oder jenes tun, auf mein Gut reisen, mein Haus vermieten, vielleicht würde niemand nach diesem Zeitraume ein Gut, ein Haus oder ein Vermögen haben . . . Unter den Enthusiasmus mischt sich auch bange Furcht und trübe Vorahnung. Die Begeisterung ist aber deshalb um so verdienstvoller, da sie viel mehr aus dem Wunsche hervorgeht, die verletzte Ehre zu rächen, als aus der Hoffnung eines wirklichen Erfolges.

28. Februar 1809: Ich habe das Ende des Karnevals ohne Bedauern kommen sehen. Die Bälle machten mir kein Vergnügen mehr. Überall Unruhe und Sorge. In der Familie sprach man nur mehr vom Kriege, von der Abreise guter Bekannter. Mit solch schwerem Herzen, den Kopf voll trauriger Gedanken, wurden wir zum Tanze geschleppt. Oft wurde die interessanteste Konversation über unsere Zukunft durch den Eintritt eines Coiffeurs oder einer Putzmacherin gestört. Ein anderes Mal wieder mitten im Walzertanz und Geigenjubel schreckte mich eine heimliche Angst wie ein böser Alp. Ich bin froh, daß diese Zeit vorüber. Sobald ich mich ungestört ernsten Gedanken hingeben kann, gewinne ich meine innere Ruhe wieder.

28. Februar: Kaum acht Tage ist es her, daß man sagte: *Mayer* wird unser Generalquartiermeister, *Faßbender* Generalinspektor des Proviantwesens; viele Leute krochen sofort vor diesen neuen Größen, ihr Empfangszimmer wurde nicht mehr leer. Heute sagt man: Mayer ist verkannt worden, Faßbender tot[1]).

8. März: Heute sah ich das Regiment *Hohenzollern* defilieren, das einzige Regiment, welches das Recht hat, die Stadt und die Burg mit schlagendem Tambour und fliegender Fahne zu passieren. Die Geschichte dieses Vorrechtes ist folgende: Kaiser *Ferdinand II.* wurde in der Burg von Rebellen gefangen gehalten. Die Frechheit dieser Leute ging so weit, daß sie den Kaiser zwingen wollten, eine Art Charte zu unterzeichnen, in welcher ihnen verschiedene Privilegien bewilligt wurden. Ferdinand weigerte sich, aber ferne von seiner Armee, nur auf sich angewiesen, blieb der Allmächtige seine einzige Stütze. Einer trieb die Unverschämtheit so weit, daß er den Kaiser beim Bart riß, um die Unterschrift zu erpressen. In diesem Augenblicke höchster Not schmetterte der Ton von Trompeten im Schloßhof. Das Regiment *Dampierre* (jetzt Hohenzollern) ist es, das bis zur Burg vorgedrungen ist und den Kaiser befreit. Das

1) *Faßbender* war ein Günstling des Erzherzogs Karl. General Mayer hatte Talent, verriet aber einmal im Rausche bei einem militärischen Diner den ganzen Kriegsplan, was seine Verbannung zur Folge hatte. (Notiz d. Verf.) Gemeint ist hier der F. Z. M. und Theresienordensritter Fhr. Anton *Mayer* von *Heldenfeld* (1765 bis 1842), der 1805 General-Quartiermeister des Kaisers und nach dem Frieden von Preßburg denselben Posten beim Armeehauptquartier innehatte. Ferner Mathias *Faßbender*, geb. Koblenz 17. 3. 1764, der durch die Protektion des Erzh. Karl hochkam, Staatsrat in inländischen Geschäften und Direktor des Kriegministerial-Bureaus wurde. Er reorganisierte an der Hand des Erzherzogs die Armee und starb vor Ausbruch des Krieges 1809 am 23. 2. 1809 zu Wien.

Entsetzen der Rebellen war so groß, daß sie sich augenblicklich zerstreuten. Der Regimentskommandant *St. Hilaire*[2]) kniete vor dem Kaiser nieder und legte seinen Degen zu Füßen des Monarchen, indem er um Gnade für sich bat. Er war nämlich, weil er im Duell einen Günstling Ferdinands getötet, von diesem in die Verbannung geschickt worden. Selbstverständlich gewährte der Kaiser die erbetene Verzeihung und schloß den Oberst in seine Arme. Seit diesem Tage bekam das Regiment das kaiserliche Privileg, das ich vorhin erwähnte, und das Recht, im Burghof den Werbetisch aufzuschlagen. Man sagt, daß der junge Prinz Karl *Liechtenstein*[1]) und ein anderer Edelmann sich auf diese Weise anwerben ließen.

9. März: Diesen Morgen wurden die *Fahnen der Landwehr* geweiht, worauf die Soldaten den Schwur leisteten, sie zu verteidigen. Wir sahen alles genau, teils in den Straßen, teils auf dem Glacis. Nachdem Erzherzog *Karl* den Truppen eine rührende Proklamation verteilen ließ, nahm er bei jedem Bataillon, gefolgt von der ganzen Generalität, die Revue ab, sprach mit den Offi-

1) Gilbert Carl Graf *Santhillier* (St. Hilaire), gest. Graz 20. 11. 1647, seit 1601 Erb-Arsenalhauptmann in Wien, rettete am 11. 6. 1619 durch sein Erscheinen mit 400 Kürassieren des späteren Regiments Heinrich Duval Graf *Dampierre* (1560—1620) den Kaiser aus obiger Bedrängnis. (Das Regiment ist das heutige k. k. Dragoner-Rgt. Nr. 8.) — Interessant ist es, daß Gräfin Lulu *Thürheim* durch die Ahnen ihrer Großmutter Thürheim-Hager direkt von Gilbert St. Hilaire abstammt, der ihr 5. Urgroßvater ist. Ebenso interessant ist es auch, daß der ehemalige Besitzer von *Schwertberg* und Windegg Georg Erasmus Frhr. v. *Tschernembl* (1574—1626) der Führer und Sprecher obiger Deputation der protestantischen Stände bei Kaiser Ferdinand II. gewesen ist.

2) Wahrscheinlich Karl Prinz *Liechtenstein* (1790—1865) k. k. G. d. K., Geh. Rat, Obersthofm. heiratete 1819 Franziska Gräfin *Wrbna-Freudenthal* (1799—1863).

zieren und salutierte die Soldaten. Überall erschollen Vivats ohne Ende. Der Eifer der braven Landwehr ist unbeschreiblich. Ich will einige patriotische Züge dieser tapferen Truppe hier erzählen. Der Hauptmann *v. Grevstein*[1]) (früher holländischer Gesandter in Wien vor der Regentschaft Louis Bonapartes) hatte in seiner Kompagnie drei Brüder, Weber von Profession, die einen alten Vater und einen vierzehnjährigen Bruder, der für das Waffenhandwerk noch zu jung war, zu Hause gelassen hatten. Der Verordnung zufolge, wonach nur solche Freiwillige bei der Landwehr aufgenommen werden durften, die zum Unterhalte ihrer Familie nicht unbedingt nötig waren, ließ Grevstein die drei Brüder vor sich kommen und sagte ihnen, er würde nur zwei von ihnen in seiner Kompagnie behalten. Sie sollten selbst entscheiden, welcher von ihnen nach Hause zurückkehren wolle. Die Brüder baten sich einen Tag Bedenkzeit aus. Am nächsten Morgen kommen sie zu fünft statt zu dritt und bitten, daß sie alle angeworben werden, damit niemand mehr zu Hause gepflegt werden müsse. — Am Vortage der Eidesleistung hielt Baron *Steigentesch*[2]) eine kleine Ansprache an sein Bataillon

1) Wahrscheinlich *Gravenstein.*

2) August Ernst Freiherr v. *Steigentesch*, geb. Hildesheim 12. 1. 1774, gest. Wien (oder Turin?) 30. 12. 1826 als letzter seines Geschlechtes, Sohn des kurmainzischen Direktorialgesandten Andreas St. (1788 geadelt und 1797 Reichsfreiherr) und Enkel eines komischen Schauspielers am kaiserlichen Hoftheater in Wien, trat mit 15 Jahren bereits in die österreichische Armee und war mit 30 Jahren Major. Er starb als G. F. W. M. und Geh. Rat und war auch ein nicht unbedeutender dramatischer Dichter. Seine Gattin, von der er sich aber scheiden ließ, war Christine Friderike (geb. 4. 10. 1749, gest. 15. 4. 1823), Tochter des 7. 4. 1787 gest. preuß. Geh. Rats Frhrn. Joh. Frdrch. Erasmus von *Hopffer* und der 4. 3. 1786 gest. Christiane Elis., Witwe des 1793 gest. Frhrn. Christian Jakob von *Zwierlein.* (s. Monatsheft, Juni 1893 des „Adler", Wien)

und sagte, er wolle, wie einst Gideon, nur die entschlossensten Leute behalten; wen es reue oder wer wichtige Gründe habe, nach Hause zurückzukehren, würde ohne Schwierigkeit entlassen. Ein tiefes Schweigen folgt den Worten. Dann tritt ein Mann vor und meldet, er habe Weib und vier kleine Kinder ohne Stütze zurückgelassen, er bitte, wenn auch ungerne, um seine Entlassung. Kaum hatte dieser Mann ausgesprochen, als ein junger Soldat vortritt: „Herr Major, was mein Kamerad sagt, ist richtig. Ich kann ihm aber helfen. Mein Vater ist ein reicher Kaufmann in Wien; ich will meinem Kameraden augenblicklich 25 fl. monatlich für den Unterhalt seiner Familie anweisen lassen." Der Major nimmt im Einverständnisse mit dem Familienvater das Anerbieten an. Darauf tritt ein anderer Soldat vor, der einen blinden Vater zu Hause hat, der ohne seine Hilfe verhungern müßte. Als dies der Soldat, welcher die 25 fl. bekommen sollte, hört, ruft er aus: „Ich brauche diese Summe für meine Familie nicht, die Hälfte genügt, die andere gebe ich dir und meine Frau wird deinen alten Vater pflegen. Besser ist es, einen braven Soldaten dem Kaiser zu erhalten."

Die braven Landwehrbataillone, zusammengesetzt hauptsächlich aus Wiener Bürgern, die an Wohlleben und mäßige Anstrengung gewöhnt waren, hatten von Anfang an die ärgsten Strapazen zu erdulden; viele Kinder reicher Eltern gingen zugrunde, bevor sie einen Feind gesehen, und der Rest erlitt dasselbe Schicksal bei Ebelsberg, nachdem die Tapferen wie Löwen gekämpft hatten.

Auch der Adel eiferte, dem Beispiele der Landwehr nicht nachzustehen. Fast keine adlige Familie gab es, die nicht Söhne unter die Fahnen schickte, ja sogar die

Väter und altgediente, pensionierte Offiziere wollten ihre letzte Kraft dem bedrängten Vaterlande widmen. Jedoch die Meinungsverschiedenheit unter den Chefs, die Fessel, die der Kriegsrat bildete, der Neid, die Untauglichkeit und der Mangel an Fähigkeit, dazu noch das Mißtrauen des Kaisers, erfüllten, angesichts eines Kampfes gegen ein Genie wie Napoleon, die aufgeklärten Geister mit Sorge und Angst. Noch einmal gab Österreich durch seine Kraft ein Beispiel für ganz Europa, noch einmal stürzte es sich wie Decius in den Abgrund, der sich aber nicht schloß. Während Europa in seinem Egoismus das Anerbieten Österreichs, seine Freiheit zu erlangen, von sich wies, ohne an seinen Fesseln zu rütteln, stand der greise Kaiser über der allgemeinen Niedergeschlagenheit und zeigte, was die moralische Kraft über die materielle vermag.

Der *Karneval in Rom* war sehr traurig gewesen. Der General M ...[1]) ließ an den Straßenecken eine Einladung an das Volk affichieren, sich während der letzten drei Tage zu unterhalten, und versprach, daß die öffentlichen Lustbarkeiten glänzender sein würden wie gewöhnlich. Pius VII. ließ daneben eine Proklamation heften des Inhaltes, die Gläubigen möchten nicht an Unterhaltungen denken zu einer Zeit, da ihr Kirchenfürst gefangen gehalten würde. Die Franzosen, wütend über diese Eigenmächtigkeit des Papstes, rissen die Exhorta-

1) Alexander Sextius *Miollis*, geb. Aix 18. 9. 1759, gest. nach 1815 bei Rom. Von Napoleon 1808 gegen Papst Pius VII. gesandt, erzwang er sich am 2. Februar den Eintritt in Rom und besetzte die Engelsburg. Darauf verleibte er die päpstlichen Truppen den französischen ein, ließ die neapolitanischen Kardinäle wie Verbrecher durch Soldaten nach Neapel führen und besetzte am 2. März auch die Post. Am 2. April anektierte Napoleon fast den ganzen Kirchenstaat. Miollis wurde Gouverneur von Rom.

tionen von den Mauern herab, stellten auf dem Korso Theater und Schaubuden auf und trafen Vorbereitungen, das Volk auf jede Weise zu ergötzen. Aber keine Römerin verließ in diesen Tagen ihr Haus, das Volk selbst vermied es, den Korso zu betreten, der infolgedessen zum großen Ärger der Franzosen während der Karnevalstage leer blieb.

Die Ankunft zweier Spanier, die von Ferdinand VII. geschickt waren, brachte einige Ablenkung von der allgemeinen Sorge. Jedermann wollte diese Offiziere kennen lernen, man sah in ihnen menschgewordene Heroen. Sie kamen von Triest, wo mein Schwager Graf *Goëß* seit einigen Monaten Statthalter war, und waren uns von meiner Schwester Isabella angelegentlichst empfohlen worden. Der eine hieß *Campozano*, der andere *Andonazo*. Beide waren liebenswürdig, interessant, voll Begeisterung für die gute Sache, bescheiden im Hinblick auf den Heroismus ihrer Nation. Wenigstens könnten sie uns die Kunst zeigen, für das Vaterland zu sterben! Aber nein — der Tag ist gekommen, da die Gerechtigkeit sich uns zuwendet und unsere Feinde zittern werden. Dies — das Horoskop, das ich für den Krieg stellte und obendrein noch: „Napoleon wird gehängt werden. Amen!“

Obwohl das Schwert halb gezogen, das Gewehr schußbereit, so wollte es noch nicht zur Entscheidung kommen. Endlich sollte Erzherzog *Karl* abgehen, der *Kaiser* ihm folgen. Das Volk war halb wahnsinnig vor Begeisterung. In den Theatern sang man patriotische Lieder[1])

1) Diese Lieder waren von Heinrich *v. Collin* (1772—1811). Meine Tante Therese *Thürheim* komponierte Weisen dazu, die sie zum Vorteil der Witwen und der Landwehrmänner verkaufte. (Notiz d. Verf.)

zugunsten der künftigen Witwen und Waisen der Landwehrsoldaten. Ein Gesang[1]) war eigens für den Kaiser gemacht worden. Die Besucher des Theaters, trunken vor Enthusiasmus, sangen das Lied zusammen mit dem Chor, alles schrie, alles weinte. Sobald der Kaiser mit seiner Familie erschien, zitterte das Theater vor Vivatrufen, die Kaiserin zerfloß in Tränen, der Kaiser dankte unzählige Male, kurz, es war ein Augenblick des Triumphes für jeden guten Bürger.

9. *April:* Erzherzog *Karl* ist zur Armee geeilt, der *Kaiser* folgte ihm gestern morgens. Der Abschied des Erzherzogs war rührend. Die *Kaiserin* ließ ihre Kinder kommen und empfahl sie ihm, sowie ihren Gemahl. Der Marschall antwortete darauf: „Madame, je reviendrai vainqueur ou vous ne me reverrez jamais!“ — Kaum hatte er das Schloß verlassen, als die Kaiserin anspannen ließ, um den Erzherzog nochmals in seinem Palais zu besuchen. Ihre Kinder waren bei ihr. Als der kleine Erzherzog *Franz Karl* den Marschall sah, rief er wiederholt: „Onkel, wenn ich nur auch mitkönnte!“

Bei der Abreise des Kaisers begleitete ihn die Kaiserin die Stiege hinab, sie und Erzherzogin Louise bewahrten mit Mühe die Fassung. Als der Kaiser in den Wagen stieg, drehte er sich gegen seine Tochter um, gab ihr die Hand zum Handkusse und umarmte sie mit warmer Innigkeit. Dann umarmte er auch die Kaiserin und wollte eben fortfahren, als er entdeckte, daß man seinen Mantel vergessen hatte. Während man lief, ihn zu suchen, hing die Kaiserin minutenlang an dem Halse ihres Gemahls. Vergeblich mahnte letzterer: „Geh hinauf, geh hinauf, es ist zu kalt, es könnte dir schaden!“,

1) Die österreichische *Volkshymne*, die Josef Haydn schon 1797 in Musik setzte, aber erst 1809 allgemein bekannt wurde.

sie antwortete nur mit einem Kopfschütteln und mit Tränen. Endlich kommt der Mantel, die Kaiserin legt ihn selbst auf die Schultern ihres Gatten, der Kaiser steigt ein und fährt davon. Die Kaiserin und die Prinzessinnen bleiben an der Stiege so lange stehen, bis der Kaiser noch einmal aus dem Wagen herauswinkt und die Karosse verschwunden ist.

Seit diesem Abschied soll die Kaiserin nur weinen und zu Gott beten. Bald fürchtet sie den Ausgang des Krieges, zu dem sie viel beigetragen, bald trauert sie um das Blut, das die nächste Zeit von ihren Untertanen fordern wird. Sie ist sehr zu bedauern, die gute Kaiserin *Louise Beatrice.* Ihre zarte Gesundheit ist nicht stark genug, um den heroischen Mut einer Fürstin mit der Empfindsamkeit einer Frau zu vereinen . . .

Vor seiner Abreise empfing Erzherzog *Karl* eine Menge patriotischer Spenden für die Unglücklichen des Krieges. Ein Unbekannter schickte 30 000 fl.; ein armer Lastträger 100 fl., die er durch eine Kollekte von barmherzigen Leuten zur Linderung seines Elendes erhalten hatte.

21. April: Erzherzog *Karl* ist in Landshut. Der Übergang über die Isar hat nicht viel Soldaten gekostet. In einem kleinen Gefechte haben wir durch das Korps *Bellegarde* einen Erfolg errungen. Der Feind zog sich eiligst zurück.

In Tirol hat sich das Volk in Masse unter dem Kommando eines einfachen Gastwirtes erhoben. Dieser Mann, der *Andreas Hofer* oder der Sandwirt heißt, hat sich der wichtigsten Posten im Lande bemächtigt, die Bayern davongejagt, sie bei Hall geschlagen und sie zur Kapitulation gezwungen. Ein einfacher Handwerker, Adjutant des Gastwirt-Generals, suchte den Kaiser in Schärding

auf, um ihm die Erfolge der Tiroler anzuzeigen und ihn zu bitten, ihr Fürst zu werden. Der Kaiser, zu Tränen gerührt, umarmte den braven Bergsohn und hing ihm eine goldene Medaille um den Hals. Dann zog er ihn der Hoftafel bei. Der Prinz von *Oranien*[1]), der in österreichische Dienste getreten ist, saß zur Rechten des Monarchen, der gute Tiroler zur Linken. Schon hat sich Hofer Innsbrucks bemächtigt und dort in der Burg das Generalquartiermeisteramt etabliert. Der General *Chasteler*[2]), der mit einem Korps nach Tirol gesendet worden war, hat dort keine Feinde mehr gefunden. — Ich habe die Kopie zweier Briefe aus Tirol gelesen. Der eine ist vom Sandwirt, der andere von einem Offizier unter Chasteler, Herrn *v. Taxis.* Hofer meldet seine Erfolge und das Verhalten seiner braven Tiroler. Der Stil ist so einfach, daß man nicht weiß, ob man sich mehr über den Heroismus oder über die Ungeschliffenheit des Briefstellers wundern soll. „Wir fürchten nicht die Franzosen, diese Beutelschneider, diese Kirchenräuber, diese Menschenmörder usw. und wenn auch der Bonaparte uns selbst angreift, wir werden ihm schon seinen Buckel klopfen.“ Der zweite Brief enthält Aufklärungen, namentlich über das heldenmütige Verhalten Hofers selbst, das dieser aus Bescheidenheit verschwieg. Er sagt, der Einmarsch der Österreicher in Tirol glich mehr einem Triumphzug, als einem einfachen Marsch; die ältesten Soldaten hatten Tränen in den Augen, als sie die begeisterten Demonstrationen sahen. Frauen,

1) Der bekannte General Prinz Friedrich Wilhelm von *Oranien* und Nassau-Dietz, der 1797 Theresienritter wurde. Er war 1796 in österreichische Dienste getreten.

2) FML. Johann Marquis *v. Chasteler* befehligte das 8. Armeekorps im Jahre 1809, wurde bei Wörgl von den Bayern und Franzosen geschlagen und starb als Gouverneur von Venedig 1825 (v. p. 305).

Kinder und Greise beeilten sich, Lebensmittel herbeizuschaffen und sie zu begleiten; unter ihnen waren Kinder von 12 Jahren und Greise von 70, die erbeutete Waffen trugen. Taxis fügt bei, er habe selbst ein Korps feindlicher Kavallerie gesehen, das von einem Haufen Tiroler angegriffen wurde. Die Bauern rissen mit den Zähnen und Nägeln die Reiter von den Pferden und nötigten sie, sich zu ergeben, und das mit einer Wut, mit einem Ungestüm, der die ältesten Krieger erzittern gemacht hätte.

Hier in Wien sind die Kirchen mit Gläubigen angefüllt, die Straßen mit Prozessionen, niemals noch erinnert man sich ein solches Vertrauen in Gott und in die Tapferkeit unserer Truppen gesehen zu haben ...

24. April: Erzherzog *Johann* hat die Franzosen vollkommen bei *Sacile* und *Pordenone* besiegt, der Feind verlor 10 000 Mann, mehrere Generäle wurden teils getötet, teils gefangen, 16 Kanonen und 3 Adler erbeutet. Unsere Soldaten kämpften heldenmütig, verloren aber auch viele Leute. Sie ließen sich nicht zurückhalten und gingen mit gesenktem Kopf in die Gefahr. Ferdinand *Zichy*[1]) kam vorgestern mit dieser Freudenbotschaft an. Sein Regiment hat sich im Gefechte sehr ausgezeichnet.

Seit gestern leben wir in beständiger Unruhe. Unsere einzige Beschäftigung, sowie aller Frauen Wiens, besteht im Scharpiezupfen. Man weiß durch zwei Bulletins von der deutschen Armee, daß man sich vom 19. auf den 23. mit größter Erbitterung schlug. Jeder Zoll Erde wird mit derselben Unerschrockenheit angegriffen und ver-

1) Ferdinand Graf *Zichy* (1783—1862) F. M. Lt. und bis 1848 Mil.-Kdt. von Venedig, heiratete 1807 Sofie Gräfin *Széchényi*, geb. 1790, gest. 1865.

teidigt. *Bonaparte* ist an der Spitze seiner Truppen. Erzherzog *Karl* kommandiert die unserigen. Wir verlieren viele Mannschaft, der Feind opfert ganze Bataillons. Noch ist nichts entschieden. Viele Regimenter haben alle ihre Stabsoffiziere verloren. Die Prinzen Ludwig und Moritz *Liechtenstein* sind schwer verwundet, die Prinzessin Leopoldine[1]) ist abgereist, um ihren Mann und Schwager zur Ader zu lassen. Das Schrecklichste ist, daß niemand weiß, ob unsere Verluste wenigstens den Sieg erkauft haben. Seit gestern schrecke ich jedesmal zusammen, wenn man eine Türe rasch öffnet. Meine Schwester Konstantine ist aus lauter Unruhe um Pepi *Chotek* krank geworden ... Abends bekam ich infolge der Aufregungen einen ziemlich starken Nervenchok.

27. April: Die Ereignisse haben sich verschlimmert. Erzherzog *Ludwig* und das Korps *Hiller* wurden bis an den Inn zurückgedrängt; gestern hieß es wieder, daß die Franzosen eine Schlappe erlitten, die sie zwang, über die Isar zurückzugehen. Was die Bestürzung allgemein macht, ist, daß Erzherzog *Karl* nach einem fünftägigen Kampfe, der uns unendlich viel Menschenleben kostete, sich gezwungen sah, über Regensburg nach Böhmen zu weichen. Wenigstens ging der Rückzug in bester Ordnung vor sich.

1) Marie Leopoldine Fürstin *Liechtenstein*, geb. Prinzessin *Esterházy*, geb. 1788, heiratete 1806 den F. M. Lt. und Maria Theresienritter Moriz Josef Fürsten *Liechtenstein* (1775—1819). Er wurde bei Hausen 19. 4. 1805 verwundet, ebenso sein Bruder Alois (Louis) Liechtenstein. „Die Prinzessin *Liechtenstein*-Esterházy war die schönste Frau von Wien. Vernachlässigt von ihrem Manne, vergöttert von ihrem Schwager, blieb ihr Verhalten trotzdem vollkommen vorwurfsfrei. Nach dem Tode ihres Mannes Moritz wurde Prinz Ludwig deutscher Ordensritter, um das Gerücht zum Schweigen zu bringen, als ob er seine Schwägerin heiraten wolle. (Notiz d. Verf.)

Erzherzog *Karl*, einsehend, daß die feindlichen Kräfte bedeutend stärker waren, als er geglaubt, gab am 21. dem Prinzen Johann *Liechtenstein* den Befehl, sich bereitzuhalten, um den Rückzug zu decken. Er ließ sogar an Erzherzog *Johann* in Italien einen Expreßkurier abgehen mit der Order, der Erzherzog möge sich nicht zu weit vorwagen. Eine solche Vorsicht bewies am besten die Macht der Faszination, welche die Persönlichkeit Napoleons auf den Feldmarschall ausübte. Den 23. wollten die Franzosen, völlig erschöpft und überall zurückgedrängt, nicht weiterkämpfen. Napoleon ließ dem Marschall *Davoust* sagen, sofort anzugreifen, widrigenfalls er ihn ausgenblicklich füsilieren lassen werde. Davoust rafft darauf seine Kavallerie zusammen und fällt über unsere gänzlich erschöpfte Infanterie her, die dem gewaltigen Ansturme nicht standhalten kann. Man sagt, es sei unser Unglück, daß wir so wenig Kavallerie besäßen, aber die Finanzen erlaubten es nicht. Wie viel vergossenes Blut und warum? Um dem Tyrannen den Weg ins Herz der Monarchie zu bahnen. Man muß das Haupt unter den Willen der Vorsehung beugen, aber jede Hoffnung hat mich verlassen, der Himmel ließ die gerechte Sache im Stich.

Die ganze französische Armee dringt in Österreich ein. *Bonaparte* denkt nicht einmal daran, dem Erzherzog nach Böhmen zu folgen. *Hiller*, zu schwach, um den Stoß zu parieren, hat sich hinter den Inn zurückgezogen, man sagt, er würde auch noch hinter die Enns retirieren. Ich mache mir keine Hoffnungen mehr. Oberösterreich ist verloren, Napoleon wird bis an die Enns vordringen, dort dürfte vielleicht noch Blut vergossen werden, aber unnötigerweise. Wie könnte auch ein so schwaches Korps, wie das Hillers und des Erzherzogs Ludwig, die ganze

französische Armee aufhalten! Dann ist aber der Feind auch in Wien. Allerdings ist damit noch nicht alles verloren, es bleiben dem Kaiser noch Böhmen, Ungarn und eine gute Armee, um diese Länder zu verteidigen. Vielleicht kommt es auch dazu. Doch Österreich, verlassen, wie soll das enden? Wir werden eine eroberte Provinz und bekommen einen Satelliten des Tyrannen von Europa als Herrscher. Und mein armes Vaterland, wann werden wir dich und in welchen Verhältnissen wiedersehen? Dieses so schöne, reiche und kaisertreue Land!

Man erzählt, daß Oberösterreich sich im Aufstande befinde. Die armen Leute! Sie machen ein trauriges Opfer für ihre Pflicht und werden nur geopfert. Wenn Erzherzog Karl herbeieilte, um das rechte Donauufer zu verteidigen, was würde daraus folgen? Oberösterreich wäre das Kriegstheater und diese blühenden Gefilde würden von beiden Armeen verwüstet ...

2. Mai: Eben bekommen wir Nachricht von Hermann[1]) und seinem Bruder Pepi *Chotek*[1]). Beide sind wohl, aber Hermann ist kriegsgefangen. Ihre Schwester Therese ist selig. Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Cousin Franz *Hager* in Verzweiflung über das Schicksal der Monarchie. Erzherzog Karl weit ab von der Operationslinie Napoleons, der Kaiser „conduit par quelques vieilles perruques", die nur den einen Ausweg kennen, nachzugeben, damit nichts verloren gehe. Mein Cousin hofft nichts mehr. Auch muß er dem Hofe folgen, wenn dieser Wien verläßt. Wir bleiben also allein zurück. Das wird sehr traurig sein!

Johann *Chotek*[1]) ist zum Stadtkommissär ernannt, Karl

1) Zur Orientierung sei hier die Nachkommenschaft des Grafen Johann Rudolf *Chotek* (1749—1824) und Gräfin Maria Sidonie geb. Gräfin *Clary* (1748—1824) angegeben; I. Söhne:



Karl Graf Chotek (1783—1868)

Nach einer Lithographie von Kriehuber
in der k. u. k. Hofbibliothek



Chotek bleibt uns also erhalten, da sein Vater ihn nicht zu der Armee lassen will.

Die Entmutigung der Behörden hat die Wiener *nicht* ergriffen; ja ihre Hingebung hat sogar die Behörden veranlaßt, die Stadt zu befestigen. Der Kaiser hat befohlen, daß seine Hauptstadt in belagerungsfähigen Zustand versetzt werde, man bewaffnet die Bürger oder vielmehr man vertraut ihnen die Verteidigung an, denn Waffen trug jeder Mann schon seit 1808. Erzherzog *Max*, dem der Monarch die Verteidigung übertragen, erklärte, er lasse sich lieber von den Mauern zerschmettern, als Wien zu übergeben. *Chotek* prahlte und auch andere, man sprach nur von heroischem Soldatentod.

Mein Cousin *Hager*, der seit dem Tode meines Vaters unser Vormund war, beschloß unsere Abreise von Wien, indem er erklärte, er fürchte für uns nicht so sehr die feindlichen Bomben oder die Beschwerden einer Belagerung, als vielmehr die Tatsache, daß sich die Vereini-

a) *Johann* Nep. Josef (1773—1824), der obige Stadtkommissär von Wien, n.-ö. Reg.-Rat, heiratete 12. 10. 1799 Maria Isabella Gräfin *Rottenhan* (1774—1817).

b) *Josef* (1776—1809), k. k. Km. und Oberst, heiratete 6. 10. 1802 Sofie Regine Fürstin *Auersperg* (1780—1865).

c) Franz *Wenzel* (1778—1807), k. k. Km. u. Rittm.

d) *Ferdinand* Maria, geb. 4. 9. 1781, gest. Prag 5. 9. 1836, Fürstbischof von Olmütz.

e) *Karl* (1783—1868), k. k. Km., Geh. Rat, Ritter d. O. v. gold. Vließe, bis 1843 Oberstburggraf in Böhmen, Präs. d. böhm. Guberniums, heiratete Wien 15. 7. 1817 Marie Gräfin *Berchtold* (1795 bis 1878).

f) *Hermann* (1786—1822), k. k. Km. u. Genieoberst, heiratete 22. 1. 1813 Henriette Gräfin *Brunsvik* von Korompa (1789 bis 1857).

II. Töchter: a) *Aloisia* (1777—1864) heiratete 5. 12. 1814 Carl Josef Fürstin *Clary* und *Aldringen* (1777—1831).

b) Maria *Therese* (1785—1872), hzgl. savoysche Ehrenstiftsdame zu Wien.

gung Hillers mit Erzherzog Karl vor Wien vollziehen würde. Die Folgen einer verlorenen Schlacht könnten für die Bewohner der belagerten Stadt unselige sein, die dabei herrschende Unordnung und Gefahr wären nicht geeignet, verzagte Frauen zu beschwichtigen. Meine arme Mutter gehört aber leider zu den Furchtsamsten der Furchtsamen.

5. *Mai:* Bis 11 Uhr nachts hatten wir eine lange Beratung in unserem Salon. Mama konnte sich zu nichts entschließen, kaum hat mein Cousin einer Hydra den Kopf abgeschlagen, erhob sich wieder eine neue. Endlich verlor er die Geduld, meine Schwester Konstantine wurde ganz unwirsch und das übrige „Volk" murrte. Ich für meine Person wollte nicht den letzten Abend verlieren, den ich mit meinem Bräutigam (Karl Chotek) zu verbringen hatte und saß mit ihm ruhig in einem Winkel, bis der Streit geschlichtet war.

Am 6. Mai befanden wir uns bereits auf dem Wege nach Kärnten und reisten in kleinen Etappen, da meine Mutter, um ihre Pferde vor den Requisitionen zu retten, gewünscht hatte, sie alle zum Fortbringen unserer Karawane zu benutzen. Wir fuhren nach Klagenfurt, wo meine Schwester Isabelle *Goëß* seit der Abreise ihres Mannes und dem Tode ihrer Schwiegermutter lebte. Die Abreise von Wien machte uns viel Kummer, ich beneidete meine Tante und meinen Cousin, die in der Stadt zurückgeblieben, und dachte mir, daß es vielleicht sicherer gewesen, ruhig in Wien zu weilen, als sich den Gefahren einer Auswanderung auszusetzen. Ich wagte aber nicht die mindeste Einwendung zu machen. Am meisten schmerzte mich die Trennung von meinem Verehrer Karl *Chotek*, von dem ich zufälligerweise nicht einmal richtigen Abschied hatte nehmen können. Je weiter wir

uns aber von Wien entfernten, desto mehr gewann die jugendliche Heiterkeit Gewalt über uns.

Auf der Reise begegneten wir unserem Jugendfreunde Bernhard *Mayhirt*[1]), Leutnant bei Oreilly-Dragoner. Er und der Rest seiner Kompagnie waren glücklich einem Hinterhalt entkommen, wohin sie der General Graf *Merveldt*[2]), der ein Korps unter Hiller kommandierte, unklugerweise geführt hatte und sie dann verließ, nachdem sie sich bei der Verteidigung des unwichtigen Posten hatten dezimieren lassen. Die interessanten Erzählungen Mayhirts und seiner Kameraden, die sich uns vorstellen ließen, machten diesen Tag zu einem der heitersten unserer Reise. — In Graz angelangt, fanden wir einen Brief Isabellens vor, worin sie uns mitteilte, daß ihr Mann kriegsgefangen sei, ein Unglück, das sich einem Nichtkombattanten selten ereignen dürfte. Erzherzog *Johann* hatte einem Landwehrregiment den Befehl gegeben, Padua zu besetzen. Gleichzeitig in der Meinung, daß der Feind diese Stadt geräumt hätte, befahl er dem Grafen *Goëß*, als Generalintendanten der Armee, um für das Hauptquartier alles vorzusorgen, nach Padua zu eilen. Plötzlich gab der Erzherzog, wahrscheinlich, weil er besser über den Feind unterrichtet worden war, dem Landwehrregiment Contreordre, vergaß aber auf den Generalindanten, der inzwischen in Padua eintraf. Allerdings war die Stadt vom Feinde geräumt, doch ein Reiterpiquet war in der Nähe geblieben und sah in der Stadt die Wagen unter einer Eskorte

1) Über ihn später.

2) Graf Max *Merveldt* war Maria Theresienritter und sein Mut sprichwörtlich. Bei diesem Gefechte benahm er sich derart, daß er sich mit knapper Not vor Strafe rettete. Er bekam später einen diplomatischen Posten, aber sein militärischer Ruf war nicht rehabilitiert. (Notiz d. Verf.)

halten. Sie bemächtigten sich mühelos der kleinen Karawane und führten den Grafen Goëß und noch zwei Beamte der Intendanz gefangen fort. (Graf *Purgstall*[1]), der letzte seines Namens und der Sekretär *Cattoni*, der später Baron und Polizeidirektor in Venedig wurde.)

Diese Gefangennahme war für meinen armen Schwager um so peinlicher, als er außer einer großen Summe Geldes eine Anzahl Proklamationen, die die Italiener gegen die Franzosen aufwiegeln sollten, und verschiedene Schriften bei sich führte, welche für gewisse Bewohner der Lombardei äußerst kompromittant waren. Glücklicherweise begünstigte die Nacht und die Raschheit der Entführung die Gefangenen; sie hatten Zeit, die wichtigsten Papiere zu verschlucken. Diese unverdauliche Mahlzeit rettete mehr als einem der kompromittierten Herren das Leben.

Diese Nachricht beschleunigte unsere Reise, um meine arme Schwester baldmöglichst trösten zu können. Am 12. Mai trafen wir in Klagenfurt ein, wo uns Isabelle mit offenen Armen empfing und in ihrem geräumigen Hause installierte. Wenige Tage vorher hatte sie ihre Schwiegermutter durch den Tod verloren, die sie aber nicht sehr betrauerte. Sie war eine nervöse, kranke, eifer-

1) Wenzel Joh. Graf *Purgstall* (1772—1812), 1807 Gubernialrat in Graz, 1809 zur Generalintendanz bei der Armee Erzh. Johanns in Italien berufen. Er wurde mit Graf Goëß und *Cattoni* in Padua gefangen und in die feuchten Kasematten Mantuas geworfen. Seine Gemahlin Johanna Anna aus dem uralten englischen Geschlechte der Cranstoun (heiratete 1797), erwirkte in Wien allerdings seine Befreiung, doch starb er 1812 an den Folgen der Gefangenschaft. Sein einziger Sohn Wenzel Gottfried (geb. 1798) beschloß den alten Stamm 7. 1. 1817 als 19jähriger Jüngling. — Der Name Purgstall und die steiermärkischen Güter der Gräfin (gest. 23. 3. 1835) gingen durch Adoption 1836 an den berühmten Orientalisten Josef Freiherrn v. *Hammer-Purgstall* (1774—1856) über.

süchtige Frau gewesen, die durch ihre Wutanfälle alle Welt erzittern machte.

Bekam sie einen Anfall, so sperrte sie sich sofort ein, zog sich nackt aus, sprang gegen die Mauern und auf den Schränken umher und machte allerlei Luftsprünge, bis sie erschöpft zu Boden sank. Ihre Dienerinnen sahen der ganzen Szene durch das Schlüsselloch zu, und als der Moment gekommen war, traten sie durch eine geheime Tür ein und pflegten die Kranke. Zum Glück für diese wurde sie bald nach der Ankunft meiner Schwester von ihren Leiden erlöst. Übrigens hatte Isabella den günstigsten Einfluß auf die Gräfin, die denn auch in ihren Armen starb und ihr noch für ihre Sorgfalt und Pflege dankte.

Der alte, längst verstorbene Graf *Goëß*[1]) war sanft und gut und tat sein möglichstes, um die Härte zu mildern, mit der seine Frau die einzige Tochter erzog. Sie hatten außer dieser Tochter noch drei Söhne, Peter, meinen Schwager, Karl, der 1843 als Hofrat bei der Regierung in Klagenfurt starb, und Rudolf. Die Tochter heiratete einen Herrn von *Rechbach*[2]) und starb, wie man erzählt, an den Folgen von Schlägen, die ihr die Mutter in der Jugend gegeben hatte. Diese sonderbare Art der Erziehung entsprang der Härte der Gräfin; die Dienerschaft widersetzte sich oft den barbarischen Exekutionen, die sie angeordnet hatte. Ein Bedienter, der heute

1) Johann Karl Graf *Goëß* (18. 8. 1728—11. 5. 1798) k. k. Km. und Generalmajor heiratete Maria Anna Gräfin *Christalnigg*, Palastdame der Kaiserin Maria Ludovika (1751—9. 5. 1809).

2) Maria Anna Gräfin *Goëß* (1770—1795), heiratete 1794 Maria Josef Freiherrn v. *Rechbach* zu Mederndorf (1752—1821), k. k. Km., Gubernialrat und Kreishauptmann in Klagenfurt. Deren Tochter Marianne Rechbach, geb. 1795, heiratete 1820 den Marchese Hieronymo *Ghisilieri*. (Vgl. Franz Edler v. Hartmann-Franzenshuld, Gesch. der Grafen Goëß, Wien 1873.)

von einer Pension meines Schwagers lebt, versteckte sich eines Tages, als er den Grafen Karl mit einem Ochsenziemer züchtigen sollte. Die Gräfin ließ ihn aus seinem Verstecke herausziehen und drohte ihm mit der Entlassung, wenn er den Befehl nicht sofort ausführte. Darauf riß sich der brave Bediente seine Livrée vom Leibe und schrie: „Ich will lieber um mein Brot betteln gehen, als den Dienst eines Korporals bei Ihren Kindern versehen."

Trotz dieser unglaublichen Härte verehrte Peter, der älteste Sohn, dennoch seine Mutter bis an ihr Lebensende. In seinem zehnten Lebensjahre gab er davon einen rührenden Beweis. Es war Befehl, daß die Kinder jeden Abend ihren Eltern die Hände küssen und deren Segen empfangen mußten. Einmal wurden sie wegen irgendeines Vergehens von dieser Gunstbezeugung ausgeschlossen. Man warf sie mit Fauststößen und Fußtritten zur Türe hinaus. Die jüngeren Geschwister waren froh, den Armen der unbarmherzigen Mutter entronnen zu sein. Der kleine Peter hingegen konnte sich nicht entschließen, ohne den mütterlichen Segen zu Bette zu gehen. Ganz leise kauerte er sich an die Schlafzimmertür der Eltern und flehte unter Tränen um Verzeihung. Keine Antwort. Endlich schwieg der Knabe und man glaubte, daß er schlafen gegangen sei. Aber am nächsten Morgen fand man den Kleinen vor der Tür eingeschlummert mit Tränenspuren auf den Wangen.

Der Mangel an politischen Neuigkeiten veranlaßte mich in Klagenfurt, über einige interessante Bekanntschaften, die ich im Winter 1809 in Wien gemacht hatte, zu schreiben.

Die erste war Komtesse Isabella *Rzewuska*, Enkelin der Marschallin Prinzessin *Lubomirska*[1]). Sie war eine

1) Siehe Stammbaum *Rzewuski* im Anhang des II. Bandes.

der geistreichsten Damen, die ich kennen gelernt und wußte der Eitelkeit der weniger Begabten so zu schmeicheln, daß sie von allen vergöttert wurde. Ich rechnete es mir zur Ehre an, daß sie mich zu ihrer Freundin auswählte, und ihr verdanke ich es, wenn meine Konversation in der Folge einigen Reiz bekam. Ich werde von ihr noch öfters zu sprechen haben. Ihre jüngere Schwester heiratete den Grafen Jaroslaw *Potocki*. Ihr Bruder Wenzel *Rzewuski* fand ein tragisches Ende, d. h. zwölf Jahre, nachdem er verschwunden war, konnte man über seinen Tod noch keine Gewißheit bekommen. Seine und und seiner Familie Geschichte verdient ein eigenes Kapitel. Hier will ich nur erwähnen, daß Graf Wenzel 1809 seinen ersten Feldzug an der Spitze eines Landwehrbataillons mitmachte und sich das Maria Theresienkreuz erwarb.

Eine weitere Bekanntschaft war Fräulein *Scheldon*, eine Nichte des sonderbaren Ehepaares, von dem ich schon früher sprach. Ihre Eltern waren die größten Egoisten, die man finden konnte. Der Vater kümmerte sich blutwenig um seine Familie und lebte ganz in Paris, seinen beiden Leidenschaften fröhnend, gut zu essen und zu trinken und den Exekutionen auf der Guillotine zuzusehen. Es gab kein Diner bei Véry oder „au rocher de Cancal“[1]), an dem er nicht teilnahm, ebenso, wie er keine Hinrichtung am Grèveplatze[2]) versäumte. Um gut zusehen zu können, hatte er sich der Guillotine gegenüber ein kleines Appartement gemietet. An Tagen, da er wußte, daß diese gräßliche Maschine arbeiten würde, gab er

1) Es existiert heute an der Ecke der Rue du Rocher und des Boulevards des Batignolles ein bekanntes Austernrestaurant „au rocher de Cancal“.

2) *Grèveplatz*, die heutige Place de l'Hôtel de Ville; dort fanden bis 1830 die öffentlichen Hinrichtungen statt.

seinen Freunden in seiner Wohnung die köstlichsten Dejeuners. Im übrigen war Mr. Scheldon jovial, geistreich und liebenswürdig; sein sorgenloses Leben machte seinem System Ehre: „Bon estomac et mauvais coeur."

Seine Gattin war kalt, geizig und eine Betschwester, die ihrem Manne nur in einem glich, sich selbst mehr zu lieben, als den Nächsten. Trotzdem sie reich war, wollte sie keine ihrer Töchter verheiraten aus Angst, ihnen eine Mitgift geben zu müssen. Dennoch verehelichten sich die Töchter, sobald sie majorenn geworden, mit armen Männern, die Geduld genug besaßen, den Tod ihrer Eltern abzuwarten. Ich sah diese Damen 16 Jahre nach ihrer Heirat; der Vater war tot, aber die Mutter sah ihren Kindern mit größtem Gleichmut zu, wie sie mit der täglichen Not zu kämpfen hatten.

Im Winter 1809 kamen wir oft zu Frau *Scheldon*[1]) und sahen ihre reizenden Töchter sowohl dort, als auch bei der Gräfin *Rzewuska*. Karl *Chotek* machte mir sogar eine kleine Untreue, denn er schwärmte eine zeitlang für Margarete Scheldon, die schönste der Töchter. Übrigens hatte er ein weites Herz und folgte in seiner Liebe einer gewissen chronologischen Reihenfolge. Charlotte und Konstantine regierten auf diese Weise zusammen in seinem Herzen, dann folgten Margarete und ich, und wenn die Scheldons Österreich nicht verlassen hätten, so wären wohl auch noch Josephine und Lucie an die Reihe gekommen. Wie dem auch sei, ich erbte, gleich Bonaparte von meinen Kolleginnen die despotische Macht, und der arme Karl seufzte, ohne sich zu bekla-

1) Ihr Gatte war der Bruder des auf S. 38 genannten Lords Georg von *Sheldon* (auch Scheldowe oder Sheltown). Das Ehepaar wohnte als „M. et Mme. Scheldon" in Wien in der Wieden, Heugasse Nr. 807.

gen, unter meinem launischen Szepter, bis die Auswanderung der Scheldons seiner Sklaverei ein Ende bereitete. Er vermißte diese übrigens mehr noch, als ich meine Herrschaft.

Vom Kriegstheater entfernt und ohne Nachrichten, da der Verkehr vollkommen unterbrochen war, lebten wir in Frieden und größter Ruhe.

16. Mai: Man spricht davon, daß Erzherzog *Johann*, der nicht mehr so glücklich war, wie es anfangs den Anschein gehabt, sich in zwei Kolonnen zurückziehe. Eine Kolonne gehe durch Tirol, die andere durch Steiermark. Letztere habe beim Übergang über die Piave eine Schlappe erlitten; das Generalquartier dieser Kolonne soll jetzt drei Postreisen von Villach entfernt sein. Wer sie kommandiert, ist unbekannt, ob der Erzherzog selbst oder *Gyulai*[1]). Wie angenehm, hier in aller Ruhe den Verlauf der großen Ereignisse abwarten zu können!

18. Mai: Diese Ruhe dauerte nicht lange, schon hört man Kanonendonner sehr nahe von Klagenfurt. — Gestern hatten wir zwei verwundete Offiziere zum Diner, die uns aus unserem süßen Schlafe gewaltig aufrüttelten. Sie waren vollkommen erschöpft und aller Mittel beraubt. Man gab ihnen zu essen und gute Betten; ihre Dankbarkeit bewies am besten, wie ihnen das bißchen Fürsorge nottat. Der eine schlief fortwährend auf seinem Stuhl ein, der andere machte uns einen sehr traurigen und rührenden Bericht über die Leiden unserer Truppen in Italien, selbst während ihrer größten Erfolge. Eine Hauptursache unseres Unglückes ist, daß sich die

1) Ignaz Graf *Gyulai* (1763—1831), F. Z. M., Ritter d. gold. Vließes und Kommandeur des M. Ther.-Ordens, Hofkriegsratspräsident, befehligte 1809 das 8. Korps unter Erzherzog Johann. Er erhielt den Befehl zur Verteidigung Krains.

französische Armee immer von neuem durch frische Kräfte rekrutiert, während uns die Siege nur schwächen. Dies war auch die Ursache unserer Niederlage bei Verona. Der Feind hatte auf der Flucht eine feste Stellung hinter der Etsch erreicht, Erzherzog *Johann* wollte ihn daraus vertreiben, trotzdem er schon den Rückzugsbefehl nach Österreich in der Tasche hatte. Der Kampf dauerte zwei Tage und war für uns günstig verlaufen, als plötzlich *König Murat* von Neapel mit 15 000 Mann Kavallerie eintrifft und unsere ermüdeten Truppen über den Haufen wirft ...[1]).

Eben ist Erzherzog *Johann* hier eingetroffen, er marschiert morgen mit dem Rest seiner Armee nach Ungarn. Tirol ist preisgegeben, ebenso das kleine Korps *Chasteler*, das sich dort wie in einer Festung halten soll; auch wir sind verlassen und erwarten gleichmütig den Einmarsch der Franzosen in einigen Tagen. Diese Nachrichten habe ich zum Teil von Hieronymus *Colloredo*[2]), der gestern hier passierte und den wir besuchten. Er ist im Fuß, wenn auch ungefährlich, so doch äußerst schmerzlich verwundet. Seine Tapferkeit hat die Bewunderung der österreichischen und französischen Armee erregt. Die Regimenter St. *Julien* und *Strassoldo* sind fast ganz vernichtet, eines derselben hat in einem Gefechte allein 20 Offiziere verloren. Hieronymus, sowie

1) Man verzeihe einer Geschichtsschreiberin von 20 Jahren, wenn einige Ungenauigkeiten sich eingeschlichen haben. — Die Verfasserin berichtigt diese Unrichtigkeit später.

2) FZM. Hieronymus Graf *Colloredo-Mansfeld* (1775—1822), der Schrecken des Feindes im Kriege und des friedlichen Bürgers in ruhigen Zeiten; man sagte von ihm, daß er mit einer Hand den Maria Theresienorden, mit der anderen den Befehl verdiene, auf den Spielberg zu gehen. Man entschloß sich zu ersterem. Bei Marengo hatte er eine Schußwunde erhalten, an der er 1822 unter schrecklichen Schmerzen starb. (Notizen der Verf.)

alle klarsehenden Leute hoffen nichts mehr von der Fortsetzung des Feldzuges. Sie sprechen sogar von Verrat, den einige Günstlinge des Erzherzogs Johann verübt haben sollen.

Die Stadt ist voll von Soldaten, Bagagewagen, Kanonen. Die ganze Nacht hindurch hört man das Rollen der Fuhrwerke, den Tritt der Truppen, die gegen Ungarn marschieren. Heute morgens kamen neue Mannschafts- und Munitionstransporte, auch Verwundete an. Groß ist die Zahl derjenigen, die mangels Pferden nicht mehr weiter können und dem Feinde in die Hände fallen werden.

Die Nachrichten von der großen Armee sind unsicher. Man sagt, das Projekt, bei Wien Widerstand zu leisten, sei fallen gelassen worden...

19. Mai: Gestern schlug man sich bei *Klagenfurt*, ich war nahe daran, meine mir mühsam zusammengebaute Philosophie des Stoizismus zu verlieren. Die österreichische Nachhut suchte die Fortschritte des Feindes aufzuhalten, um der Armee Zeit zu lassen, sich über die Drau zurückzuziehen. Die Stadt glich einem Kampfplatz. Man sah nur Waffen, Pferde und Soldaten; die meisten, die vorbeikamen, einzeln, ohne Ordnung, ohne Offiziere, niedergebrochen vor Mattigkeit, bedeckt mit Staub und Lumpen und beinahe alle verwundet oder krank. Man erblickte Leute aller Waffengattungen durcheinander. Dazwischen schoben sich allerlei Fuhrwerke, die um jeden Preis durchkommen wollten, die Kutscher schimpften, die Soldaten fluchten — eine Unordnung, ein Durcheinanderlaufen — niemand weiß, was er tun soll! Das Unglück wird immer drohender, der Feind gewinnt Terrain, er kommt heran, wie das düstere Schicksal, und keiner der ermüdeten Soldaten hat mehr die Kraft, den Marsch fortzusetzen. Mehrere höhere Offiziere sprechen

mit uns, sie sind entmutigt und haben keine Hoffnung mehr auf die Zukunft. Der Generalquartiermeister Graf *Nugent*[1]) und der General *Nimptsch*[2]), beide dem Erzherzog zugeteilt, scheinen am meisten entkräftet. Das Schicksal ihres Herrn macht sie so bestürzt, daß sie völlig energielos sind. Ich denke, es wäre besser, wenn diese Herren ihre Gedanken nicht so offen zeigen möchten. Armer Prinz! Wir traurig muß es für dich sein, so plötzlich von den schönsten Hoffnungen in die tiefste Verzweiflung gestürzt zu werden! Seine militärischen Ansichten, sagt man, waren so richtig, so sicher, so im Interesse des Wohles seines Kaisers, daß alle, die den Erzherzog *Johann* gesehen, nicht aufhörten, ihn zu loben und ihm ihre Verehrung zu widmen.

Meine arme Schwester *Isabelle* suchte den Prinzen in der Hoffnung auf, von ihm etwas über ihren Mann zu erfahren. Der Erzherzog empfing sie mit solcher Güte, daß sie wahrhaft gerührt war. Er sagte ihr: „Ich bin an dem Unglück des armen *Goëß* schuld. Unter allen Schlägen des Schicksals ist wohl dieser, durch meine eigenen Fehler meinen Freund verloren zu haben, der schmerzlichste.“ — Er erzählte, daß er zwei gefangene Generäle gegen Goëß auswechseln wollte, doch wurde es abgeschlagen. Beim Abschied drückte meine Schwester dem Erzherzog ihre Teilnahme an seinem Unglück aus. „Es ist Schickung Gottes“, antwortete er und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen.

1) Laval Graf *Nugent-Westmeath*, (1777—1862), F. M., Ritter d. gold. Vließes und Kommandeur des M.-Theresienordens, war 1809 Oberst beim Generalquartiermeister-Stabe und von Erzh. Johann zum Generalstabschef ernannt, heiratete 1815: Johanna Duchessa di *Sforza-Riario*, v. p. . . .
2) Josef Graf *Nimptsch* (1763—1838), seit 1800 Obersthofmeister des Erzh. Johanns. (Siehe oben.)

Um 9 Uhr abends betrat die österreichische Nachhut die Stadt; sie hatte die letzten Tage ununterbrochen gekämpft. Ich sah sie mit meinem Bruder vorüberziehen. In den Straßen standen die Bürger in kleinen Haufen beisammen mit bestürzten Gesichtern, die Frauen weinten. Die Soldaten, mit Staub bedeckt, wurden von den wenigen Offizieren geführt, die noch am Leben geblieben waren. Im Dunkel der Nacht hörte man nichts, als das Gemurmel der Gaffer oder das Aviso der Kommandanten „Angeschlossen". Die armen Soldaten konnten sich kaum mehr aufrecht erhalten. Die Aufregung, die stets wachsende Dunkelheit, alles trug dazu bei, um dem Schauspiel einen düsteren und feierlichen Anstrich zu geben. Nie noch hatte ich ein so niederdrückendes Gefühl in mir, wie gestern. Aus meinen Augen stürzten mir die Tränen hervor ...

Den anderen Morgen ging ich hin, um den Abmarsch der Truppen anzusehen. Am Ufer des Klagenfurter Kanales hingestreckt, lagerte noch alles, obwohl die Sonne schon hoch stand. Die Tamboure schlugen die Tagwache ohne Unterlaß, die Offiziere schrieen, fluchten und schüttelten die unglücklichen Soldaten, die sich halb erhoben und dann wieder vor Müdigkeit zusammenfielen. Ich sah auch solche, die sich nicht einmal unter den Schlägen des Korporalstockes erhoben. Nie hätte ich das Schlafbedürfnis für so zwingend, so mächtig gehalten. Oft stürzten selbst diejenigen Leute, die sich erhoben hatten, nach einigen Schritten wieder nieder und schliefen sofort wieder ein. Man mußte lange Zeit verschwenden, um die Truppe endlich in Marsch zu bringen. Trotzdem ging alles ohne Unordnung vor sich. General *Frimont*[1])

1) Joh. Maria Graf *Frimont*, später Fürst v. Antrodocco (gest. 26. 12. 1831), G. d. K., Komm. d. M.-Ther.-O., Hofkriegsratspräsident, be-

kam mit dem Rest der Nachhut an. Er ließ unter seine Soldaten Brot und Schuhe verteilen und setzte nach einigen Stunden Rast den Marsch in bester Ordnung fort. In der Stadt selbst war es ganz anders. Man hatte dem Volk die Getreidemagazine geöffnet, damit sie nicht in Feindeshände fielen. Bald zeigte sich die Habsucht der Leute, der furchtsame Magistrat wußte sich keinen Gehorsam zu verschaffen, alles raubte, selbst reiche Leute schickten Plünderer aus. Gerade im Momente, als der *Erzherzog* abreiten wollte, hörte er von diesen Szenen und war genötigt, selbst Ordnung zu machen. Ein zweiter Exzeß erfolgte kurz darauf. Kroaten waren in das Rathaus geschickt worden, um Mäntel zu holen. Sie erbrachen aber die Staatskasse und fingen zu plündern an. Ich konnte von meinem Fenster dieser schrecklichen Szene zusehen. Plötzlich erschien General *Frimont*, der von dem Verhalten der Kroaten gehört hatte und auf diese Nachricht hin zurückkehrte, wie eine Bombe unter der sauberen Gesellschaft, teilte rechts und links Hiebe mit seinem Säbel aus und ließ selbst einige Offiziere in Eisen legen. Ich sah ihn, wie er sich im Sattel aufrichtete, gleich einem Dämon, wie er mit seinem Blick und seiner schallenden Stimme alle jene niederschmetterte, die eine Entschuldigung hervorstammeln wollten, wie er einen Korporal im Gesicht verletzte, weil er räsonnieren wollte. Diese Energie des Generals hatte zur Folge, daß das Rathaus bald gesäubert war und die Kassen dem Staat erhalten blieben. — Um 3 Uhr nachmittags hatte der letzte österreichische Soldat Klagenfurt verlassen. Die Haustüren blieben ge-

kam für sein Verhalten bei Pordenone, Sacile und San Daniele sofort ohne Einholung eines Kapitelbeschlusses das obige Kommandeurkreuz, heiratete Katharina *Mitterpacher* von Mitterburg geb. 3. 1. 1759.

schlossen; die Stadttore dagegen offen, jedermann erwartete mit Todesstille die neuen Gäste. Wenn ich sage „jedermann", so muß ich drei unbesonnene, junge Mädchen, ihren kleinen Bruder, ihren Hofmeister und die Gouvernante ausnehmen. Da sie alle sahen, daß bis gegen 7 Uhr abends kein Franzose erschien und das Wetter schön war, durcheilten sie die verlassenen Straßen, bis sie auf einen kleinen Hügel angelangt waren, der eine ziemliche Fernsicht bot. Der Hofmeister Monsieur *Lux* brummte wohl ein wenig und Mademoiselle *Tisserant* starb fast vor Angst, aber sie gingen doch mit. Auf das jungsprossende Gras hingebettet, lenkten wir unsere Blicke auf die Straße nach Italien, um bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne irgendeine ungewöhnliche Erscheinung zu erspähen. Wir erblickten nichts. Plötzlich, gerade in der Mitte des versinkenden Sonnenballes, war es nicht wie Waffenblitzen, nahte da nicht ein Reiter? Dann wieder einer? Dann etwas rückwärts ein Peloton Reiter? Alle bleiben einen Moment stehen, dann lösen sich die beiden ersten von den anderen und wie der Blitz galoppieren sie der Stadt zu, von einer Staubwolke umgeben. Es ist keine Zeit zu verlieren, wir laufen, was wir können, die gute Mademoiselle keuchend weit hinter uns und erreichen das Stadttor im selben Augenblicke, wie die beiden Reiter. In den ausgestorbenen Straßen stehen diese allein mit drei jungen Mädchen, die wie Diebe längst den Mauern sich fortschleichen wollen. Glücklicherweise haben die beiden Dragoner, den Säbel zwischen den Zähnen, an jeder Hand eine Pistole angehängt, besseres zu tun, als junge Mädchen zu beachten, sie galoppieren wie besessen durch die Straßen, während wir atemlos nach Hause eilen und die Haustür fest verschließen ...

An diesem Abend kamen nur mehr wenige Franzosen in die Stadt, sie verließen sie auch bald wieder, nachdem sie Quartier gemacht hatten. Die Avantgarde traf erst den anderen Morgen ein. Die Bürger setzten den Forderungen der Fremdlinge nur eine stoische Gleichgültigkeit und Ergebung entgegen, die von den Franzosen nicht mißbraucht wurde, denn sie hielten strenge Disziplin. Ich fühle es gar nicht, daß sie Feinde seien, höchstens in dem Schmerz und in der Wut, die ich im Herzen trage.

22. Mai: General *Grouchy*[1]) und fünf andere Offiziere sind bei meiner Schwester einquartiert. Der General verläßt uns morgen. Klagenfurt ist voll Franzosen und Italienern, die wieder abmarschieren und durch neue Abteilungen ersetzt werden. Sie sind viel zahlreicher wie die Österreicher, wohl um das Doppelte. Ihre Infanterie hat kein so gutes Aussehen, wie die unserige, doch ist ihre Kavallerie schöner. Der Vizekönig *Beauharnais*[2]) ist ihr Kommandant. Es stellt sich als unwahr heraus, daß *Murat* ihm Truppen bei Verona zugeführt hat oder daß dort Erzherzog Johann geschlagen wurde. Der Kampf war nur an der Piave.

General *Grouchy* scheint ein böser Mensch zu sein, trotz seiner äußeren Höflichkeit, doch läßt sich meine Schwester Isabelle von ihm nicht das geringste gefallen, während meine arme Mutter vor Angst vergeht. Mich selbst beschwert nicht die Furcht, nur ein furchtbarer

1) Emanuel Marquis de *Grouchy* (1766 bis ca. 1848), unter Napoleon Generaloberst der Jäger, trug 1809 viel zur Entscheidung der Schlacht bei Raab bei. Seit 19. 11. 1831 Marschall von Frankreich.
2) Eugen *Beauharnais*, (1781—1824), 1805 Vizekönig von Italien, heiratete 1806 Auguste Amalie von *Bayern* und zog sich nach dem Sturze seines Adoptivvaters Napoleon I. auf sein Herzogtum Leuchtenberg zurück.



General Emanuel Marquis Grouchy (1766—1848)

Nach einer Lithographie nach Dubuse in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek



Zorn über diese französischen Schurken. — Von Erzherzog *Johann* hört man, daß er den Offizier, der die plündernden Kroaten in Klagenfurt kommandierte, füsilieren ließ.

23. Mai: General *Grouchy* hat meiner Schwester geraten, zum Vizekönig zu gehen und ihn um Auswechslung ihres Gatten zu bitten. *Beauharnais* empfing sie zuerst mit der hochmütigen Miene eines echten Parvenus. Er zeigte sich gegen den Grafen *Goëß* sehr strenge und nannte ihn „un colporteur de libelles infames"[1]). Dann fuhr er fort: „Ihr Gemahl muß als Staatsgefangener behandelt werden und ich begreife selbst nicht, warum er nicht sofort füsiliert wurde. — Wenn ich Sie, Frau Gräfin, allerdings früher gekannt hätte" — warf er zynisch ein — „so würde ich mich verpflichtet gefühlt haben, Ihnen auf jede Art und Weise zu dienen. Jetzt ruht aber alles in den Händen des großen Napoleon. Der Kaiser ist strenge, er läßt sich nicht ungestraft beleidigen und ich fürchte das Schlimmste für Graf Goëß. Mein persönlicher Wunsch ist es allerdings, Ihnen gefällig zu sein. Ich bedaure Sie, es muß schwer sein, so jung und so schön seit so langer Zeit als Witwe zu leben." Es folgte nun ein Schwall galanter Phrasen, bis meine Schwester bitterlich zu weinen anfing. Erst jetzt hörte Beauharnais mit seiner albernen Zudringlichkeit auf und die arme Isabelle konnte sich zurückziehen. Welcher Unterschied zwischen dieser Unterredung und der mit Erzherzog Johann vor zwei Tagen!

Isabelle erzählte mir, *Beauharnais* habe eine hübsche Figur, schöne Augen und falsche Zähne. Er ist etwas

1) Es ist wahr, daß ein junger Mann, wie Erzherzog Johann nicht, wie Erzherzog Karl, in seinen Proklamationen die Ausdrücke gemildert haben wird. (Notiz d. Verf.)

hochrückig, aber trotzdem gutgewachsen. Seine Manieren sind keineswegs vornehm und seine Augen haben einen falschen Blick.

Isabelle ging sodann zu General *Charpentier*[1]), der sie mit der vollendeten Höflichkeit eines Mannes „de l'ancien régime" empfing und ihr bezüglich ihres Mannes die besten Hoffnungen machte. Der Vizekönig jage gern Schrecken ein, sagte er lächelnd. — Trotzdem erfuhren wir viel später, daß Napoleon über Goëß sehr zornig war und wirklich die Absicht hatte, ihn erschießen zu lassen.

24. Mai: Wir hatten heute zwei französische Offiziere zum Diner, die meine Schwester wegen ihres Benehmens dieser Ehre würdig erachtete. Es waren ein Oberst der Artillerie und sein Adjutant, ihre Namen habe ich vergessen. Während General *Grouchy* immer lärmte und die Dienstboten auszankte, bedankten sich diese beiden Herren für jede geringste Aufmerksamkeit. Sie erzählten uns viel über ihre Kameraden, ihre Chefs und ihren Kaiser, dann auch von den Entbehrungen, die sie seit zwei Monaten zu erdulden hatten. Sie zeigten sich über ihre Zukunft besorgt. Eine verlorene Schlacht, meinten sie, könne die ganze Armee vernichten. Sie fürchteten die Berge mit ihren Pässen und Schluchten, wo ihnen die Kavallerie nur eine Last sei. Unsere Schilderungen über die Weg- und Paßverhältnisse im Gebirge schienen ihnen sehr unbehaglich zu werden. Der junge Adjutant sagte ganz offenherzig: „En ce cas je vois bien que nous sommes frits." Ich möchte trotzdem nicht, daß diese beiden Offiziere getötet würden, besonders nicht der jüngere, der ein guter Mensch zu sein scheint und an einen Deut-

1) Henri François Marie Comte *Charpentier*, franz. Divisionsgeneral, geb. Soissons 1769, gest. Origny 14. 10. 1831.

schen erinnert. Außerdem ist er der einzige Sohn seiner Eltern. Er versprach mir, sich in den Spitälern zu erkundigen, ob noch österreichische Offiziere zurückgeblieben wären, und versicherte mir später, daß er keine gefunden habe und die österreichischen Soldaten gut behandelt würden. Trotzdem glaube ich, daß beim Abmarsche unserer Truppen Offiziere in Klagenfurt blieben, die sich vielleicht in Privathäusern versteckt halten. Spaßig ist es, daß wir früher die Österreicher durchziehen sahen, die sich für verloren hielten, und nun die Franzosen, die auch ihren Untergang prophezeien.

26. Mai: Gestern sahen wir beim Bischof Graf *Salm*[1]) den General *Chasseloup*[2]) und seinen Adjutanten, die uns über das Schicksal des Grafen Goëß beruhigten. Der General war Gouverneur in Mantua, als man den Grafen dorthin brachte. Er habe sich viele Freunde gemacht und befinde sich vollkommen wohl.

Ein gewisser General, dessen Namen ich nicht weiß, läßt soeben unsere Pferde und die meiner Schwester, sowie unsere hübsche Kalesche fortführen. Seine Leute hatten die genaue Liste der armen Tiere, jedenfalls wurden sie verraten, denn wir hatten sie in den Bergen versteckt gehalten. Unser Kutscher kam mit dieser Nachricht, weinend und mit zerrauften Haaren. Dieses Er-

1) Franz Xav. Altgraf von *Salm-Reifferscheid* (1749—1822), Kardinal und Fürstbischof von Gurk, residierte seit 1787 in Klagenfurt. Sein opferwilliges, echt patriotisches Wirken in den Kriegsjahren 1805 und 1809 ist heute noch unvergessen. Mit den Kärntnern zog er selbst gegen die Franzosen und stand bei Volano im Feuer. Seine Kunstschätze, sogar Wagen und Pferde gab er hin, wenn es galt, Klagenfurt eine Demütigung oder eine Kriegssteuer zu ersparen. — Sein Leichnam ruht in der Gruft der Gurker Fürstbischöfe in Straßburg zu Kärnten.

2) François Marquis de Chasseloup-Laubat (1754—1833), bekannter französischer Ingenieurgeneral.

eignis ist besonders für Mama sehr unangenehm. Wir hatten die Pferde von unserem Gute in Oberösterreich nach Wien, von dort nach Klagenfurt mit aller nur erdenklichen Schonung mitgeführt, und die Alpenluft hatte sie rund und munter gemacht. Welchem Schicksal gehen sie jetzt wohl entgegen!

30. Mai: Es sind 1800 gefangene Österreicher, Offiziere und Mannschaft angekommen. Es war ein schrecklicher Anblick, diese Armen in Lumpen, fast im Hemd zu sehen. Ein französischer Tambour, seine Trommel schlagend, ging voraus, wie bei einem Jahrmarkt, wo man wilde Tiere zeigen will. Das Volk lief zusammen, auch ich ging mit meiner Jungfer in der Hoffnung hin, etwas von der großen österreichischen Armee zu erfahren. Ich sprach mit diesem und jenem und bekam so gute Nachrichten über Erzherzog *Karl*, daß ich fast fürchte, sie zu glauben. Vor vier Tagen waren sie, wie sie erzählten, in einem Gefechte bei Murau gefangen genommen worden. Der General (Franz) *Jellachich* kommandierte sie; als er gegen Abend sah, daß Kavallerie den Franzosen zu Hilfe kam, befahl er seiner Infanterie, sich zu ergeben. Er selbst entkam zur Armee des Erzherzog *Johann.* Auf diese Weise kamen diese tapferen Soldaten in Gefangenschaft. Diejenigen, welche sich ergeben hatten, wurden halbwegs menschlich behandelt, während solche, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, die härteste Mißhandlung über sich ergehen lassen mußten. Ein Leutnant erzählte mir mit Tränen im Auge: „Sie haben mir alles genommen, das lasse ich mir noch gefallen, aber mißhandelt haben sie mich, geschlagen, für einen Offizier ist das zu hart!“ Dieser Unglückliche hatte nur seine Lumpen auf sich. Ich schämte mich, ihm eine Unterstützung zu geben, endlich überkam

mich das Mitleid und ich steckte ihm etwas Geld in die Hand mit den Worten: „Ich schäme mich recht sehr.“ — Die Farbe meines Gesichtes muß diese Worte noch bekräftigt haben. Dann lief ich davon. Zu Hause machten wir eine Kollekte und verteilten die Summe unter die Soldaten. Die Ortsbewohner ahmten uns nach, betraten ohne Scheu die Kaserne, wo eine große Zahl Österreicher einquartiert waren, und verteilten Brot, Wein und Fleisch.

In der Früh wohnte ich mit Mama der heiligen Messe bei. Beim Verlassen der Kirche trafen wir mit zwei österreichischen Offizieren zusammen, die Mama um Nachrichten über die große Armee bat. Sie versicherten, daß alles gut ginge. Einer dieser Herren war ein polnischer Graf, ein halbes Kind, der als Kadett im Regimente Reuß diente. Er dauerte uns in seiner zerrissenen Uniform. Er kannte einen unserer Freunde, den Grafen Ignaz *Ledóchowski*[1]), konnte uns aber nicht sagen, wie es ihm gehe. Mama schickte, ohne ihren Namen zu nennen, diesen beiden Offizieren eine kleine Summe. Wäre ich nur reicher! ...

Die guten Nachrichten, die ich mehrfach erwähnte, bestätigten sich immer mehr. Es war die Schlacht bei *Aspern*, diese Heldentat Erzherzog Karls. Das zwei Seiten lange Bulletin, das uns heimlich zukam, erzählte von der Einschließung Napoleons auf der Insel Lobau und von zahllosen Einzelheiten des entscheidenden Kampfes. Es war in dieser Schlacht, wo unser Freund Graf

1) Graf Ignaz *Ledóchowski* (1789—1870) leitete die heldenmütige Verteidigung der polnischen Festung Modlin, die sich am 9. Oktober 1831 ergeben mußte. Er hatte schon früher in einem Gefecht ein Bein verloren und galt als ein vortrefflicher Soldat. Er starb als polnischer Generalmajor 1870 in Klimontow in Rußland. (Notiz d. Verf.) Er heiratete Luise v. Nalecz-Górski (gest. 1833).

Rzewuski[1]) das Maria Theresienkreuz verdiente. Zuerst Hauptmann der Landwehr, hatte er gebeten, als Kadett in ein Kavallerieregiment eintreten zu dürfen, um öfters in das Feuer zu kommen. Als der General *Aspre*[2]) sein Pferd durch einen Schuß verlor, gab ihm *Rzewuski* das seinige und machte die Attacke zu Fuß mit. Nach der Schlacht machte ihn Erzherzog Karl zum Rittmeister. In der Relation wollte er aber nicht genannt sein.

Dieser Sieg, dessen Ereignisse ebenso, wie dessen geringe Ausnützung durch den Sieger heute Geschichte sind, erregte begreiflicherweise große Begeisterung in Österreich. In der Tat hatte sich das Kriegsglück gewendet. *Napoleon* war genötigt worden, sich auf eine Donauinsel zurückzuziehen, wo er sich die ersten Tage verloren glaubte. Daß er es nicht war, daß Erzherzog *Karl* während sechs Wochen ihn untätig beobachtete, wie eine Katze eine Maus, bis der Besiegte sich eine Brücke erbaut hatte und entkam, um den Sieger anzugreifen, das sind Rätsel, die 34 Jahre nicht aufzulösen vermochten. Dem denkenden Menschen erscheint in dem Dunkel dieser Ereignisse unwillkürlich das Wort Verrat wie ein entsetzliches Gespenst, aber dieses Wort hat die Geschichte bisher noch nicht ausgesprochen. Man muß es abwarten. Sicher ist, daß in den Annalen der Armee ein General[3]), der das blinde Vertrauen des

1) Anscheinend ein Irrtum; im offiziellen Verzeichnisse der Maria Theresien-Ordensritter erscheint der Name Rzewuski nicht.

2) Constantin Karl van Hoobreuck, Baron *d'Aspre*, F. M. Lt. und Kommandeur des M.-Ther.-Ordens, geb. 6. April 1761, gefallen bei Adlerklau 7. Juni 1809.

3) Der Generalstabschef Philipp Graf *Grünne* (gest. 1854), auf den die Verfasserin hier anspielt. Wie die Sage und Hormayr erzählen, sollte er im Auftrage des Kaisers Franz selbst, der die Popularität und den aufsteigenden Ruhm seines Bruders mit bedenklichen Augen und unverhohlenem Neid ansah, Verrat geübt haben. Der

Siegers von Aspern besaß und noch besitzt, mit einem schimpflichen Verdachte befleckt blieb. Einige Jahre nach dem Siege schlug Kaiser *Franz* dem Erzherzog vor, ihn an die Spitze der Armee zu stellen, unter der Bedingung, daß er aus seiner Umgebung den Mann entferne, den die Armee als Verräter bezeichne. Der Marschall zog es vor, lieber auf alle Ehren zu verzichten, als dieser Forderung nachzukommen. Diese vielleicht schlecht angebrachte Großmut verurteilt seither den Sieger von Aspern dazu, in der Verborgenheit zu leben.

Wenige Tage nach Empfang dieser Siegesbotschaft fanden wir, von einem Spaziergange zurückkehrend, die ganze Stadt in großer Aufregung; man erzählte, General *Chasteler* nahe mit den Tirolern von der einen Seite, Erzherzog *Johann* mit den Ungarn von Völkermarkt her. Die Franzosen in Klagenfurt waren infolgedessen in nicht geringer Verlegenheit. Entfernt von ihrer Armee und vielleicht von ihr abgeschnitten, inmitten einer feindseligen Bevölkerung, die den zahlreichen Gefangenen leicht Waffen zuführen konnte, schien ihre Lage fast verzweifelt. Verkleidete österreichische Offiziere zeigten den Klagenfurter Behörden heimlich die Ankunft Chastelers für den nächsten Tag an.

Meine Schwester ließ die Haustüre versperren, ihre Dienstboten mußten die ganze Nacht wach bleiben. Bald darauf hatten wir ein komisches Abenteuer. Gegen

Kaiser habe sich gefürchtet, verdrängt zu werden und so lieber die Schlacht verloren, um dadurch seine Prinzipien zu verfolgen (vide Vehse, Gesch. d. österr. Hofes u. Adels, 9. Bd., S. 221). Erzherzog Karl relationierte über G. äußerst lobend, doch schied dieser 1809 aus der Aktivität und wurde dem Kriegsminister Graf Colloredo zugeteilt. „Eine vertrauliche Äußerung über den Verlauf der letzten Kriegsereignisse gab Anlaß zu seiner Pensionierung." (S. Ersch und Grubers Enzykl., Bd. 95, S. 326ff.)

11 Uhr, als wir zu Bette gehen wollten, ließen sich zwei italienische Offiziere bei meiner Schwester anmelden. Der eine war ihr bekannt, da er einmal, allerdings unwichtige Nachrichten über ihren Gatten gebracht hatte. Nur der eine Offizier hatte einen Degen, der andere befand sich in Nachtkleidung und hatte offenbar nicht die Zeit gefunden, seine Toilette zu vollenden. Beide sahen bleich aus und zitterten. Sie beschworen meine Schwester, sie vor der Wut der Bevölkerung und der österreichischen Gefangenen zu retten und ihnen ein Versteck anzuweisen. Meine Schwester, die nicht an diese Gefahr glaubten wollte, sagte zu, verlangte aber den Degen. Der junge Offizier gab ihn ohne Zaudern ab und erbot sich sogar, auch seine Uniform auszuziehen, was sich Isabella aber verbat, indem sie lachend sagte, sie sollten nicht noch mehr ihre Toilette derangieren. In einer Kammer unter dem Dache schliefen die beiden Helden ganz friedlich die ganze Nacht, bis der anbrechende Tag ihre Schreckgespenster verscheuchte. Der Degen ruhte diese Nacht zu Füßen meines Bettes. Wären alle Feinde Österreichs so beschaffen, wie diese beide Helden, so möchte unser Vaterland nichts zu befürchten haben.

Da infolge des Gerüchtes vom Anrücken *Chastelers* — die andere Nachricht hatte sich als falsch herausgestellt — alle österreichischen Offiziere die Privathäuser, wo sie untergebracht waren, gegen ein enges Quartier in einem öffentlichen Gebäude vetauschen mußten, so verließen uns auch zwei ungarische Offiziere (darunter ein Baron *Sternfeld*), die bei uns logierten.

4. Juni: Die Österreicher sind vor der Stadt, die Tore sind geschlossen, die Franzosen alle unter Waffen. Die Belagerer befehligt General *Chasteler;* der französische

General *Ruska*[1]), ein Septembrist der schlimmsten Sorte, hat das Kommando der Garnison übernommen.

5. Juni: Ruska hat in die Stadt alle Truppen, Kanonen und Bagagen zusammengezogen. Er wollte gestern auf die Nachricht vom Anrücken der Österreicher abmarschieren, fand aber nicht genug Pferde, um seine Fuhrwerke zu bespannen und entschloß sich daher, die Stadt so teuer als möglich zu verkaufen. Nachmittags fiel Ruska aus, es begann eine Kanonade, doch wurde das Gefecht bei anbrechender Dunkelheit abgebrochen.

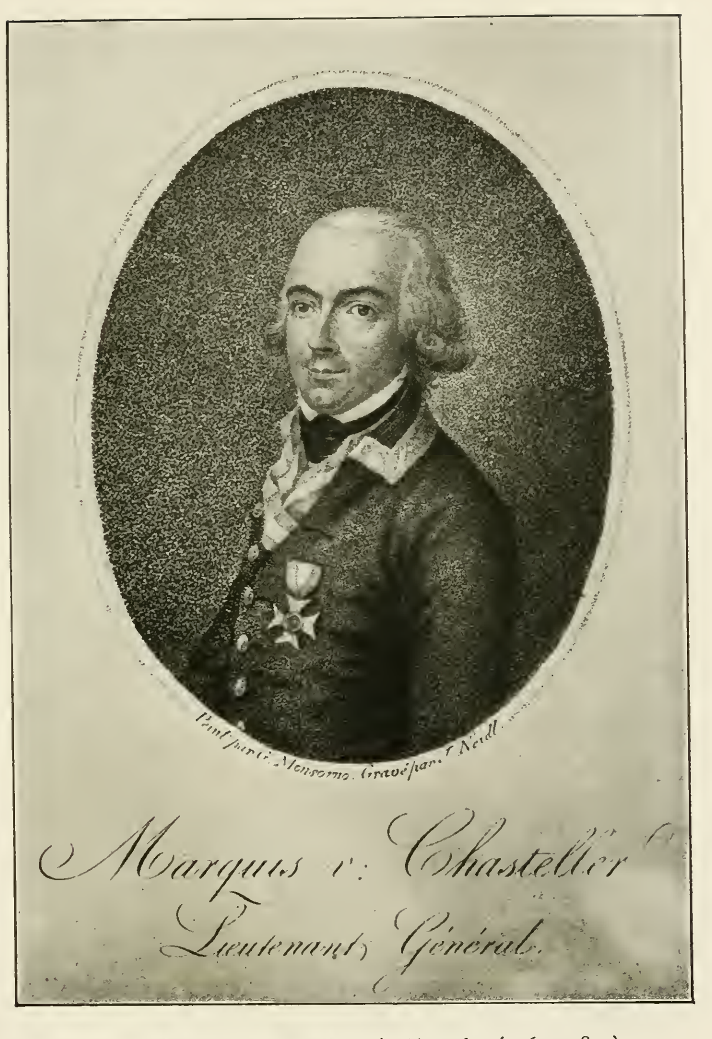
6. Juni: Um 2 Uhr morgens begann die Kanonade wieder; die Österreicher werfen mit ihren geschickt auf einer Höhe postierten Kanonen ganze Reihen anstürmender Franzosen nieder. Man schlägt sich mit größter Wut. Fortwährend werden Verwundete in die Stadt gebracht, ebenso gefangene Österreicher. Der Kampf dauert nun schon 15 Stunden und man erzählt sich, daß Ruska eine ehrenvolle Kapitulation angeboten, Chasteler aber geantwortet habe, es sei zu spät, er verlange alle Waffen und die ganze Bagage. An dieser hängt aber

1) François-Dominique *Rusca*, geb. in Dolce aqua 1761, getötet bei der Belagerung von Soissons 1814, ursprünglich Arzt, wurde während der französischen Revolution Soldat, 1794—95 in Italien, 1796 Divisionsgeneral. In der Schlacht an der Trebbia gefangen, kehrte er erst nach der Schlacht von Marengo zurück und erhielt das Kommando über Elba. 1809 wieder aktiv, zeichnete er sich in Tirol, Kärnten und Krain aus, worauf er sich wieder zurückzog. 1813 war er Kommandant von Soissons. — In Klagenfurt bewohnte er 1809 das fstl. Porziasche Haus; er ließ die Stadt in einen festen Platz umwandeln, die Häuser auf den Stadtwällen und vor den Festungswerken wurden niedergerissen, wobei auch die Schutzengelkirche (erbaut 1670) in der St. Veitervorstadt zum Opfer fiel. Alle Stadtkirchen wurden Magazine, das Ursulinenkloster ein Militärspital. Als die Franzosen endlich am 11. 1. 1810 Klagenfurt verließen, sprengten sie die Festungswerke und die schönen, alten Stadttore in die Luft.

Ruska, seine Soldaten beklagen sich, daß sie wie die Hammel zur Schlachtbank geführt werden, nur um ihm seine Reichtümer zu retten, die er sich in dem Kriege zusammengeraubt habe. Ruska hat auf dem Platz, gerade unter unseren Fenstern, alle Munitionswagen aufstellen und Chasteler diese Maßnahme sagen lassen, was diesen natürlich veranlaßte, Bomben in die Stadt zu werfen und seine Position weiter zu halten. Wir sehen von einer Dachluke dem Kampfe zu, wir betrachten den Angriff auf ein Dorf, die fruchtlosen Anstrengungen der Franzosen, Terrain zu gewinnen, und endlich ihre Rückkehr, übrigens in guter Ordnung, in die Stadt. — Man erwartete für die Nacht einen Angriff der Österreicher auf die Stadt. Ein französischer Dragonermajor erschreckte uns mit der Nachricht, Chasteler würde mit glühenden Granaten die Stadt beschießen und die schwachen Mauern niederlegen, die Franzosen seien aber entschlossen, sich auch in den Straßen bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Welche Angst standen wir aus, sicherlich aber meine arme Mutter! Trotzdem legten wir uns ruhig zu Bette, überzeugt, daß es immer noch Zeit genug wäre, unsere Röcke anzulegen, bevor wir erstochen, geröstet oder in die Luft gesprengt würden.

7. Juni: Die ganze Nacht sah man außerhalb der Stadt Lagerfeuer brennen, des Morgens aber war kein österreichischer Soldat mehr zu sehen. Warum sie abgezogen, warum sie nicht ihre Vorrückungslinie einhielten und die Franzosen aus Klagenfurt verdrängten, das wußte weder Feind noch Freund. — Abends kamen die Franzosen von ihrer Rekognoszierung sehr ermüdet und bestürzt zurück. *Chasteler*[1]) hatte eine Kriegslist ge-

[1]) Joh. Gabriel Marquis *Chasteler-Courcelles* (1793—1825), Sohn des Marquis Franz Gabriel, k. k. Km. Geh. Rat, Lt. der niederl.



F.-Z.-M. Joh. Gabriel Marquis Chasteler (1763—1825)

Nach einem Stich nach Mensorno in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek



braucht, indem er die Franzosen einen ganzen Tag beschäftigte und unter dem Schutz der Nacht seine Kanonen sowie sein Korps über die Drau brachte und die Brücken hinter sich zerstören ließ, um zu Erzherzog *Johann* in Ungarn zu stoßen.

Nach diesen aufregenden Tagen folgten nun ruhigere, aber immerhin bekümmerte uns die Unkenntnis der weiteren Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze. Diesmal trug diese Unwissenheit nicht, wie vor einigen Wochen dazu bei, uns eine selige Ruhe zu verschaffen, dafür sorgte vor allem der boshafte und grausame General *Ruska*.

Er wollte viele Österreicher, die wegen Aufruhr angeklagt waren, erschießen lassen. Diesem widersetzte sich der edle General *Regnauld*, Stadtkommandant von Klagenfurt, trotzdem er dabei seine Stellung riskierte. Ruska beeilte sich auch, ihn durch eines seiner Geschöpfe zu ersetzen. Nur dem Widerstande Regnaulds und dem Umstande, daß sich die Unschuld der Angeklagten nachträglich herausstellte, verdankten sie ihr Leben.

Nicht nur die Bürger, sondern auch die eigenen französischen Soldaten hatten unter der Laune Ruskas viel zu leiden. Nur ein entschlossenes Auftreten konnte ihm

Arcièrengarde-Kompagnie (gest. 1790) und der Josefa Albertina Gräfin Thürheim (1742—65); aus einem Seitenzweig des Lothringischen Hauses entsprossen, wurde er ein berühmter österreichischer Kriegsheld, F. Z. M. und Kommandeur des M.-Ther.-Ordens, 1809 befehligte er das 8. Korps in Tirol, wurde schließlich am 13. 5. 1809 bei Wörgl geschlagen und zog sich durch Tirol und Kärnten zurück, um sich bei Gonobitz mit dem Banus von Croatien F. M. Lt. Grafen Gyulai zu vereinigen. — Am 6. Juni entspann sich vor dem Villachertore und gegen das Kreuzbergl vor Klagenfurt ein scharfes Gefecht, welches die Österreicher aber in der Nacht abbrachen, um gegen Völkermarkt abzuziehen. Später wurde Ch. Militärgouverneur von Venedig.

imponieren. So rettete Bischof Graf *Salm* auf diese Weise einem Bürger das Leben, das dieser verwirkt hatte, indem er das Vorhandensein von Waffen verheimlichte. Ruska verschwor sich zwar in einem Anfall sinnloser Raserei, der alle Zuhörer erzittern machte, der Bitte Salms nicht zu willfahren, aber in einem Moment der Rührung über den Tod eines seiner Freunde, gab Ruska dennoch nach. „Gehen sie," sagte der gezähmte Wüterich, „der Mann ist frei und verdankt nur Ihnen sein Leben."

Meiner Schwester Isabelle gelang es ebenfalls einen solchen Akt der Menschlichkeit zu unterstützen. Eines Morgens machte ihr ein piemontesischer Offizier *Andreotti* unter irgend einem Vorwande einen Besuch und erzählt unter anderem, daß ihm die Anklage gegen drei Bauern übertragen sei, die in der Verzweiflung einen unbewaffneten Franzosen erschlagen hätten. Mit ebensoviel Geist, als Menschlichkeit wies ihr Andreotti den Weg, diese Armen zu retten, ohne seiner Stellung als Richter etwas zu vergeben. Sobald er sah, daß wir ihn verstanden, verließ er uns augenblicklich. Meine Schwestern Goëß und Konstantine besuchten denn auch nach der Reihe alle Mitglieder des Stadtmagistrates, um diese für das Los der Angeklagten zu interessieren. Wie groß war aber ihre Enttäuschung, nur eine unverhüllte Gleichgültigkeit bei allen diesen Herren zu finden. Der feindliche Offizier zeigte viel mehr Herz, als die eigenen Landsleute. Erst die Andeutung Isabella's, daß bei Rückkehr der Österreicher und Revision dieser Angelegenheit ihr Benehmen ihnen die Stellung kosten könnte, veranlaßte den Magistrat, im Vereine mit Andreotti, wenigstens zwei der Angeklagten vom Tode zu erretten.

Andreotti besaß ebensoviel Bescheidenheit, als militärische Verdienste. Er war mit Wunden bedeckt und fiel

noch vor Beendigung dieses Krieges. Seit der eben erzählten Begebenheit, wo er sich für die österreichischen Gefangenen so uneigennützig verwendet hatte, verkehrte er viel in unserem Hause. Eines Tages erzählte er uns von einem edelmütigen Zuge eines österreichischen Offiziers, der ihm das Leben rettete. In einem Gefechte bei Trient griffen die Franzosen eine Brücke an, die der Feind unter heftigem Artilleriefeuer hielt. Unter großen Verlusten mußten sich die Franzosen zurückziehen. Andreotti, der schon einen Schuß in die Hand, einen in den Fuß erhalten hatte, empfing noch einen dritten in die Brust und stürzte am Rande der Brücke nieder, so zwar, daß er mit dem halben Körper über der Etsch hing und sich im Todeskampf mit ersterbenden Händen an einer Planke festhielt. Plötzlich nahten die Österreicher, Andreotti glaubte sich verloren, als ein feindlicher Offizier mit zwei Soldaten auf ihn zueilte und ihn in ein benachbartes Haus tragen ließ, wo er gepflegt wurde und genas. Im ganzen konnte Andreotti neun Schuß- und mehrere Säbelwunden aufweisen, von denen nur zwei gefährlich waren, die er aber nicht zählte, weil er sie nicht vor dem Feinde bekommen hatte. Die Schußwunde, die er bei Trient durch die Brust bekommen, nötigte ihn, während 40 Tagen nur durch diese Wunde zu atmen. Er zeigte uns die Narbe, man hätte ganz gut ein Taubenei hineinlegen können.

Die Franzosen gefielen sich in diesen Tagen in falschen Alarmen, ich weiß nicht, ob ihre Angst begründet ist. Jedenfalls schien es uns sehr lächerlich, wenn sie die Waffen ergriffen, die Befestigungen besetzten, den Generalmarsch schlugen und die ganze Nacht einen Heidenlärm vollführten, wie wenn die Österreicher schon in nächster Nähe wären; und doch zeigte sich nirgends ein

Feind. Man erzählte uns, daß die Vedetten des Nachts frisch aufgerichtete „Heumandeln“ für österreichische Kavallerie gehalten hatten.

Endlich verließ uns General *Ruska* und wir atmeten alle auf. Nur die Erpressungen der Intandanten stellen die Geduld der Klagenfurter noch auf die Probe. So verlangte einer dieser Herren von der Stadt eine bedeutende Summe für das Wickelzeug seines neugeborenen Kindes. Und als er diese dank der Unterwürfigkeit der Behörde bekam, verlangte er noch einmal die gleiche Aussteuer, indem er sagte: „Madame l'intendante a tout l'air de devoir mettre au monde des jumeaux.“

27. Juni: Das Stocken der Ereignisse bedrückt nicht nur uns, sondern auch die französischen Offiziere. Man weiß, daß Erzherzog *Karl* die ganze Linie von der bayrischen Grenze bis Preßburg in Händen und sich auf dem linken Donauufer verschanzt hat. Alles scheint auf einen Hauptschlag seinerseits zu deuten, der Horizont verdunkelt sich, ein großes Gewitter bereitet sich vor. Um den täglichen albernen Gerüchten und den Besuchen der französischen Offiziere aus dem Wege zu gehen, entfliehen wir auf einige Tage auf das Gut meiner Schwester *Karlsburg*, drei Meilen von Klagenfurt.

Nicht weit von Karlsburg befindet sich das Saalfeld, worauf ein steinerner Thron, der sogenannte *Herzogsstuhl* steht, ein aus alten Steinplatten zusammengesetzter großer Armsessel. Da er sehr verwahrlost aussah und durch das weidende Vieh beschmutzt wurde, erreichte es meine Schwester *Goëß* durch Verwendung des Erzherzogs *Johann* und der kärntnerischen Stände, daß das ehrwürdige Monument mit einem Eisengitter umgeben wurde[1]).

1) Gemeint ist der bekannte Herzogsstuhl auf dem Zollfelde in Kärnten, den die Gräfin Goëß mit einem Schutzgitter umgeben

28. Juni: Der Friede ist geschlossen. Ich schreibe diese für die Menschheit so tröstlichen Worte mit wahrer Beklemmung, die Tränen hindern mich fast am Schreiben. Die Freiheit, das Glück meines armen Vaterlandes sind also dahin. Wenn auch die Friedensbedingungen noch nicht bekannt sind, so weiß doch jedermann, was er von Napoleon zu erwarten hat.

24. Juli: Noch ist nichts offiziell. Es scheint, daß der Friede noch nicht perfekt ist. Man spricht ferner davon, daß die Russen, nachdem sie als unsere Freunde in Galizien einmarschiert waren, sich gegen uns erklärten; auch wird erzählt, daß Erzherzog *Johann* nichts von einem Frieden hören und auf eigene Faust weiterkämpfen will usw. Eines ist sicher, daß die Stände von Kärnten, Steiermark und Krain überall dort, wo kein Feind, den Befehl erhielten, die Landwehr zu etablieren. Ganz verläßlich ist auch die Nachricht, daß Herr v. *Zamoyski*[1]) zu den galo-polnischen Insurgenten an der Spitze einer Truppe übergegangen ist. Herr *Alexandrowitz*[2]) und Graf Artur *Potocki* folgten seinem Beispiel. Und diese Leute sind die nämlichen, die unser Kaiser im letzten Winter mit Güte überhäuft hat. Artur und Alexandrowitz, beide Galizianer, dienten dem Haus Österreich, *Ledóchowski*[2]), Schwiegervater des letzteren, bekam den Leo-

ließ. Ebenso ließ sie auch während der Statthalterschaft ihres Gatten in Galizien die Ruhestätte des Königs Boleslaw von Polen wiederherstellen. (v. „Carinthia", Jahrg. 1855, Nr. 26).

1) Wohl Stanislaus Graf *Zamoyski* (1775—1826), s. später. Die Kämmererwürde wurde ihm 1810 abgenommen.

2) Stanislaus Graf Witold *Alexandrowitz*, geb. 16. 2. 1781, gest. 13. 8. 1826, k. k. Km. Senator-Castellan von Polen, verheiratet 16. 4. 1805 mit seiner Cousine Apollonia (geb. 9. 2. 1787, gest. 28. 2. 1873), Tochter des Grafen Anton *Ledóchowski* (gest. 1835) und Julie Gräfin Ostrowska (gest. 1802). Grafenstand ddo. 9. 10. 1800. Stanislaus verzichtete 1809 auf die Kämmererwürde.

poldsorden, *Zamoyski* wurde Geheimer Rat und seine Frau Palastdame. Die Polen machen sich durch diesen Verrat selbst in den Augen derjenigen unmöglich, die daraus Nutzen ziehen ...

Wir erhielten Nachrichten von Franz *Hager* und Karl *Chotek*. Sie leben in Todesangst und Ungewißheit, wie wir. Hermann *Chotek*, *Johann Paar*[1]), Herr del *Hoste* und Moriz *Clary* (Enkel des Prinzen de Ligne) sind in Chalons kriegsgefangen. Graf *Goëß* schrieb Isabelle, sie möge nach Wien gehen und seine Befreiung von Napoleon verlangen. Aus diesem Grunde wird sie mit Konstantine, Monsieur Lux und mir in einigen Tagen abreisen. Mama mit dem Rest der Familie bleibt vorderhand im Landhause meines Schwagers Goëß in Ebental bei Klagenfurt.

Am Tage unserer Abreise erfuhren wir den Tod Pepi *Choteks*, der in der letzten Schlacht gefallen war. Zum Nachteile ihrer schwachen Gesundheit härmte sich meine arme Schwester Konstantine, die Pepi innig geliebt hatte, lange Zeit ab. Diese Todesnachricht war nicht die einzige, die wir in Wien erfuhren. Graf Tony *Weißenwolff*[2]), Graf Adalbert *Clary*[3]), der eine schwangere Frau und mehrere Kinder hinterließ, Hauptmann *Kaiser*, der General *d'Aspre* und viele andere waren auf dem Felde der Ehre geblieben.

Wir erfuhren in Wien mehrere Details über die Schlacht von *Aspern* und das unerklärliche Verhalten des Erzherzogs Karls; hier sind sie: „Nach der Schlacht

1) Joh. Karl Fürst *Paar*, seit 1801 Theresienritter, öst. General, heiratete 1783 Maria Aloisia Gräfin *Cavriani*.

2) Anton Graf *Ungnad-Weißenwolff*, geb. 1770, Oberstlt. beim I.-R. Nr. 33, bei Aspern verwundet, starb 5. 6. 1809.

3) Adalbert Wenzel Graf *Clary-Aldringen*, k. k. Km. und Major, gest. 1809, heiratete 1804 Amalie Gräfin *Nádasdy*, gest. 1838.

sah sich *Bonaparte* auf der Insel Lobau mit einer geschlagenen und erschöpften Armee eingeschlossen, am Rande des Unterganges. Er litt Mangel an Lebensmitteln, an Munition, und wie wenn sich auch der Himmel verschworen hätte, trat die Donau so über ihre Ufer, daß die Soldaten bis über die Knöchel im Wasser waten mußten. Der mittelmäßigste General, sogar ein Anfänger in der militärischen Kunst hätte, wie die Fachleute sagen, diese entsetzliche Lage Napoleons benützt, um ihn zu vernichten. Eine Verfolgung auf die Insel war leicht zu bewerkstelligen, noch leichter aber, den Rest der Armee, welcher sich der Gefahr nicht entziehen konnte, mit Kanonen zu beschießen und die Brücken, welche die Lobau mit dem rechten Ufer verbanden, mit Brandern zu zerstören. Die meisten Generäle beschworen den Erzherzog auf den Knien, diese einzig dastehende Gelegenheit auszunützen, die den Feind der Menschheit ihm auf Gnade und Ungnade ausliefere. Der Prinz, stolz auf den errungenen Sieg und von unfaßlicher Blindheit geschlagen (wer erkennt hierin nicht den Finger Gottes!), verweigert standhaft jede offensive Bewegung. Sechs Wochen hindurch bleibt er ein ruhiger Zuschauer, als der Feind Verschanzungen aufwirft, seine Schäden behebt, den Übergang auf das linke Ufer vorbereitet und den Angriff mit seiner ganzen Macht beginnt. Aber der Tapferkeit der österreichischen Soldaten, würdig der edlen Freiheitskämpfer, gelang es, in der mörderischen Schlacht von *Wagram* den Feind bis gegen Wien zurückzuwerfen. Der rechte Flügel siegte, der Feind hatte namhafte Verluste, als plötzlich der linke Flügel, den der Erzherzog kommandierte, durch das geschickte Manöver eines französischen Generals nachgab. Der Erzherzog verlor den Kopf, ließ zum

Rückzug blasen, verließ in guter Ordnung das Schlachtfeld und zog sich hinter Znaim zurück, wo er, ohne den Kaiser zu fragen, einen Waffenstillstand abschloß, der dem Feinde das Herz der Monarchie und die wichtigsten Grenzen überliefert. Es wird lange dauern, bis die letzten Triebfedern dieses eigentümlichen Ereignisses bloßgelegt sind. Gewiß ist es, daß der Kaiser wütend wurde, als er von dem Abschlusse des Waffenstillstandes hörte; nur die drängendste Notwendigkeit veranlaßte ihn, in die Ratifizierung einzuwilligen. Erzherzog Karl hat auf alle militärischen Würden verzichtet und sich nach Teschen zurückgezogen, wo er bei seinem Onkel, dem Herzog *Albert*, lebt. So erlosch für immer der Ruhm dieses unglücklichen Prinzen. Man entschuldigte sein Vorgehen mit der Furcht, zwischen zwei Feuer zu geraten, da die russische Armee durch Galizien herannahte; man schob auch, und wohl mit mehr Recht, die Schuld auf den zufälligen oder vorsätzlichen Aufenthalt, der den Erzherzog Johann hinderte, ihm zu Hilfe zu kommen (auch ein Rätsel, das mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt blieb). Was man aber auch tut, um den Erzherzog Karl zu entlasten, so blieben doch die Fehler, die er seit der Schlacht von Aspern bis zum Waffenstillstande von Znaim beging, ein unauslöschlicher Flecken auf seinem Ruhmesblatt." In meiner Parteilichkeit für diesen Prinzen schrieb ich in meinem Tagebuch: „Trotz allem Übel, das er uns zugefügt, kann ich einen Mann nicht verachten oder hassen, dem wir viele Erfolge verdanken, der erst vor kurzem, nach schwerem Unglück, in seinem Genie und der Tapferkeit seiner Soldaten Mittel und Wege gefunden hatte, durch einen glänzenden Sieg mit einem Schlag die Ketten von ganz Europa zerreißen zu können.... Daß er zu diesem

Schlage nicht ausholte, daß er sich an seinem Ruhme bis zum Übermaße berauschte, oder daß er dem Bestande seines Glückes nicht traute, ist dies nicht eher Schuld des unglücklichen Sternes von Österreich, als die des bedauernswerten Prinzen? Seine heutige Situation ist erbarmungswürdig: einsam, eine Beute nervenerschütternder Vorwürfe, eines schönen Einkommens beraubt, von der ganzen Welt verlassen, angeklagt von seinen Landsleuten, verurteilt von seinem Bruder und müßiger Zuseher des Unterganges seines Vaterlandes, das er hätte retten können, ist sein Los wirklich entsetzlich. Diejenigen, welche ihn in ihrem feigen Egoismus mit Vorwürfen überhäufen, bedenken nicht, daß er hundertfach das Übel sühnt, das er ihnen bereitet hat"[1]).

Es ist schier unmöglich, alles zu erzählen, was die Bewohner der Länder, wo sich der Krieg abspielte, erdulden mußten.

Man sagt, *Napoleon* selbst habe befohlen, die Österreicher für ihren Enthusiasmus zu bestrafen. Eines Tages befand er sich an einem Fenster und beobachtete mehrere brennende Dörfer. Man fragte ihn, ob er nicht dem Brande und Raube Einhalt tun lassen wolle. Doch er antwortete kalt: „Der Soldat muß doch auch sein Vergnügen haben!" Der Kaiser hatte den General Graf

1) Das Benehmen des Siegers von Aspern ist längst gerechtfertigt worden. Der vierte Teil der Armee war verloren, ebenso eine Menge Brückenmaterial; es fehlten also Erzherzog Karl alle Mittel, um über die angeschwollene Donau zu setzen. Die Abschließung des Znaimer Waffenstillstandes geschah im Auftrage des Kaisers, der allerdings später, von der Kriegspartei beeinflußt, seinen Entschluß änderte, als es zu spät war. Dies veranlaßte den Bruch mit seinem Bruder. (Siehe Näheres im epochalen Werke „Erzherzog Karl von Österreich" von Oberstleutnant Osk. Christe, Wien 1912.) — Die obigen Details sind aber insoferne interessant, als sie das Urteil der damaligen Zeitgenossen wiederspiegeln.

Weißenwolff[1]) zu Napoleon mit dem Auftrage geschickt, zu erklären, daß das Leben der von ihm gefangenen Generäle *Durosnel* und *Fouler*[2]) für das des Generals *Chasteler* bürge, den Napoleon in das Gefängnis werfen ließ. Napoleon kam in die höchste Wut und rief unter anderem aus: „Wenn der Kaiser von Österreich meinen Generälen nicht die Freiheit gibt, so lasse ich durch meine Tamboure eure Frauen schänden."

Man erzählt von ihm auch ein Wort, das beweist, wie gering er das Leben seiner Soldaten veranschlagte. Als er die Donau angesichts der feindlichen Armee passieren wollte, machte man ihm Vorstellungen, wie groß das Wagnis sei; er aber antwortete ruhig: „Ich werde der Donau 50 000 Mann zum Opfer bringen und passieren." Diese Barbarei wußte er seinen Soldaten so gut beizubringen, daß seine Offiziere selbst zweifelten, wie sie diese undisziplinierte Horde würden nach Frankreich zurückbringen können. Ich schäme mich, hier alle Abscheulichkeiten zu beschreiben, die in den Vorstädten und umliegenden Dörfern von Wien vor sich gingen. Die Franzosen gefielen sich darin, die heiligsten Gegenstände zu profanieren. In mehreren Kirchen zwangen sie die Priester, mit heiligen Gefäßen den Segen zu erteilen,

1) Nikolaus Graf *Ungnad-Weißenwolff* (1763—1825), F. M. Lt., Ritter d. M.-Ther.-Ordens, später Militärkommandant in Linz. Machte Ebelsberg, Aspern und Wagram mit.

2) Anton Joh. Aug. Comte *Durosnel*, geb. 9. 11. 1771, gest. 5. 2. 1849, französischer General, Kommandant der Pariser Nationalgarde während der 100 Tage, Pair von Frankreich seit 3. 10. 1837, wurde bei Aspern samt dem Oberststallmeister der Kaiserin General *Fouler* gefangen. Napoleon wollte Hormayr und Chasteler, sobald sie gefangen würden, füsilieren lassen. Daher die obige Erklärung Kaiser Franz', die aus Volkersdorf am 25. 5. 1809 datiert. Übrigens wurden weder Hormayr noch Chasteler gefangen; es blieb also bei der beiderseitigen Drohung. („Die Generale d. franz. Republik und des Kaiserreiches", Leipzig 1846, p. 335).

die sie vorher mit ihrem Unrat beschmutzt hatten. Die wildesten Völkerschaften, wie die Hunnen, Vandalen und Tartaren hatten eine Religion, die Franzosen besaßen keine mehr. Seit Bestehen der Welt zeigte sich dieses Phänomen zum ersten Male bei dem zivilisiertesten Volk der Erde. ...

Wien ist von Verwundeten und Kranken überfüllt. Gegen 30 000 liegen in den Spitälern. Es bietet einen traurigen Anblick, so viele verstümmelte Soldaten in den Straßen zu sehen. Doch die Barmherzigkeit der Wiener wetteifert mit der Größe des Unglückes.

General *Andréossy*[1]), der von Napoleon als Stadtgouverneur aufgestellt wurde, ist wegen seiner Milde sehr beliebt. Nach seiner Ankunft ließ er den Grafen *Harrach*[2]), der Arzt ist, zu sich rufen und sagte ihm: „Ich weiß, mein lieber Graf, daß Sie bestrebt sind, Ihr Leben aufzuopfern, um ihren Mitmenschen zu helfen. Ich glaube mich daher an keine bessere Adresse wenden zu können, als an Sie, um einen genauen Bericht über den

1) Anton Franz Graf *Andréossy* (1771—1828), nach dem Frieden von Amiens bis 1809 Botschafter in London, 1809 war er „General-insp. des kais. Artilleriekorps, Großoffizier der Ehrenlegion und Kdr. d. eisernen Krone", mit welchen Titeln er die Übergabe Wiens kontrasignierte.

2) Karl Borromäus Graf *Harrach* (1761—1829) konnte die Einwilligung zur Heirat mit einer Tochter des Grafen Fries von seinen Eltern nicht erlangen. Er faßte, um der Versuchung zu entgehen, sich selbst das Leben zu nehmen, das ihm zur Last geworden, den Entschluß, das Leben solcher zu erhalten, die weniger unglücklich waren wie er (Notiz d. Verf.). So wurde er 1803 Dr. med. und Magister der Geburtshilfe und ein hervorragender Humanist. „Mit goldenen Lettern", sagt Wurzbach, „verdiente es in der Geschichte des österreichischen Adels aufgezeichnet zu werden, was Graf Karl in den Unglücksjahren 1805 und 1809 geleistet hat, als Wien und seine Umgebungen mit einem Heere von notleidenden Gefangenen, Kranken, Verwundeten und Sterbenden überschwemmt war."

Zustand der Spitäler in Wien zu erhalten." Harrach erwiderte sofort, in den österreichischen Spitälern mangle den Kranken und Verwundeten alles Nötige. „Gut", erwiderte der General, „machen Sie mir eine genaue Aufstellung alles dessen, was nötig ist. Ich werde sodann vorsorgen." Und er hielt Wort. Er erzählte einmal, er habe sich von Napoleon das Kommando Wiens ausgebeten, um einer Bevölkerung zu nützen, die er über alles schätze.

Die Truppen der Alliierten geben an Grausamkeit den französischen nichts nach. Die Bayern sind hart und böswillig, die Italiener räuberisch, die Sachsen grob und diebisch, aber die Schandtaten der Württemberger übersteigen alles andere. Namentlich gegen die Priester, die sie wegen der Verschiedenheit der Religion hassen, benehmen sie sich abscheulich. Nur mit den Nassauern ist man zufrieden. Allerdings gab ihr Fürst seine Truppen mit dem Vorbehalt, daß sie nur für den Dienst in den Städten verwendet werden dürften, nachdem er früher bereits zwei Kontingente für Spanien beigestellt hatte. Daher machen diese braven Leute ihren Dienst im Vereine mit den Wiener Bürgern, die sie schätzen gelernt. Man versicherte mir auch, daß mehrere nassauische Offiziere sich in Wien verheiraten.

Der Aufenhalt in Wien, das ich so ungerne verlassen hatte, war während des Krieges ebenso traurig als gefährlich geworden. Zuerst der Schrecken eines Bombardements, die Furcht vor Hungersnot, dann die Lasten der militärischen Einquartierung, die Requisitionen und die Teuerung, die Furcht vor Raub, Plünderung und Brand, die Frechheit der ausgelassenen Soldateska, der Mangel einer geregelten Administration, die falschen Nachrichten und die getäuschten Hoffnungen. Sofort nach der Abreise des Kaisers hatte Erzherzog *Max* er-

klärt, daß er Wien bis auf den letzten Mann verteidigen werde. Die braven Wiener nahmen ihn beim Worte, ohne Furcht; sie bewaffneten sich und arbeiteten an den Festungswerken. Inzwischen ruhte sich der Erzherzog auf den Folgen seiner heldenmütigen Erklärung aus. Er traf keine Anstalten, Wien zu approvisionieren, keine Vorsichtsmaßregeln für einen Brand, er verlegte nicht die Artilleriemagazine aus den Vorstädten in die Stadt. Eine Deputation der Bürger, geführt von Magistratspersonen, wagte es, ihm Vorstellungen zu machen. Der Erzherzog antwortete, sein Schwager, der Kaiser, verlange keinen Rat, sondern nur Gehorsam. Er selbst sei der gleichen Meinung. Sein Stolz verletzte auch seine direkt Unterstellten. So hatte er mit dem Stadtintendanten Grafen *Chotek* eine erregte Unterredung, in welcher er ihm scharfe und harte Worte gab. Statt in Hinblick auf das öffentliche Wohl die bittere Pille hinunterzuschlucken, fühlte sich Chotek tief verletzt und verließ Wien fluchtartig. Der Kaiser erklärte ihn nachher aller Würden verlustig und verbannte ihn auf seine Güter.

Als *Napoleon* wenige Tage später vor Wien anlangte, bot er eine ehrenhafte Kapitulation an, die aber abgeschlagen wurde. Man fing an, die Kanonen auf die Wälle zu bringen. Die Franzosen etablierten darauf einige Batterien auf den umliegenden Höhen und bombardierten Wien mit Granaten und glühenden Bomben, die sie in den Vorstädten vorgefunden. Am anderen Morgen erfuhr man plötzlich, daß der Feind durch ein vergessenes Tor eingedrungen und der Erzherzog mit der Garnison bei einem anderen Tor abmarschiert sei. Groß war die Bestürzung. Dennoch gelang es dem Magistrat, eine ziemlich günstige Kapitulation zu schließen, deren Artikel aber leider nicht eingehalten wurden. Das Inter-

essanteste der Hofbibliothek, der kaiserlichen Archive, des naturwissenschaftlichen Kabinetts und vieles andere wurde nach Paris entführt. Die geheimen Verhaftungen begannen. Jeden Morgen hörte man, daß in der Nacht diese oder jene Persönlichkeit aufgehoben worden sei, erschossen[1]) oder nach Frankreich als Geisel entführt würde. Die Bürger ertrugen alles mit echt österreichischem Gleichmut. Nur die Schlacht bei *Aspern* machte ihnen Mut und Hoffnung. Am 6. Juli stand die ganze Bevölkerung auf den Dächern der Kirchen und des Belvederes, von wo man das Schlachtfeld erblicken konnte. Man hörte deutlich den Kanonendonner näher kommen, man schoß auf der Lobau, jedermann wurde es klar, daß der Feind sich zurückziehe. Die Herzen schlugen höher, die Freude malte sich auf den Gesichtern der braven Wiener, die Bestürzung auf denen der Franzosen. Plötzlich erhob sich, zuerst dumpf, dann lauter erschallend, ein allgemeiner Lärm. Man rief: „Herunter von den Dächern, geht nach Hause, die Österreicher zu empfangen, sie kommen über die Donau." Trunken vor Freude eilt alles nach Hause, in der Furcht, später anzukommen, als die Befreier. Doch die Kanonade begann gegen Abend, um in der Frühe nicht mehr anzuheben. Man stieg wieder auf das Belvedere und sah und hörte nichts. Zahlreiche Verwundete und Gefangene brachten bald die niederschmetternde Nachricht, daß die Österreicher sich zurückgezogen.

Unser Aufenthalt in Wien sollte nicht lange dauern. Durch die Vermittlung Eugen *Beauharnais'* erhielt meine

1) Graf *Breuner* gehörte zu den zum Tode durch Erschießen Verurteilten. Er war sehr korpulent, man ließ ihn im leichten Nachtkleid marschieren. Er starb schließlich an der schlechten Behandlung, die er erdulden mußte. (Notiz d. Verf.) Nach den Akten d. k. u. k. Kriegsarchive ist von einer Verurteilung B's. nichts bekannt.

Schwester endlich die Auswechslung ihres Gatten gegen irgendeinen französischen General. Trotz des Dienstes, den der Vizekönig ihr erwies, fand Isabella denselben bei ihrer Audienz noch weniger comme il faut als bei der ersten Unterredung. Er sagte ihr tausend Albernheiten, fragte sie, ob sie ihren Mann doch liebe und benahm sich ebenso unschicklich wie geschmacklos.

Diesmal verlasse ich Wien ohne Bedauern, wenn ich auch einen Schmerz mitnehme, den ich niemals verwinden werde. Ich hätte *Napoleon* sehen können, diesen gigantischen Mann, der mein Jahrhundert berühmt gemacht hat, und versäumte durch eigenes Verschulden die Gelegenheit. Der Kaiser der Franzosen bewohnte Schönbrunn. Jeden Sonntag hielt er über seine Garde in dem geräumigen Schloßhofe eine Parade ab, die Eintrittsbillette waren verhältnismäßig leicht zu bekommen und damit die Gelegenheit gegeben, ihn aus nächster Nähe zu betrachten. Ein lächerlicher patriotischer Fanatimus hielt mich ab, diesem großen Manne gleichsam meine Huldigung darzubringen. Während zwei oder drei Tagen fühlte ich mich als Spartanerin, endlich aber siegte die Neugierde über meinen patriotischen Stoizismus, und ich suchte mir ein Billett für den nächsten Sonntag zu verschaffen. Ach! Ein junger Mann aus Erfurt hatte ein Attentat[1]) auf Napoleon versucht, und von diesem Tage an wurde der Eintritt in

1) Das versuchte Attentat fand am 12. 10. 1809 bei der Schönbrunner Parade statt. Friedrich *Stapss*, geb. 17. 3. 1792 zu Naumburg, als Sohn eines Pastors, wollte Napoleon mit einem Küchenmesser erstechen. General Rapp ließ ihn aber vorher verhaften. Durch das Verhör, das Napoleon selbst führte, wurde dieser durch die Entschlossenheit und den Haß des jungen Mannes, sowie die Ablehnung jeder angebotenen Begnadigung tief bestürzt. Stapss wurde am 17. 10. 1809 zu Wien in aller Stille erschossen. (Details siehe Weiß, Lehrb. der Weltgesch. II. 2, p. 95—98.)

Schönbrunn jedermann untersagt. Ich habe mich nie darüber getröstet.

Vor unserer Abreise sandten wir den Hofmeister meines Bruders M. Lux nach Schwertberg voraus, um zu erfahren, wie weit die überspannten Unglücksberichte unseres Pflegers begründet waren. Er brachte uns die tröstlichsten Nachrichten. In Oberösterreich kantonierte Marschall *Wrede* mit den Bayern, der nach Schwertberg das Regiment „Chevaulégers du Roi" entsendet hatte, dessen Offiziere — darunter mehrere unserer Verwandten durch unsere Mutter — sich bestrebten, die beste Ordnung zu erhalten und uns jede Bedrückung zu ersparen. Wir verdankten diese Rücksicht in erster Linie der Empfehlung des bayerischen Ministers Grafen *Thürheim*[1]), dann aber auch einem Brief, den der Minister Napoleons *M. de Champagny*[2]) auf Bitte meiner Schwester Isabelle an den Marschall Wrede geschrieben hatte.

Wir reisten daher zuerst nach Ebental und von da mit Mama am 25. August nach Schwertberg. Trotz meines Kummers, mich von Isabelle zu trennen, die die Rückkehr ihres Mannes erwartete, trotz der lästigen Aussicht, in dem väterlichen Schlosse unbequeme Gäste empfangen zu müssen, freute ich mich dennoch, die liebe Heimat zu sehen und nahm mir vor, von nun an das Leben von der heiteren Seite zu nehmen. Und in der

1) Friedrich Karl Graf *Thürheim* der bayerischen Linie, geb. 1763, bayr. Km., Geh. Rat und Staatsm., heiratete 1785 Marie Walp. Baronin Weichs, geb. 1763.

2) Jean Bapt. Nompère de *Champagny*, Herzog v. *Cadore* (1756 bis 1834), franz. Staatsmann, seit 1807 Minister des Auswärtigen, leitete die Verhandlungen zur Vermählung Napoleons mit Erzherzogin Marie Louise und war auch während deren Regentschaften in Abwesenheit Napoleons deren vorzüglichster Ratgeber.

Tat, nach dem ersten demütigenden Eindrucke, im Schloßhofe eine bayerische Schildwache auf und ab wandeln zu sehen, gewöhnte ich mich bald an den Anblick der fremden Offiziere, die einen Teil des Schlosses bewohnten. Es waren liebenswürdige, feinfühlende Menschen, die unser ungünstiges Vorurteil im Keime erstickten. Unsere Gäste bestanden aus dem Oberst Max Grafen *Seyssel d'Aix*[1]), einem Verwandten meiner Mutter, dem Major Max Baron *Zandt* und einem Adjutanten *Madroux*. Meine Mutter fand es wirtschaftlicher, die Herren zu Tisch einzuladen, als ihnen in den Zimmern servieren zu lassen. Diese Annäherung hatte andere im Gefolge, die Offiziere begleiteten uns auf den Spaziergängen, sie verbrachten die Abende mit uns, kurz, aus Feinden waren sie rasch unsere besten Freunde geworden. Manchmal machte ich mir allerdings Vorwürfe, mein Herz zwischen Vaterland und Freundschaft geteilt zu haben.

Mein Tagebuch aus dieser Zeit enthält Stellen von einer Naivität, die mir heute ein Lächeln auf die Lippen zwängen, wenn nicht diese Offenbarungen einer beginnenden Liebe mit ihrem Zauber reiner Unschuld und Poesie in mir eine tiefe Rührung hervorbrächten.

Der Gegenstand meiner Neigung war Major *Zandt*[2]) und er verdiente sie auch. Er war ein Mann von vornehmster Gesinnung, von seltener Bravour, geistreich,

1) Max Graf *Seyssel d'Aix* starb als Generalkapitän der Hartschierleibgarde in München 1855.

2) Max Freiherr v. *Zandt* (1778—1867), k. bayr. Km., Reichsrat, G. d. K. und Inhaber des 14. I.-Rgts., heiratete 1817 Emilie, Tochter des französischen Generals Franz Sigm. Freiherrn v. Reinach-Steinbrunn und der Mariane Freiin v. Eptingen. *Leopold Z.*, sein Bruder, (1784—1850) k. bayr. Km., G. M. und Adjt. des Königs, heiratete Antonie Freiin v. *Conninx* (gest. 1854).

offenherzig und rücksichtsvoll. Trotz seiner 31 Jahre wußte er sich Respekt und Liebe zugleich zu verschaffen. Sein Geist verschönte seine nicht ganz regelmäßigen Züge und seine harmonische, sonore Stimme drang zu Herzen. So war der Held meines ersten Liebestraumes beschaffen. Ihm verdankten wir auch hauptsächlich die gute Ordnung, die im Schlosse und Dorfe herrschte, denn er war viel früher als der Oberst hier angelangt. Bald wurde er auch der Liebling meiner Schwester Konstantine und meiner Mutter. Diese Entdeckung krönte meine Freude vollends, trotzdem ich wußte, daß der Major mit einer Baronin *Reinach-Steinbrunn*, die er mehrere Jahre hindurch geliebt, nahezu verlobt war. Ich wußte jedoch, daß diese Rivalin nicht mehr hübsch war, und mein Spiegel, sowie die verliebten Blicke Max Zandts versicherten mich meines Sieges.

Ich will hier nicht alle Einzelheiten dieser schönen Zeit wiedergeben. Dennoch verweile ich oft und gerne dabei und habe in einer Novelle „Karoline" meine Eindrücke zu Papier gebracht.

Die entzückenden Tage sollten nicht lange dauern. Eines Abends — es war der 6. Oktober 1809 — standen wir mit unseren Gästen auf der „Gloriette"[1]. Auch vier Kameraden des Majors waren mit uns, die beiden Grafen Karl und Christian *v. Zweibrücken*[2]) (die später in Rußland umkamen) und die beiden Grafen *Fugger*[3]) (die auch jung starben). Die Konversation war lebhaft und

1) Schöner Aussichtspunkt im Park von Schwertberg, von einem Gartenhaus gekrönt.

2) Karl Erbprinz v. *Pfalz-Zweibrücken*, geb. 1775, und sein Bruder Christian. Es ist nicht genau festzustellen, welche Zweibrücken oben gemeint sind.

3) Ernst Graf v. *Fugger-Glött*, fiel als Oblt. im 4. bayr. Chevauxlegersregiment am 28. 10. 1813 bei Hanau.

heiter, die sinkende Sonne sandte uns ihre letzten Abschiedsgrüße zu. Plötzlich nahte eine Ordonnanz, die dem Oberst ein mit großen Siegeln verschlossenes Kuvert überreichte. Sofort hörte unser Lachen auf, tiefe Stille herrschte. Nach einem kurzen Blick in das Schreiben rief der Oberst erschrocken aus: „Meine Herren, wir brechen morgen nach Tirol auf." Groß war unsere Bestürzung. Der geschlossene Friede hatte den braven Tirolern nicht die gewünschte Zugehörigkeit zu Österreich gebracht und sie suchten nun im Heldenkampfe ihr Ziel zu erreichen.

Ich für meine Person sah nur den Major, dessen trauriger Blick auf mich gefallen war. Vernichtet kehrte ich ins Schloß zurück.

Am anderen Morgen sollte das Regiment abmarschieren. Max Zandt hatte erst am Abend zu folgen. Ein einziger Tag blieb uns also übrig und dieser wurde uns verdorben. Ich glaubte, daß meine Schwester Konstantine die Neigung teile, die ich für Zandt fühlte. Anfangs war ich darüber nicht besonders erregt, im Gegenteil, ich freute mich, daß sie aus ihrer tiefen Depression, die sich ihrer seit dem Tode Pepi Choteks bemächtigt hatte, zu erwachen schien und an Zandts geistvoller Konversation Gefallen fand. Bald jedoch machte diese großmütige Regung peinlicher Unruhe Platz. Ich schrieb den Schmerz des Majors der bevorstehenden Trennung von meiner Schwester zu. Tiefe Erbitterung zog in mein Herz. Seine Aufmerksamkeit mir gegenüber schienen Konstantine zu gelten. Wenn er sich mir nähern wollte, um eine Aussprache herbeizuführen, entwich ich oder warf ihm erstaunte Blicke zu.

Als wir von der Promenade des Vormittags zurückkehrten, war ich allein vorausgeeilt und versuchte vor

einem großen Spiegel die Spuren von Tränen aus meinem Gesichte zu wischen, als ich plötzlich Max Zandt hinter mir erblickte. Er war allein, blaß, zitternd und sah mich im Spiegel mit zärtlichen, aber traurigen Blicken an. Ohne es zu wagen, mich umzuwenden, stieß ich ihn sanft zurück. Da ließ er sich auf einen Stuhl fallen, nahm meine Hand und bedeckte sie mit Küssen. Ich war so verlegen und so überrascht, daß ich kaum versuchte, meine Hand zurückzuziehen, die er festhielt. Glücklicherweise trat gerade Mlle. *Tisserand* ein, die ihren Papagei füttern wollte. Zandt ließ meine Hand frei und stürzte davon. Ohne die Dazwischenkunft des Fräuleins hätte er, glaube ich, meine Hand so lange halten können, als es ihm beliebt haben würde.

Des Abends schien er sich mehr um Konstantine zu kümmern, als um mich. Mir war es ganz recht, ich fühlte mich ohnehin durch seine Gegenwart genug beengt und mußte öfters den Salon verlassen, um Atem zu schöpfen. Beim Souper saß er mir gegenüber, seine Augen verließen mich nicht, ich wagte es aber nicht, ihn anzusehen. Er trank auf die Gesundheit meiner Mutter, meiner Schwestern und endlich auch auf mich. Niemals werde ich den Blick vergessen, den er mir dabei zuwarf. Dann erhob er sich, wir begleiteten ihn in den Hof, wo er sich auf sein Pferd schwang und im Galopp in der Dunkelheit verschwand.

Ich schlief die Nacht keinen Augenblick und am anderen Morgen irrte ich schwankenden Schrittes im Schlosse umher, wie ein verwunschener Geist. Einige Tage darauf vertraute mir Zandts Bruder Leopold, der wegen einer Schußwunde im Fuß die Erlaubnis erhalten hatte, in Schwertberg so lange zu bleiben, bis die letzten Truppen Österreich verließen, an, daß sein Bruder nur

mich liebe. Ich stellte mich, als ob ich es nicht glaubte, empfand aber eine unbeschreibliche Freude, die sich aber bald wieder legte, als meine Schwester mir gestand, Zandt habe ihr, allerdings mit kaum verständlicher Stimme, auch eine Art Liebeserklärung gemacht. Sie wollte die Worte: „Ich liebe Sie" gehört haben. Ich weiß heute noch nicht, warum meine Schwester mir diese grausame Mitteilung machte, denn sie war von ihr nur erfunden worden, um mich von meiner Liebe zu heilen.

Zwei Monate später erhielt ich von Zandt einen Brief, der über seine Liebe zu mir keinen Zweifel ließ. Ich ritt gerade mit meinem Bruder aus, als ich diesen Brief erhielt. Ich durchflog ihn schnell und steckte ihn in mein Reitkleid, um ihn nach meiner Rückkunft mit Muße lesen zu können. Doch als ich in mein Zimmer kam, fand ich den Brief nicht mehr, ich mußte ihn verloren haben. Da ich Zandt auch nicht antworten konnte, weil ich die angegebene Adresse mir nicht gemerkt hatte, so endigte damit der kleine Liebesroman.

Erst acht Jahre später heiratete Zandt die Baronin *Reinach*, mehr aus Vernunftgründen, als aus Liebe, denn Emilie war inzwischen alt und unschön geworden.

Als ich den Baron 32 Jahre später sah, war er General und ein alter, kleiner Mann mit schneeweißen Haaren geworden, den eine russische Kugel zum Krüppel geschossen und den seine Frau vollkommen beherrschte.

Bald, nachdem mich Zandt in Schwertberg verlassen, begann der Verzweiflungskampf der Tiroler gegen die Bayern. Unsere Unruhe wuchs von Tag zu Tag, da wir unsere Freunde gefährdet wußten. Der Haß der braven Bergbewohner gegen ihre Unterdrücker, die ihnen Napoleon aufgezwungen, widersetzte sich sogar

den Befehlen des österreichischen Kaisers. Sie konnten es nicht glauben, daß man sie nach so heldenhaften Kämpfen verlassen, sie hielten alles für Verleumdung, was man ihnen sagte. Der Kampf bei Sterzing erscheint fast fabelhaft, dennoch habe ich den Bericht von einem Augenzeugen. Ich finde darin auch die Wiedergabe eines edelmütigen Zuges eines bayerischen Offiziers. Er sah plötzlich zwischen Feind und Freund ein schreiendes Kind, das hin und her lief und sich zu retten suchte. Der Offizier verläßt seine Reihen, stürzt auf das Kind zu, ergreift es, und unter einem Hagel von Geschossen trägt er es in Sicherheit. Der Graf *Fugger*, der mir diese Tat erzählte, wußte leider nicht den Namen des Helden.

Ich finde in meinem Tagebuch noch ein anderes Ereignis, das beweist, wie unbeständig und schwank das menschliche Leben ist. Nach der Schlacht bei *Znaim* fanden der junge Baron *Zandt* und der Graf *v. Zweibrücken* unter den Toten einen jungen österreichischen Offizier, der zwei Schußwunden im Kopfe hatte. Ein Brief sah aus seinem Rock ein wenig hervor. Neugierig, nahm ihn Zandt heraus und las ihn. Er war von seiner Frau, die ihre Freude ausdrückte, ihren Gatten nun bald wiederzusehen, sie sprach von ihrer schrecklichen Angst und Sorge um ihn, von einem Traum, in dem sie ihn tot ausgestreckt auf dem Schlachtfelde gesehen hatte. Dieses entsetzliche Bild sei erst dann aus ihrer Seele entschwunden, als sie einen Brief von ihm erhalten. Die Kinder sprächen nur noch von ihrem Papa und verrichteten täglich ein heißes Gebet für sein Wohl. Der ganze Brief atmete Zärtlichkeit und Liebe. Zandt sagte mir, noch niemals habe er solchen Schmerz empfunden als damals, wo er, den Brief in der Hand, den blutenden Körper vor sich sah, an den er gerichtet war.

2. Oktober: In den letzten Tagen trafen traurige Briefe ein. Der eine teilte uns die Nachricht vom Tode *Andreottis*, dieses edlen piemontesischen Offiziers, mit, von dem ich früher erzählte, der zweite kam von Therese *Chotek*, die über den Tod ihres Bruders Pepi ganz verzweifelt schien. Schließlich hörten wir, daß das Chevaulegerregiment, in welchem Zandt diente, in den letzten Kämpfen stark gelitten habe. Wenn ich auch den Todeskampf der Tiroler bewundern mußte, zitterte ich doch, er möchte mich ein entsetzliches Opfer kosten.

Heute ist Max Zandts Namenstag, die letzten Nachrichten aus Tirol bedrückten mich; es regnete in Strömen, trotzdem ging ich allein in die Kirche. Ich hätte geglaubt, an seinem Tode Schuld zu tragen, wenn ich heute nicht für ihn die Messe gehört hätte. Als ich die Kirche betrat, sang man gerade ein düsteres Libera, ein schwarz bedeckter Sarg stand vor dem Altar. Von Entsetzen gepackt, betete ich inbrünstig für Zandts Seelenheil. Der Himmel erhörte mich, am selben Abend langte ein Brief von Max an seinen Bruder an, daß sein Regiment nicht im Feuer gestanden.

Ich will nun nicht mehr von Max Zandt sprechen, der kurze Liebesroman füllt ohnehin schon zu viel Seiten. Nur eines sei der Wahrheit gemäß noch erwähnt. Heute kam ein Brief der Baronin *Reinach* an ihn hier an; nach einigem Zögern öffnete ich ihn. Meine strafbare Neugierde wurde nur halb befriedigt. Ich entnahm dem Schreiben, daß die Beziehungen zwischen der Baronin und Zandt sehr erkaltet und nahe am Erlöschen waren.

30. Dezember: Ich will das traurige Jahr noch mit einer köstlichen Episode schließen, die uns viel Spaß machte.

Die Anwesenheit des jungen Zandt's, der uns mit Ende des Jahres leider verließ, hatte uns manche unangenehme

Einquartierung erspart. Nur ein dicker französischer Major, der drei Tage bei uns wohnte, wurde uns einigermaßen lästig. Trotz seines kurzen Aufenthaltes verliebte er sich sterblich in meine Schwester Konstantine, machte den jungen Zandt, der eigentlich sein Rivale war, zum Vertrauten, bat ihn, seine Interessen zu vertreten und kam selbst zu meiner Mutter, um die Hand Konstantines anzuhalten. Er rühmte seinen französischen Ursprung, seinen Namen, seine Gestalt, sein reifes Alter — er hatte 45 Jahre — seinen schönen Sold, seine Liebe und versprach, sich seiner Gattin *zuvor* zu entledigen. Seine Abreise hinderte ihn, noch mehr Verführungsmittel ins Treffen zu führen.

XII. 1810

Nach der Abreise Zandts trafen die *Goësse* in Schwertberg ein. Da er zum Landesgouverneur von Galizien ernannt worden war, nahm er Abschied von uns, erlaubte aber Isabella, fünf Wochen mit uns zu verbringen, bevor sie ihm in dieses entfernte Land nachfolge.

Bald darauf kam auch unser Vormund Franz *Hager*. Er hatte sich entschlossen, nachdem er Zeuge des großen Schmerzes Konstantines beim Tode Pepi Choteks gewesen und ihm dadurch die Augen geöffnet worden waren, auf ihre Hand zu verzichten. Dies wurde ihm um so leichter gemacht, als auch Konstantine, um sich vollkommen freizumachen, die Einladung ihrer Schwester, sie nach Galizien zu begleiten, angenommen hatte. Wir waren alle über diese Lösung froh.

Da diesen Winter uns auch Louis *Mandell* besuchte, so machten wir unserem Vormund, als er von Weinberg zurückkam, um seinen Namenstag zu feiern, ein lustiges Theater. Die Kostüme und die Rollen wurden während seiner Abwesenheit vorbereitet. Meine gute Mutter spielte einen Hegereiter, ebenso wie auch Judith, Isabella gab einen alten Bauer, Louis den Menschenfresser, ich die „mère bonnette“ und die übrigen die kleinen Kinder. Das Stück hieß der „Däumling“. Zum Schlusse wurden von Mama gedichtete Couplets zu Ehren Franz Hagers gesungen; alles gelang vortrefflich und war sehr amüsant.

Napoleon hat soeben die Hand *Maria Luisens* verlangt und erhalten. Ich schreibe darüber: „Was soll man darüber sagen, was nicht schon jedermann gesagt hat. In Wien herrscht fast überall hellster Jubel, man sieht unsere Macht wieder gefestigt, die Ruhe gesichert und die Finanzen geordnet. Dennoch gibt es Leute, die betrübt sind, daß eine Tochter aus dem Hause Österreich einen Parvenü, einen prinzipienlosen Menschen, den Feind unseres Vaterlandes und der Menschheit heiratet, daß sie auf einen Thron steigen will, der beinahe noch vom Blute ihrer Tante raucht. Andere wieder sehen aus diesem Ereignis ebensoviel Hoffnung wie Besorgnis erwachsen. Wenn Napoleon nun statt des unbesiegbaren, mächtigen Feindes den Protektor Österreichs hervorkehrt, so wird er dieses vielleicht in eine schimpfliche Abhängigkeit bringen und das Blut seiner Braven, nicht um die Freiheit ihres Vaterlandes zu verteidigen, sondern um seinem tyrannischen Ehrgeize zu dienen, fließen lassen. Übrigens sagen sie, daß Österreich es ähnlich wie bei einem Brande gemacht hat: entweder in den Flammen umzukommen oder beim Fenster hinauszuspringen und dabei seinen Hals zu riskieren . . .“ Niemand erriet die Wahrheit, niemand dachte an den Mantel der Dejanira, ausgenommen vielleicht ein Mann, und dies war *Metternich.* Maria Luise sollte Österreich rächen.

Eine, die sich am meisten kränkte, war meine Tante *Therese.* Sie weinte den ganzen Tag, wurde grob gegen diejenigen, die sich freuten oder nicht weinten; sie schien die Rolle der Rachel zu spielen, der man ihre Kinder genommen hatte.

Anfang April reisten die beiden Goësse und Konstantine nach Galizien, Franz Hager nach Wien ab. Louis *Mandell* blieb uns noch einige Tage. Wir benützten

diese Zeit, um nach alter Gewohnheit beim Kaminfeuer gegenseitige Confidencen auszutauschen. Meine Erzählung von Max Zandt schien ihn ermutigt zu haben; seine Neigung zu mir lohte auf. Da außerdem damals seine Mutter von Neapel ein kleines Vermögen mitgebracht hatte, so fragte er brieflich bei meiner Schwester Isabella in Leopol[1]) an, was er beginnen sollte, und erhielt die Antwort, mir selbst die Frage vorzulegen. Er schrieb mir darauf einen Brief, den ich aber nie erhielt — ich hatte wirklich ein eigenes Pech in bezug auf Liebesbriefe. Übrigens ersparte mir dies, den Bewerber abzuweisen. Nichtsdestoweniger war das Glück seiner Zukunft hold. Ein Jahr später mußte er den Militärdienst quittieren, nachdem Napoleon durch ein grausames Dekret seinen Schwiegervater gezwungen hatte, alle ehemaligen Franzosen aus seiner Armee zu entfernen. Traurig ließ sich *Mandell*, der sehr gerne Soldat war, auf dem kleinen Gute seiner Mutter und seines Bruders bei Graz nieder. In seinem philosophischen Gleichmut wurde er nun ein ebenso tüchtiger Landwirt, wie er Offizier gewesen war. Als bald darauf ein alter und kränklicher Baron[2]), dessen Liebe er gewonnen, ihn bat, der Vormund seiner Tochter zu werden und sie, wenn sie einverstanden wäre, zu heiraten, ließ er sich dieses nicht zweimal sagen. Er wurde der Gatte seines Mündels, erhielt dadurch ein sehr schönes Vermögen und ein hübsches Schloß, wurde Vater wohlgeratener Kinder und erbte 16 Jahre später das riesige Vermögen seines Bruders und dann das seiner Schwägerin. Auf diese

1) Léopol = Lemberg.
2) Wohl Wenzel v. *Storch*, k. k. Hauptmann, der 1790 mit dem Prädikat „von Sturmbrand" geritttert wurde und das Gut Nasenfuß in Krain besaß.

Weise verschafften wir, Napoleon und ich, indem wir die Luftschlösser Louis Mandells niederrissen, diesem, reellere mit großen Einkünften und ließen ihn so das Unglück seiner Jugend bald vergessen.

Maria Luise hat Napoleon geheiratet, indem sie ihre Hand durch Prokuration seinem alten Gegner, dem Erzherzog *Karl*, gab. Zwei der angesehensten Damen begleiteten sie nach Braunau. Dort erwarteten sie zwei andere Damen in großer Gala, eine Österreicherin, die andere Französin. Sie wurde bis auf das Hemd durch die Damen ihres neuen Hofstaates alles dessen entblößt, was sie als Österreicherin besessen und erschien darauf verwandelt und fast schön vor den erstaunten Augen ihrer Landsleute. Von diesem Tage bis zu ihrer Ankunft in Frankreich bekam Maria Luise täglich einen Brief ihres Gatten. Der Graf Karl *Clary*, ein Enkel des Fürsten von Ligne, den man „Lolo" nannte, brachte dem Kaiser nach Compiègne den ersten Brief seiner Gemahlin. Er wurde mit aller Auszeichnung empfangen und jagte mit dem Kaiser. Nach sechstägigem Aufenthalte ging er mit Napoleon nach Paris. Sein Debüt in dieser Stadt erzählte er folgendermaßen: „Es war gerade zur Zeit, als man ‚Cendrillon' gab. Beim Eintritte in das Odéontheater sagte man mir: ‚Mein Herr, Sie können nicht hinein, es ist kein Platz mehr.' Mein Mietlakai bemühte sich auf alle Weise, mir den Eintritt zu verschaffen. ‚Meine Herren,' sagte er, ‚es ist ein Fremder, machen Sie ein wenig Platz, bitte.' Und ich setzte bescheiden bei: ‚Ich habe 300 Meilen hinter mir, um Cendrillon zu sehen. Möchten Sie mir nicht ein wenig Platz machen?' Endlich führte man mich in eine kleine Loge, wo schon drei Herren saßen, die, auf guten Sitzen, den Eindringling kaum beachteten, der ihnen noch mehr



General Baron von Zandt (1778—1867)

Nach einer Bleistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze des Herrn Dr. A. Figdor, Wien



Platz wegnahm. Ich konnte nur mit Mühe etwas sehen, war aber über alles entzückt. Meine Nachbaren wunderten sich über meine Begeisterung und daß ich nicht einmal die Namen der Schauspieler kannte. ‚Wie, mein Herr,' meinte einer der Herren in impertinentem Tone, ‚Sie haben Cendrillon nie gesehen?' — ‚Nein, mein Herr, es ist das erste Stück, das ich in Paris sehe.' — ‚Sie sind wohl Ausländer?' — ‚Ja, mein Herr.' — ‚Und kommen?' — ‚Von Wien oder vielmehr von Compiègne.' — ‚Ah, Ah,' riefen die Herren, und nach einer Pause: ‚Man sagt, der Kaiser habe gestern dort gejagt!' — ‚Ja, ich hatte die Ehre, mit Seiner Majestät zu jagen. Das Resultat war ziemlich gut.' — Kaum war dieser Satz aus meinem Munde, als die Herren aufsprangen, beinahe ihre Stühle umwarfen und mir den besten Platz in der Loge anboten, in welcher ich es mir ohne Umstände bequem machte und den ganzen Abend sitzenblieb. Die kriecherische Zuvorkommenheit der Herren speiste ich mit einigen hochmütigen Worten ab."

Da meine Gesundheit sich nicht gebessert hatte, so verordnete man mir die Bäder in *Baden.* Durch Vermittlung eines gemeinsamen Freundes, des Grafen *Mercy-Argenteau* erklärte sich die Gräfin *Rzewuska* in zuvorkommendster Weise bereit, mich für die sechswöchentliche Kur in ihrem Hause in Baden zu etablieren. Ich reiste also Ende Mai mit meiner Cousine *Althann* nach Wien, die mich meiner Gönnerin übergab.

Bevor ich von diesem Aufenthalte in Baden spreche, möchte ich über die Person des genannten Grafen *Mercy-Argenteau*[1]), der sehr geschätzt und sehr wenig liebenswürdig war, einige Worte verlieren.

1) Andreas Florimund Graf *Mercy d'Argenteau* (1771—1840), diente zuerst in der französischen Armee, emigrierte und kam ca.

Er war 1789 infolge der Revolution, die sein Vermögen verschlungen hatte, mit seinem alten Vater nach Wien ausgewandert. Dort, fast mittellos angekommen, entschloß sich der Sohn, durch seine Arbeit dem Urheber seines Lebens ein behagliches, sorgenloses Dasein zu bereiten. Obgleich selbst nicht mehr in der ersten Jugend, fing er an, Deutsch zu lernen (was für einen Franzosen so schwierig ist) und brachte es durch seinen unermüdlichen Eifer dahin, daß er binnen Jahresfrist diese Sprache so gut lesen, schreiben und sprechen konnte, daß er in einem Bureau Stellung fand. Seine Tüchtigkeit, seine Intelligenz und die durch die Achtung vor seinem selbstlosen Verhalten als Sohn gewonnene Protektion verschafften ihm bald einen Platz im Finanzministerium. Der Gehalt war allerdings nicht bedeutend, reichte aber hin, um dem, glaube ich, blind gewordenen Vater ein anständiges Auskommen zu sichern. Indem sich der Sohn für seine Person in jeder Weise einschränkte, konnte er dem alten Herrn, der 80 Jahre erreichte, einen angenehmen Lebensabend bereiten.

Vom Finanzministerium kam Graf Andreas Mercy in die Staatskanzlei, wo ihm *Metternich* bis zu seinem Tode sein Vertrauen schenkte. Die erwähnten guten Eigenschaften des Grafen gewannen ihm viele Freunde, er war von jedermann geachtet, aber doch habe ich wenig ebenso unsympathische Männer kennen gelernt, wie er

1795 nach Wien, wo er in der Hofkammer vom untersten Grade anfing, zu dienen; 1814 wurde er Hofrat im Ministerium des Äußern. Er heiratete 1829 Marie Walp. Gräfin *Stadion*-Thannhausen (1777—1833) und starb kinderlos. — „Die alte Gräfin Stadion, seine langjährige Liebe, entschloß sich nur deshalb zu dieser Ehe, um nicht allein in die Gruft zu steigen", kommentiert Gräfin Thürheim.

es war. Durch sein hartes Los und wohl noch mehr durch seine abschreckende Häßlichkeit, die von den Blattern herrührte, verbittert, zeigte er, namentlich gegen Damen, eine so spröde und strenge Art, daß er allgemein mißfiel. Selbst in seiner Eitelkeit verletzt, beleidigte er gern die seiner Nebenmenschen. So sagte er einmal einem jungen Mädchen: „Wenn man nur einen Augenblick hat, um schön zu sein“ und einer 35jährigen Frau — er war damals 50 Jahre alt —: „In unserem Alter,“ usw. Wenn man einem jungen Manne einen Verweis geben wollte, so delegierten die Eltern Mercy, wenn ein Unglück eine Familie betroffen hatte, so übernahm Mercy die peinliche Aufgabe, sie zu verständigen. Während er unermüdlich einen kranken Freund pflegte, war er der erste, der dessen Frau und Kinder davon benachrichtigte, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei. Da er selbst das Schicksal besiegt hatte, schien er mit seinem Gleichmut diesen seinen Feind überall dort verfolgen zu wollen, wo er ihn im Kampfe mit jemandem fand. Es gab wenig Unglückliche, die an Mercy nicht eine Stütze fanden, aber diese Hilfe schien nie gerne gewährt zu sein.

Es sieht fast wie Undankbarkeit von meiner Seite aus, in dieser Weise über den Grafen Mercy zu sprechen, dem ich doch den so angenehmen Aufenthalt in Baden verdankte, aber er vernichtete meine Dankbarkeit mit einem Worte, womit er meine Eitelkeit treffen wollte. Er ließ mir nämlich zu Ohren kommen, daß er mich geheiratet hätte, wenn sein Vermögen etwas größer gewesen wäre. Diese unverschämte Anmaßung mit einem Gesicht, wie das seine, dünkte mir fast eine Beleidigung.

Nun zu meinem Aufenthalte in Baden. Im Hause der

Gräfin *Rzewuska*[1]) herrschte Überfluß, die Gesellschaft, die dort verkehrte, gehörte, was Geist und Stellung anlangte, zu der vornehmsten, und ich fühlte mich durch diesen neuen Horizont eher geblendet, als angezogen. Ohne zu sehr eingeschüchtert zu sein, beobachtete ich lange, bevor ich mich bescheiden in die feingedrechselte Konversation einmischte. Der Mangel an Offenherzigkeit, Gemütlichkeit und wirklichem Wohlwollen, den ich bald trotz aller liebenswürdigen Phrasen entdeckte, und der so scharf mit der offenen Herzlichkeit in meinem väterlichen Hause kontrastierte, veranlaßte mich, auf der Hut zu sein. Ich ließ mich nicht durch die Schmeicheleien, zärtlichen Worte und Gefälligkeiten blenden, mit denen ich überhäuft wurde. Dennoch fühlte ich mich bald bei der Gräfin glücklich und unterhielt mich auch recht gut. Die Gräfin Rzewuska vertrat in gewissenhaftester Weise Mutterstelle an mir, während ihre Tochter *Jsabella*, die älter als ich war, mich wie eine Schwester behandelte und meine Anschauungen und Bemerkungen verbesserte. Allerdings schien mir die Tochter für meinen Geschmack zu gut erzogen, d. h. sie änderte nie ihre Liebenswürdigkeit, sie war nie natürlich, nie überschäumend und niemals eigentlich jung. Ich liebe die Leute, welche ihrem Witz und Verstand manchmal freien Lauf lassen. Dies scheint aber in der Gesellschaft ziemlich selten zu sein. Diese beständige Zurückhaltung, die mir bei meiner Freundin mißfiel, verlor sich mit der Zeit, wenigstens mir gegenüber, aber doch nie vollständig.

Ich hatte bald die Ursache entdeckt. Die positive Natur der Tochter, verbunden mit einer etwas ungewöhnlichen Einbildungskraft, verstand sich nicht mit der

1) Über sie und ihre Familie siehe Stammbaum *Rzewuski* im Anhang des II. Bandes.

durchaus polnischen Art der Mutter. Ihren Antipathien und ihrem Eigensinn nachgebend, war diese oft ungerecht und ein Opfer von Betrügern. In ihrer grenzenlosen Großmut und ihrer Wohltätigkeit gab sie mehr, als ihr Einkommen aus, warf das Geld mit vollen Händen hinaus und bezahlte dagegen ihre Schulden nicht. Auf diese Weise verschleuderte sie ein ungeheures Vermögen und das ihrer Kinder dazu. Unter tausenden will ich hier nur ein Beispiel ihrer Verschwendungssucht erzählen. Zu einer Zeit, als sie sich aus Sparsamkeitsrücksichten auf eines ihrer polnischen Güter zurückgezogen hatte, erfuhr sie, daß der Kaiser *Nikolaus* nahe bei ihrem Schlosse vorbeikommen sollte. Sie trug ihm an, auf ihrer Besitzung Aufenthalt zu nehmen. In höchster Eile ließ sie aus Holz einen prunkvollen Pavillon erbauen, um den vornehmen Gast empfangen zu können. Der Himmel weiß es, wer diese große und ganz unnötige Ausgabe bezahlte[1]).

Die Gräfin Rzewuska hatte ihre zweite Tochter in sehr unglücklicher Ehe mit dem Grafen Jaroslaw *Potocki* verheiratet. Dieses Beispiel erschreckte Isabella, und daraus erwuchs zwischen Mutter und Tochter ein gewisses Mißtrauen gegen die Heiratsprojekte der ersteren, das sich aber nur den Intimsten offenbarte. In der Gesellschaft sah man die Gräfin sozusagen auf den Knien vor ihrer Tochter, und man war eher geneigt, diese einer gewissen Kälte anzuklagen.

Gerade zu meiner Zeit hatte sich Graf Karl *Ficquelmont* sterblich in Isabella verliebt und sie erwiderte im geheimen dessen Neigung. Aber er besaß nichts, wie seinen Degen und seine ausgezeichneten Eigenschaften. Die alte Gräfin Rzewuska hatte sich jedoch damals ge-

1) Dasselbe in den „Souvenirs“ der Baronin du Montet p. 407.

rade in ein neues Heiratsprojekt gestürzt. Der Glückliche hieß Prinz *Sangusko*[1]) und war wohl sehr reich, liebte aber bereits eine andere. Auch Isabella wollte von diesem ihr aufgedrungenen Bräutigam nichts wissen. Die Zusammenkunft der alten Fürstin *Sangusko*, die ihren schweigsamen Sohn und eine langweilige Tochter mitführte, mit den Rzewuskas war köstlich. Die beiden Mamas bemühten sich nach Kräften, die jungen Leute zusammenzubringen, während diese sich nicht ausstehen konnten.

Ich war im Hause der Rzewuskas damals nicht die einzige Fremde. Während mehrerer Monate hielt sich dort eine Freundin der Gräfin, die Prinzessin Charlotte *Rohan*[2]) auf, die angebliche Frau des unglücklichen Herzogs von Enghien. Ihre große Güte, ihre Natürlichkeit und nicht zum mindesten ihre traurige Vergangenheit flößten mir eine Art Verehrung für sie ein. Sie beehrte mich manchmal mit ihrem Vertrauen. So erzählte sie Ficquelmont und mir bei einer Promenade Details über die Gefangennahme des Prinzen. Am Abend vor der Entführung ging sie, ahnungslos, mit ihm in Eppenheim spa-

1) Vielleicht Clementine Fürstin *Sanguszko*-Lubartowicz, geb. Fürstin Czartoryska (gest. 1852) und ihr Sohn Roman geb. 1800. — Die Baronin du Montet erwähnt (S. 407) ein früheres Heiratsprojekt Isabellens mit dem Herzog von Berry (1801).

2) Der unglückliche Herzog Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog v. *Enghien*, geb. 2. 8. 1772, erschossen in Vincennes am 20. 3. 1804 war seit 1801 heimlich mit Prinzessin Charlotte von *Rohan-Rochefort* vermählt. Seine Liebe zu ihr hatte ihn nach dem Lüneviller Frieden nach Ettenheim gezogen, wo er ganz als Privatmann, mit Blumenpflege und Jagd beschäftigt, lebte. — Vor seinem Tode verlangte der Unglückliche, man solle der Prinzessin Rohan eine Locke, einen Ring und einen Brief bestellen. Als ein Soldat den Auftrag übernahm, riß ihm der Adjutant Napoleons alles aus den Händen, ausrufend: „Niemand darf hier Aufträge eines Verräters übernehmen."

zieren. Zufällig gab sie den Weg an; sie folgte einem Fußpfade, ohne zu wissen, wohin er führte. Plötzlich standen sie vor einem Friedhofe. „Ach Gott," sagte der Prinz, „Sie führen mich zu dem Haus des Todes." Ruhiger geworden, verbrachte er den Abend, um die Inschriften auf den Gräbern zu entziffern, und kehrte spät zu seinem Onkel, dem alten Fürsten *Rohan* zurück. Gewohnheitsmäßig unterhielt er sich dort noch mit einigen Personen bis 10 Uhr nachts. Da es finster und kalt war, ließ sich der Prinz von zwei Fackelträgern, die vorausgingen, begleiten, zwei andere seiner Leute folgten ihm. Als die Prinzessin diesen Aufzug vom Fenster aus sah, rief sie hinunter: „Es sieht aus, als ob Sie ins Gefängnis gingen." Dies waren ihre letzten Worte, die sie mit ihm sprach. Eine Stunde später erwachte sie durch einen ungewöhnlichen Lärm, sie lief zum Fenster und sah beim Fackelscheine den Herzog im Hemde und seine Leute unter der Eskorte von französischen Soldaten daherkommen. Sie erkannte ihn sofort, aber er erhob seine Augen nicht zu ihr, sei es, weil er sich durch diese Bewegung seinen Entführern nicht verraten wollte, die ihn noch nicht erkannt hatten, sei es, um seine Geliebte nicht zu betrüben. Die außerordentliche Sorglosigkeit, in welcher sowohl der Herzog, wie auch die Dame seines Herzens in Eppenheim lebten, macht meines Erachtens die Anklage Napoleons auf Hochverrat haltlos. Man ist nicht bis zu diesem Punkte unklug, wenn man und noch dazu vor den Toren des Feindes konspiriert. Als der Herzog in Vincennes vor den Gewehren stand, verlangte er, man solle ihm Haare abschneiden und sie der Prinzessin Charlotte Rohan schicken. Man antwortete ihm, es sei, sobald er tot sei, sehr gleichgültig, ob seine Haare ihn überleben würden.

Trotz des Bemühens der Prinzessin, der Gesellschaft ihre traurigen Gedanken zu verbergen, entschlüpften ihr doch manchmal Worte, die bewiesen, daß ihre Seele einen ununterbrochenen Monolog führte. Als einmal davon gesprochen wurde, daß kein vernünftiger Grund vorhanden sei, die Erscheinung der Gespenster zu leugnen, rief sie aus: „Ach, die Gespenster existieren nicht! Nein, nein, die wir verloren haben, sie erscheinen nicht mehr!" Ihre Augen standen dabei voll Tränen. Als ein anderes Mal ein junger Mann, durch ein starkes Gewitter erschreckt, sie fragte, ob sie denn den Donner nicht fürchte, erwiderte sie: „Oh nein, er kommt von *oben*."

Bei der Gräfin Rzewuska sah ich auch oft zwei Vettern der Prinzessin Rohan, den Prinzen von *Monbazon*[1]) und den Prinzen Viktor *Rohan*[2]). Der erstere war ein geistreicher Mann, der zweite extravagant, liebenswürdig, aber barsch. Beide besaßen die Loyalität der alten französischen Edelleute und waren mit dem Theresienkreuze dekoriert. Von Monbazon habe ich gehört, daß er niemals eine besondere Fertigkeit in der Fechtkunst erwerben wollte, um vor seinen Gegnern keinen Vorteil zu haben.

Sein Bruder Viktor hatte, obwohl er sonst durchaus ritterlich war, einen Fehler, der eigentlich nicht ritterlich ist. Er log nämlich, wie ein Zahnbrecher und neckte

1) Karl Prinz v. Rohan-Guémenée, Herzog v. *Montbazon*, geb. 18. 1. 1764, gest. 24. 4. 1836, Ritter d. gold. Vließes und Maria Theresienordens, k. k. F. M. Lt., heiratete 1801 Louise Aglaë Marquise v. Conflens, geb. 12. 11. 1763, gest. 6. 5. 1819.

2) Ludwig Victor Meriadec Prinz *Rohan*, Graf v. Saint-Pol, geb. 20. 7. 1766, gest. 10. 12. 1846, Bruder des Vorigen, F. M. Lt. und Ritter des Maria Theresienordens, kommandierte 1809 ein österreichisches Reservekorps.

diejenigen, welche auch logen, ähnlich wie ein Künstler sich ärgert, wenn er einen Rivalen entdeckt. Hier ist eine seiner tausend Flausen. „Es gibt Leute," sagte er, „die schamlos lügen. Es ist wohl wahr, daß es in der Welt ganz unglaubliche Dinge gibt, aber dann darf man von ihnen nur dann erzählen, wenn man sie selbst gesehen hat. So sah ich in Ungarn, wo die Dörfer aus zwei Häuserreihen bestehen, nach einem gräßlichen Sturm einen Haufen Hütten am Ende des Platzes, wo gestern noch das Dorf gestanden. Der Wind hatte sie von einer Seite gepackt und auf die andere geworfen, wie Kartenhäuser."

Die beiden *O'Donells* verkehrten auch im Hause der Gräfin. Der Neffe, der früher schon mehrmals erwähnte Moritz O'Donell war schwerfällig, langweilig und pedant, sein Onkel, obwohl weniger gelehrt, verband mit weltmännischen Manieren sehr viel Anmut und Originalität. Sein einziger Fehler bestand darin, daß er den Fürsten von Ligne imitierte, obwohl er selbst Witz genug besaß, um nicht von anderen ausborgen zu müssen. Übrigens war er ein vortrefflicher Mann. Man nannte die beiden „den großen und den dicken O."

Der Bischof von *Nancy*[1]) wohnte in dem Hause der

1) Anne Louis Henri de *La Fare*, 1787—1817 Bischof von Nancy. Durch und durch treuer Anhänger der Bourbonen, wollte er sich Napoleon nicht beugen, aber auch nicht abdanken. Er glaubte fest an die Rückkehr der Bourbonen. Er wurde 1802 durch den Bischof Anton Eustach *d'Osmond* ersetzt, führte aber den Titel eines Bischofes von Nancy bis zu seiner Ernennung zum Erzbischof von Sens weiter. Später wurde er Kardinal und Staatsminister. Er starb am 10. 12. 1829. In Wien (seit 1802) war er Vertreter des Comte de Lille, späteren Königs Ludwig XVIII. Er war es auch, der die Madame Royale, Marie Therese Charlotte, einzige überlebende Tochter Ludwig XVI., 1796 nach Wien brachte und ihr bei Erlangung der Mitgift Marie Antoinettes behilflich war. Madame Royale wohnte damals im Belvedere. De la Fare war ein Onkel der

Gräfin Rzewuska; er war ein echter, konservativer französischer Priester, der bei jeder Gelegenheit Verse von Racine zitierte, und sehr fromm und tugendhaft war.

Ein weiterer Tischgenosse war ein Herr von *Hammer*[1]), ein großer Orientalist; ich habe nie einen Menschen gekannt, der sich so unaufhörlich mit einem Gegenstande beschäftigte, wie er. Obwohl er Österreich nie verlassen hatte, lebte sein Geist beständig im Orient, und ich glaube, daß er in keiner Stunde seines Lebens das Arabische und den Sanskrit aus den Augen verloren hat. Dies machte ihn gefürchtet, so sagte auch seine Frau von ihm: „Dieu! Que cet homme me rend occidentale!“ Hammer gab dem Graf Wenzel *Rzewuski* arabische Lehrstunden und flößte ihm eine solche Passion für diese Sprachen der Wüstenbewohner ein, daß er eines schönen Tages auf mehrere Jahre sich nach Arabien zurückzog, dort das Leben der Beduinen führte und nichts von sich hören ließ, außer wenn er um Geld schrieb. Während dieses Aufenthaltes verkaufte er dem Kaiser Nikolaus arabische Pferde. Bei der letzten unglücklichen Erhebung der Polen setzte sich Rzewuski an die Spitze eines Bauernhaufens, verschwand aber plötzlich von der Bildfläche, ohne daß man jemals erfahren konnte, was mit ihm geschehen sei. Nicht einmal sein Sohn Léon konnte den Tod seines Vaters konsta-

Baronin du Montet, geb. de la Boutetière (siehe deren Souvenirs p. 15ff. und „Les fiançailles de Mme Royale et la première année de son séjour à Vienne,“ Paris, Plon 1912).

1) Josef Freiherr von *Hammer-Purgstall*, 1774—1856, der bekannte Orientalist, der übrigens öfter den Orient bereiste. Er erbte den Namen und das Vermögen der gräflichen Familie Purgstall. Die letzte Gräfin aus diesem Geschlechte, die ihn sehr wenig kannte, adoptierte ihn als Sohn, ähnlich wie es Bernadotte seitens des Königs von Schweden wurde. Hammers Gemahlin war Caroline, geb. von *Henikstein*. 1797—1844, heiratete 1816.

tieren und hat heute noch nur den Nießbrauch des väterlichen Vermögens. Die russischen Besitzungen wurden von Kaiser Nikolaus konfisziert.

Seine Tochter Calistine *Rzewuska*[1]) erzählte mir eine eigentümliche Geschichte betreffs des Todes ihres Vaters[2]). Mehrere Jahre nach dessen Verschwinden hatte sie einen Traum, in welchem ihr jemand zurief: „Glauben Sie an Herrn Pownatzki." Sie erzählte diesen Traum ihrer Mutter, die aber, ebensowenig wie die Tochter, den Namen Pownatzki jemals gehört hatte. Zwei Tage später waren sie bei einem Nachbarn eingeladen; einer der Gäste bot der Komtesse Rzewuska den Arm und ließ sich durch den Haushofmeister als Herr *Pownatzki*

1) Komtesse Calistine *Rzewuska* (1810—1842) heiratete 1840 Michelangelo Caetani Herzog v. Sermoneta (1804—1882). „Sie war auffallend geistreich und häßlich," kommentiert Gräfin Lulu Thürheim.

2) Wenzel II. Graf *Rzewuski* (1784—1831, s. Stammtafel), zuerst k. k. Rittmeister, beschäftigte sich während seines Wiener Aufenthaltes 1807 und 15, durch Baron Hammer-Purgstall angeregt, viel mit orientalischer Literatur und Sprache. Sie veröffentlichten 1809 die „Fundgruben des Orients" (Wien, Schmidt, 1809—18). Rzewuski quittierte und heiratete 1805 die Prinzessin Rosalie Lubomirska, dem Willen seines Vaters gehorchend. Die Ehe war keineswegs glücklich und Graf Rzewuski zog es vor, jahrelang im Orient zu leben. In Bagdad nannte er sich Tag-(Tadz) el-Faher (was Wenzełslaus = Ruhmeskränze bedeuten sollte, Tag = Kranz, Faher = Ruhm) und führte den stolzen Titel Emir und Scheik der Beduinen von Anazeisk in der Wüste Nezd. Von seinem kolossalem Reichtum unterstützt, wurde er von den Orientalen abgöttisch verehrt. 1825 befand er sich wieder auf seinen Gütern in Podolien, wo er mit einem Gefolge von Kosaken, einem Marstall arabischer Pferde und seinen Zelten, in orientalischer Tracht, mit seinem silberweißen Patriarchenbarte die polnischen Edelleute auf ihren Gütern besuchte. Er komponierte auch mit Erfolg. 1830 nahm er beim polnischen Aufstande mit einer eigenen Truppe teil. Im Gefechte bei Daszow 1831 wurde er zum letzten Male gesehen. Erst später entdeckte man, daß er wohl von seinem eigenen Diener erschlagen, beraubt und eingescharrt worden war. (Wurzbach, Bd. 27, S. 353ff.)

vorstellen. Betroffen fragte ihn die Komtesse, ob er ihren Vater gekannt habe. „Nein," erwiderte er, „aber ich kann Sie versichern, daß er leider tot ist. Ein Chirurg, der ihn gekannt hat, versicherte mir, ihn unter den Toten entdeckt zu haben, die er während des Krieges in einem Gehölze vorfand. Der Graf war ganz ausgeraubt, mit Wunden bedeckt, im Gesichte aber nicht entstellt." Der Chirurg war aber auch gestorben, und so konnte die Erzählung Pownatzkis höchstens für Mutter und Tochter als Beglaubigung dienen[1]).

Ich kehre wieder zum Salon der Gräfin Rzewuska zurück. Eine weitere interessante Persönlichkeit war dort der Graf Georg *Goloffkin*[2]), der auch an der chinesischen Gesandtschaft teilgenommen, die vom Kaiser von Rußland entsendet worden war. Er war gut unterrichtet, sehr natürlich und befriedigte alle durch seine klugen Antworten. Sehr interessant war auch ein Russe Graf *Mackloff* oder Meatkloff[3]), der von seinen Reisen angeblich selbsterlebte Räuber- und Zaubergeschichten erzählte, die ich hier übergehe.

Einen Gegensatz zu dem vortrefflichen Grafen Ficquelmont bildete ein Eindringling in unsere Gesellschaft,

1) Seither habe ich gehört, daß Graf Wenzel *Rzewuski* von seinem Bedienten in einem Verstecke ermordet wurde, wohin er sich nach dem polnischen Kriege zurückgezogen hatte. Er stahl ihm auch seinen mit Goldstücken angefüllten Gürtel, doch verriet er sich durch seine Ausgaben und gestand das Verbrechen im Gefängnisse ein. (Notiz d. Verf.)

2) Graf *Golowkin* war russischer Diplomat, 1795 in Neapel. Über ihn schreibt der russische Diplomat Graf Worontzow an den Botschafter Graf Rasumoffsky 1795: „Ce que vous me dites sur Golowkin est tout à fait conforme à ce que j'ai su d'autre part sur ce fat, menteur et intrigant. C'est une espèce de Siciquiano (?)." (Brückner, Le Cte Rasoumowski, Halle, II. 2, p. 242.)

3) A. J. Graf *Morkow*, russischer Diplomat in Stockholm und Neapel.

Jean Baptiste Louis Baron *Crossard*[1]), der sich in seiner Eitelkeit rühmte, daß das Anagramm seines Namens die Prophezeiung des Sturzes Napoleons enthalte. Es war allerdings nicht schwer, aus den 25 Buchstaben, die sein Name umfaßte, fast das ganze Alphabet herauszulesen. Die ritterlichen und legitimistischen Gesinnungen Crossards im Vereine mit dem Maria Theresienkreuze, das er sich verdient hatte, öffneten ihm die Türen der besten Gesellschaft. Sein glühender Haß gegen Napoleon verbarg, gleich einem Talisman, vor den Augen der Schwärmer die Schwerfälligkeit seines Verstandes und seine Prahlerei. Ebenso eitel, wie langweilig, hatte er sich in Isabella *Rzewuska* verliebt und versuchte auf alle Weise, ihr Herz zu gewinnen. Er mietete sich ein Zimmer, ihren Fenstern gegenüber, legte sich eines Tages auf einen Katafalk, von Kerzen umgeben und spielte während mehrerer Stunden den Toten. Als die Leute von allen Seiten fragen kamen, was dieser klägliche Auf-

1) Johann Bapt. Ludwig Baron *Crossard*, geb. 1770, gest. Wien 13. 3. 1845, französischer Maréchal de camp, russischer Generalmajor und österreichischer Oberstlt., Ritter des Maria Theresienordens (1801) trat 1812 in russischen Dienst, war Sous-Chef beim Generalstabe des Großfürsten Constantin, ging nach Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich, wo er Adjutant des Herzogs v. Berry wurde. 1830 verzichtete der alte Krieger auf Rang und Sold und kam nach Wien, wo er von seiner Oberstleutnants- und Theresienordens-Pension, sowie einem Gnadengehalte Kaiser Nikolaus lebte. Baronin du Montet (S. 408) erzählt einige Anekdoten über ihn. Interessant für Wien ist es, daß ihm die Laxenburger Allee (1797), die Verteidigungszwecken halber rasiert werden sollte, ihre Erhaltung verdankte. Er hatte Befehl bekommen, das Umhauen der Bäume zu überwachen. Durch einen Unfall, den er erlitt, wurde die Allee gerettet. (Wurzbach, biogr. Lexikon, unter „Kaiser Franz"). — Das oben erwähnte Anagramm *könnte* vielleicht lauten: „Géant bâtit, Louis croisa." [Ein Riese erbaute, Louis kreuzte ihn oder vertilgte (den Bau)]. Die richtige Lösung sei dem Scharfsinn der Leser vorbehalten.

zug bedeute, ließ er verbreiten, daß der Baron Crossard aus unglücklicher Liebe zur Komtesse Rzewuska gestorben sei.

Diese langweilige Persönlichkeit ist Verfasser von verschiedenen Werken über die Kriegskunst, die noch eintöniger sind, als er selbst. Als Österreich mit Frankreich Friede geschlossen hatte, ging Crossard nach Spanien, um dort seinen Erbfeind anzugreifen. Er stellte sich dem Herzog von *Wellington* vor, bot ihm seinen Degen an und, um ihm einen Begriff von dem Werte seines Geschenkes zu geben, erklärte er dem englischen General lang und breit einen Feldzugsplan, den er ersonnen. Wellington hörte ihn mit der ihm eigentümlichen Kaltblütigkeit an und sagte ihm, als er endlich schwieg: „Mein Herr, Sie verstehen viel, Sie reden viel, ich bin Ihr gehorsamer Diener,“ grüßte und ging fort.

Als sich 1815 die Prophezeihung des Namens Crossards erfüllt hatte, beeilte sich dieser, seinen Degen und guten Rat den Bourbonen anzubieten, was aber nicht verhinderte, daß er 1832 aufs neue aus Frankreich ausgewiesen wurde. Er kehrte dann nach Österreich zurück, um dort seine Generalspension zu verzehren und seinen Fauteuil im Burgtheater einzunehmen, wo ihr ihn täglich von 7—9 p. m. sehen könnt.

Die ungetrübte Heiterkeit unseres Aufenthaltes in Baden wurde durch das Entsetzen, das der schreckliche *Brand* gelegentlich der Vermählung Napoleons mit Maria Louise hervorrief, einigermaßen gestört. Schon zum zweiten Male war es, daß düstere und verderbliche Vorzeichen Frankreich erschütterten, sobald es mit Österreich eine Verbindung eingegangen. Sie haben sich diesmal erst vier Jahre später erfüllt. Mehrere österreichische Damen verloren bei dieser Katastrophe ihr Leben

oder wurden entsetzlich verstümmelt. Man kennt ja das Schicksal der Fürstin Pauline *Schwarzenberg*[1]), die in den Flammen umkam, als sie dort ihre Tochter suchte, Fürstin Sofie von der *Leyen-Schönborn*[2]) starb an den erhaltenen Brandwunden, der Botschafter Prinz *Kurakin* fiel auf dem Vestibül des Saales zu Boden, wurde mit Füßen getreten und halb geröstet. Ein Mann trug ihn trotz seiner Schwere aus dem brennenden Gebäude hinaus. Der Prinz konnte niemals den Namen seines Retters erfahren und selbst die in den Zeitungen veröffentlichten Belohnungen vermochten ihn nicht, aus dem Dunkel der Verborgenheit herauszutreten. Zum ewigen Angedenken an die Gefahr, der er entronnen, ließ sich Kurakin mit seinen 22 Pflastern malen und sich dieselben zu den Sitzungen auf seinem umfangreichen Körper wieder aufkleben.

Ende August kam Frau *Marziani*, unsere alte Freundin, um mich nach Schwertberg abzuholen. Ich verließ das gastliche Haus unter vielen Tränen, aber die Freude, wieder meine Mutter und Geschwister zu sehen, trockneten sie bald. Ich erinnere mich mit Rührung, wie ich Mama in einem neuen, von ihr angelegten Teil des Parkes antraf und mich in ihre Arme warf. Heute muß ich diese Stelle in meiner Erinnerung suchen, denn das hüb-

1) Pauline Fürstin *Schwarzenberg*, geb. Prinzessin *Arenberg*, geb. 2. 9. 1774, verbrannt in Paris 1. 7. 1810, heiratet 25. 5. 1794 Josef Joh. Nep. Fürst Schwarzenberg, Bruder des F. M. und Siegers bei Leipzig. Der Ballsaal war in der damaligen Rue de Montblanc (Chaussé d'Antin) provisorisch errichtet worden. Die Fürstin suchte ihre Tochter, die nachmalige Pauline Fürstin *Schönburg-Hartenstein*, in den Flammen, kam aber dabei ums Leben. Die Tochter wurde gerettet.

2) Sofie Therese Gräfin *Schönborn*, geb. 15. 8. 1772, gest. Paris 4. 7. 1810, seit 1788 Gemahlin des Philipp Franz Fürsten von der *Leyen* (1766—1829).

sche Boskett wurde jüngst von meinem Neffen Louis *Thürheim* entfernt. Die Jugend, in ihrem Zukunftshunger, ist oft sehr grausam für die Vergangenheit!

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Schwertberg traf auch Konstantine von *Lemberg* ein, wo sie mehr, als eine Eroberung gemacht hatte. So wollte sie ein Graf *Skarbeck*[1]) durchaus heiraten; sie gab ihm aber einen Korb, da sie nicht die geringste Neigung dazu empfand.

Der Herbst 1810 verging recht heiter. Die beiden Töchter *Weweld*[2]) verbrachten einige Tage bei uns und belustigten uns durch ihr munteres Wesen. Dann lernte ich damals den Grafen Hans *Weißenwolff* kennen, der zu dieser Zeit Hauptmann oder Major in einem Regimente in Enns war und sich wähend meiner Abwesenheit im Schlosse vorgestellt hatte. Zuerst machte er Josefine den Hof, als ich aber ankam, wendete er das Blatt und wurde mein eifriger Verehrer, was meine Schwester ziemlich kränkte. Er war geistreich, ehrenhaft, immer gut gelaunt und wirklich ein braver Mann voller Herzensgüte. Seinen Freunden wahrte er die unbedingte Treue, weniger seinen von ihm bevorzugten Damen; seine reinsten Neigungen litten unter seiner Unbestän-

1) Wahrscheinlich Stanislaus Graf *Skarbek* (1778—1848), dessen Tante Julie Gräfin Rzewuska war und der Sofie Gräfin *Jablonowska* heiratete. Er widmete sein kolossales Vermögen wohltätigen Stiftungen in Lemberg.

2) Christof Freiherr von *Weveld*, k. bayr. Km., geb. 25. 10. 1742, gest. 30. 3. 1834, heiratet 27. 7. 1775 Leopoldine Freiin v. *Leoprechting*, gest. 1811. Deren Töchter, die oben erwähnt sind: 1. *Maria Anna* (Nany), geb. Sigmaringen 31. 12. 1786, gest. Neuburg a. Donau 12. 3. 1872, seit 1817 Hofdame der Kaiserin Karolina Augusta und Sternkr. O. D., heiratet Sigmaringen 6. 12. 1811 Josef Freiherrn v. *Leoprechting* (1773—1851), bayr. Km. und Appellationsgerichtsrat. — 2. *Franziska*, geb. 6. 3. 1785, verheiratet mit dem griechischen Oberstleutnant à la suite Josef Freiherrn v. *Laßberg* (1782—1856).

digkeit. Wie dem auch sei, jedenfalls war sein delikates Verhalten einer häßlichen, widerwärtigen, abgeschmackten und anspruchsvollen Frau gegenüber ein sicherer Beweis, wie er seine Leidenschaften zu bezähmen und das Versprechen, welches er für das Glück seiner Frau gemacht hatte, zu halten wußte. Die Zeit lernte mich erst den wahren Wert Weißenwolffs schätzen.

Außer meinem Cousin *Althann*, von dem ich schon früher gesprochen, war auch noch ein junger Baron *Kurz*[1]) bei uns, der gutmütig, aber im Grunde genommen ein schlechter Mensch war. Sein Vater hatte sich, gleich einem Parasit, zu unserem Familienfreund erklärt, während der Sohn der beste Kamerad meines Bruders wurde. Während des Krieges 1813 nahmen beide Kurz an dem Befreiungskriege teil und bewogen auch Josef, in ein Ulanenregiment einzutreten. Der junge Kurz wurde gleich zu Anfang des Krieges, fast an der Seite seines Freundes, getötet.

Unsere Abreise nach Wien machte meiner Koketterie, Hans Weißenwolff gegenüber, ein Ende. Trotz meiner Abwesenheit, oder vielleicht eben wegen ihr, ließ seine Liebe nicht nach. Ich fand ihn einige Monate später noch verliebter in mich, als je zuvor.

1) Josef Freiherr v. *Kurz*, gest. um 1814, k. k. Regierungsrat in Oberösterreich, am 8. 8. 1806 als Mitglied des jungen oder reservierten o.-ö. Herrenstandes aufgenommen, wobei er seinen Freiherrenstand bis 1623 nachzuweisen suchte. Weiß v. Starkenfels bezweifelt ihren Freiherrenstand überhaupt und hält sie nur für Ritter (seit 1610). Der einzige Sohn des obigen, Leopold, fiel als Oberleutnant beim k. k. Jägerbataillon Nr. 11 in dem Gefechte bei Roverbella bei Mantua am 10. 3. 1814. — Gräfin Thürheim nennt dieses Gefecht bei „Caldiero", was nicht richtig ist. Das Letztere fand am 15. 11. 1813 statt. (o.-ö. Landtafel.)

XIII. 1811

Zu Anfang des Jahres bekam meine Mutter Blutbrechen und eine Gehirnhautentzündung, doch der Himmel schob noch einmal das Unglück hinaus, das uns erst später treffen sollte.

Kaum war sie wieder halbwegs hergestellt, als der *Staatsbankerott*, den man Patent nannte, eine Erfindung des Finanzministers Grafen *Wallis*[1]), Österreich, wie eine allgemeine Landplage niederwarf. Dieses Patent ver-

1) Josef Graf *Wallis*, geb. Prag 31. 8. 1767, gest. Wien 18. 11. 1818, heiratet 11. 9. 1788 Maria Luise Gräfin Waldstein-Dux (1768 bis 1828). Er war von 1810—13 österreichischer Finanzminister. Als 1810 der Staatsbankerott ausbrach und das Papiergeld kaum $^1/_{12}$ des Nennwertes galt, ließ er am 25. 3. 1811 die Bankozettel durch die ominösen Einlösungsscheine ersetzen, die nur $^1/_5$ des Nominales galten. Wurzbach erwähnt Bd. 52, S. 265 ff. auch die amüsante Anekdote über die 20 W des Grafen Wallis, die hier wiedergegeben sein mag. Man fand in diesen stürmischen Tagen eines Morgens am Haupttor des Stefansdomes ein großes Plakat, auf welchem stand:

W.w.w.W.w.W.W.W.W.w.
W.w.w.W.w.W.W.W.W.w.

Man zerbrach sich vergebens den Kopf. Nächsten Tages brachte ein neues Plakat die folgende Auflösung:

„Wie wohl war Wien, wie Wallis Worte Wiener Währung waren,
Wie weh ward Wien, wie Wallis Worte Wiener Währung wurden."

Wallis setzte wütend 100 Dukaten auf die Eruierung des Pamphletisten aus. Da erschien ein drittes Plakat des Inhaltes:

„Wir sind unser vier:
Ich, Feder, Tinte und Papier.
Die letzten drei werden mich nicht verraten,
Ich aber pfeif' auf die hundert Ducaten."

ringerte die Vermögen um $^4/_5$ ihres bisherigen Wertes, ohne eine andere Maßnahme, die sogenannte Skala, zu berücksichtigen, die den Bankerott zu einem retrograden gestaltete. Durch alle diese Operationen war z. B. unser väterliches Legat von 50 000 fl. nur mehr 9 000 fl. wert. Verschiedene gute, aber blinde Patrioten, wie es mein Vetter Franz Hager war, wollten in diesem fraudulösen Bankerott die Grundlage für einen gesicherten Wohlstand sehen. Aber weit gefehlt, machen sich seine Folgen noch heute, trotz zweier glücklicher Feldzüge, trotz zweier Invasionen in Frankreich und 30 Friedensjahren bemerkbar, und die Staatsschuld hat sich um mehrere hundert Millionen seither vermehrt. Man sagt, daß Wallis, bevor er sein Patent herausgab, seine persönlichen Schulden bezahlt hätte, was ihm einen imensen Vorteil brachte. Sei diese Anschuldigung nun wahr oder erfunden, sicher ist es, daß, trotz der Lammgeduld des österreichischen Volkes, gegen die Leiche des Grafen Wallis, der mehrere Jahre später starb, Verwünschungen seitens der Wiener geschleudert wurden. Und viel später noch, als die sterblichen Überreste Kaiser *Franz'* zu den Kapuzinern geführt wurden, bewiesen das gleichgiltige Schweigen des Volkes und einige verhaltene Ausrufe, wie „Bankrotteur", daß 24 Jahre nicht genügt hatten, um den Groll der Opfer zu beschwichtigen.

Aus allen diesen Gründen verlief unser Winter in Wien sehr schwermütig. Mein Tagebuch strotzt von Betrachtungen, die ich hier nicht wiederholen will. Wie nützlich wäre mein Journal, wenn man daraus Belehrung schöpfen könnte und der Mensch Intelligenz genug besäße, um von diesen Lektionen Nutzen zu ziehen.

Außer einem kurzen Ausflug, den wir nach Baden machten, wüßte ich kein Ereignis, das wert wäre, hier

verzeichnet zu werden. Als wir in Schwertberg wieder eintrafen, besuchte uns bald darauf Hans *Weißenwolff*[1]) und gefiel allen. Eines Tages, als wir wegen Regen unsere beabsichtigte Promenade verschieben mußten, lag ich am Fenster meines Zimmers, um das Ende des Unwetters abzuwarten. Hans saß an meiner Seite, auf dem Fensterbrette stand eine Vase, mit Blumen gefüllt. Er bat mich um einige Blumen. „Nehmen Sie sich doch, was sie wollen", erwiderte ich. — „Nein, ich möchte, daß Sie selbst mir einige geben." — „Warum ? Man versteht doch immer besser selbst auszuwählen". — „Ja, aber man kann nicht immer das haben, was man sich ausgesucht hat" — und nach einer Pause: „Liebe Loulou, ich beschwöre Sie, geben Sie mir eine Blume." Ich ver-

1) Johann Nep. *Ungnad* Graf *Weißenwolff*, geb. Wien 11. 5. 1779, gest. Linz 27. 4. 1855, 1809 Major des 5. n.-ö. Landwehrbataillons, 1812—14 im Inf.-Regt. Nr. 59, 1815—19 Oberstleutnant im Inf.-Regt. Nr. 14, 1819 pensioniert, 1825 Fideikommißherr von Steyregg, Spielberg, Luftenberg, Lustenfelden und Parz in Oberösterreich. Obersterblandhofmeister, Vorsitzender im o.-ö. Herrenstande, Vorstand des Linzer Museums 1848—55, Präsident der o.-ö. Landwirtschaftsgesellschaft. Außerdem war er seit 1809 k. k. Km. und seit 1837 Komm. des Leopoldsordens. — In seinem Nachruf heißt es: „Seinen ehemaligen Untertanen war er ein milder Herr; heiter, geistreich, ein Freund seiner Freunde, ein Mäcen der Künste und Wissenschaften, unerschöpflich im Wohltun, unerschütterlich treu seinem Monarchen, voll tiefem und wahren religiösen Gefühl, war Graf W. das Bild eines *echten* Edelmanns." Er heiratete am 25. 10. 1815 Sofie Gabriele Gräfin *Breuner* (1794—1847). Über sie schrieb *Schubert*, der sich mit Vogl auf ihrer Reise nach Oberösterreich 1825 eine Zeitlang bei der gräflichen Familie aufhielt, an seine Eltern: „In Steyregg kehrten wir bei der Gräfin Weißenwolff ein, die eine große Verehrerin meiner Wenigkeit ist, alle meine Sachen besitzt und auch manches recht hübsch singt." Die Lieder Schuberts aus Walter Scotts „Fräulein vom See" (op. 52), die ihren besonderen Beifall fanden, sind ihr gewidmet. (Katalog der Schubertausstellung (S. 68) in Wien, wo auch die Porträts der Ehegatten Johann Weißenwolff von dem verstorbenen Grafen Konrad Ungnad-Weißenwolff, Steyregg, ausgestellt waren).



Johann Ungnad Graf Weißenwolff (1779—1855)

Nach einer Bleistiftzeichnung der Verfasserin
im Besitze des Herrn Dr. A. Figdor, Wien



weigerte es und verließ das Fenster. Hans folgte mir erregt, faßte meine Hände, küßte sie und stammelte: „Liebe Loulou, geben Sie mir die Blumen, ich bitte Sie, ich liebe Sie.“ In meiner Ungeduld stieß ich ihn zurück und rief: „Lassen Sie mich, Sie sind unausstehlich.“ Diese Worte trafen Hans ins Innerste, er stürzte aus dem Zimmer, schwang sich auf sein Pferd und raste davon. So mußten wir denn allein spazieren gehen. Nach einigen Stunden kehrte er mit begossener Miene zurück, ich empfand Mitleid mit ihm, und, um meine harten Worte wieder gut zu machen, gab ich ihm eine kleine Blume, die ich in der Hand trug. Die Rührung, die er den Rest des Tages über zeigte, bewies mir, daß meine kleine Gabe ihn mit neuer Hoffnung erfüllt hatte.

Am nächsten Vormittag ging Hans nach dem Frühstück nach *Hagenberg*, um meine Cousine *Althann* um Rat und Trost zu bitten. Diese Anfälle von Niedergeschlagenheit wiederholten sich öfters und ich will einiges davon hier erzählen. Meine lieben Neffen und Nichten, wenn es euch zu langweilig ist, so überschlagt diese Seiten, aber lasset eurer alten Tante die Freude, sich an ihre schöne Jugendzeit zu erinnern; sie hat ja keine anderen mehr. Es sind Blätter aus ihrem Sachet, wovon Lord *Byron* singt:

„. . . gathered when freshly they shone;
A dew was distilled from their flowers that gave
All the fragrance of Summer when Summer was gone . . .“

Am 16. Juni gingen wir zu Fuß nach *Windhag*[1]) Hans zeigte sich fast ausgelassen vor Freude, „il était aux anges“. Alles ging gut von statten, aber beim Rückwege konnte ich einmal ein Tête-à-tête mit ihm nicht

1) Altes Kloster bei Perg in Oberösterreich, gegründet von einer Tochter des ersten Grafen Windhag, damals längst aufgelassen. Schöner Aussichtspunkt.

vermeiden, das er dazu benutzte, um mich zu fragen, ob ich ihm gut gesinnt sei. Dies verdarb mir die Laune, ich antwortete mit einer banalen Phrase, die ihn so verletzte, daß er meine Hand losließ und tieftraurig blieb. Am nächsten Morgen war ein gemeinsamer Ausritt verabredet worden, dem ich mich nicht entziehen konnte; aber, als ich in den Sattel stieg, bat ich Hans, vernünftig zu sein. Während des ganzen Rittes blieb er einsilbig und mürrisch. In der Nähe des Schlosses fragte er mich dann, ob ich mit ihm zufrieden gewesen und ob er sich immer so verhalten müsse, um mir zu gefallen. „Sicherlich nicht," erwiderte ich, „denn so sind Sie unaussprechlich langweilig." Um Frieden zu schließen, sprach ich von meinem Wunsche, ihn ruhiger zu wissen, und von meinem Bedauern, ihm wehe getan zu haben. „Oh, rief er aus, wie haben Sie mich aus meinen teuersten Illusionen in die rauhe Wirklichkeit versetzt, und mit welcher Kaltblütigkeit, mit welcher Härte!" — „Ich liebte niemals die Illusionen, weder bei mir, noch bei anderen." — „Aber die meinigen machten mich so glücklich!" — „Sie konnten keine Dauer haben, und Sie verdienten nicht, auch nur einen Augenblick getäuscht zu werden." Auf dieses hin vermochte Hans seine Bewegung nicht mehr zu verbergen, Tränen erstickten ihn. Ich versuchte, ihn zu trösten; ich sprach von meiner Freundschaft zu ihm und daß ich ihn lieben wolle, so viel es mir möglich sei. Es wäre weniger peinlich, zu viel zu geben, als nichts zu besitzen, um sich dafür erkenntlich zu zeigen. Ich begreife, daß ihm meine Gründe wenig trostreich schienen und ihm ähnlich denen dünken mußten, die ein Kroate einem Bauern gegenüber anwandte, den er eben bis aufs Hemd ausgeraubt hatte.

Seine aufrichtigen und herzzerreißenden Tränen betrübten mich besonders, als er dabei ausrief: „Es ist um mein Leben geschehen!“ Wir kehrten in das Schloß zurück, und, als ich vom Pferd stieg, gab ich Hans ganz freundschaftlich die Hand. Er küßte sie und entfernte sich, in Tränen gebadet. Den Rest des Tages blieb er traurig und hatte für mich ein fast verächtliches Lächeln. Am nächsten Morgen brachte man Mama ein Billet, worin Hans seine eilige Abreise mit einigen Worten entschuldigte. Auf seine Flucht war ich tatsächlich nicht gefaßt. Ich fühlte mich über die unvorteilhafte Meinung trostlos, die er über mein Benehmen mitgenommen haben mußte, denn zweifellos klagte er mich der ärgsten Koketterie an. Auch empfand ich seinen Schmerz und, um die Wahrheit zu sagen, ärgerte ich mich, Hans verloren zu haben. Eine wahre Liebe, auch wenn sie nicht geteilt wird, ist ein großes Gut, auf das man nicht ohne Kummer verzichtet.

Ich beschloß, Hans zurückzurufen, ohne zu bedenken, daß mein Brief ihm sagen mußte, daß, wenn ich ihn schon nicht liebte, ich es doch bedauere, ihn nicht zu lieben. Konstantine besorgte die Zustellung durch einen Boten, der ihn in den steirischen Bergen fand, wo er wie weiland Roland im Liebeswahn herumirrte. Während dieser Tage befand ich mich in Todesangst, daß mein unbedachter Schritt entdeckt werden könnte. Ich versprach mir, Hans alles Erlittene vergessen zu machen, obwohl sich meine Gefühle für ihn nicht geändert hatten, denn in meinem Herzen verdunkelte Zandts Bild immer noch das von Hans Weissenwolf.

Dennoch hatte ich mir die Situation zurechtgelegt. Wenn Ferdinand *Weissenwolff*, Hans’ älterer Bruder, diesen verheiraten wollte, würde mir die Nachbarschaft

Steyreggs[1]), wo ich wohnen würde, von Schwertberg, das seltene Glück bieten, mich eigentlich nicht von meiner Mutter und meiner Familie trennen zu müssen. Ich entschloß mich daher, eine Versorgung nicht von der Hand zu weisen, die mir ein, wenn auch nicht romantisches und glänzendes, so doch angenehmes Los versprach. Ich wollte also Hans während der beabsichtigten Probezeit weder zu viel, noch zu wenig Hoffnung lassen, ich wollte seinen Charakter studieren und trachten, diesen mit dem meinigen in Übereinstimmung zu bringen. Dies sagte ich meiner guten Mutter, bat sie um ihr Vertrauen und daß sie mich gewähren lasse, ohne meine Operationen zu stören. Tante *Therese*, die es für ihre Pflicht hielt, in dieser Angelegenheit zu raten und zu helfen, ersuchte ich, sich niemals um eine Heirat für mich zu bekümmern, da ich entschlossen sei, nur nach meinem Geschmack und meiner Fantasie zu heiraten. Auf diese Weise hatte ich von beiden Seiten Ruhe.

Inzwischen studierte ich den Charakter meines Hans. Eigentlich begreife ich seine Liebe nicht, denn unsere Charaktere sind so verschieden, nicht die geringste Sympathie existiert zwischen uns. In den wichtigsten Punkten weichen wir von einander ab. Ach, Hans hat keine Religion! Sein Indifferentismus für das, was selbst die Neugierde der borniertesten Menschen erregt, ist unglaublich. Die Schönheiten in der Natur können ihn bis zur Begeisterung ergreifen, ohne ihm aber die geringste Lust einzuflößen, ihren Urheber kennen zu lernen. Er achtet die Moral als das Band der Gesellschaft, er liebt die Tugend als den geläuterten Genuß, der geeigneter dazu ist, die Seelenruhe zu bewahren, als die von Leidenschaften getrübten Vergnügungen.

1) Schloß der Grafen Ungnad-Weißenwolff bei Linz.

Er bewundert die Ordnung und Harmonie, die unter einander alle Teile des Weltalles verbinden und hält diesen erhabenen Zusammenklang für einen blinden Zufall. Die Seele ist ihm ein höheres Wesen, dazu erschaffen, um sich über die Schöpfung zu erheben, aber in dem Augenblick vernichtet zu werden, wenn sie sich von der körperlichen, groben Hülle trennt, die sie aufhielt und ihre Fähigkeiten herabzog. Mit einem Worte, er leugnet die Unsterblichkeit und glaubt nicht an Gott, weil er gar kein Bedürfnis in sich trägt, ihn zu lieben, der Unglückliche! Dennoch behauptet er, sich in dieser häßlichen Versumpftheit ganz zufrieden zu fühlen. Ach, ist das doch möglich? Und dieser Mensch kann lieben! Das Schicksal stellt noch dazu ein Wesen, das mir so fremd erscheint, in meine Nähe. Hans scheint an mir alles zu bewundern, das ihm selbst nicht der Untersuchung wert erscheint. Vielleicht ist es aber kein Zufall, der diese unwiderstehliche Anziehung zustandebrachte, vielleicht bin ich dazu bestimmt, Hans auf den rechten Weg zu führen. Nein, nein, ich werde ihn nicht abweisen, ich werde zu Gott flehen, mich zu erleuchten; er wird mir sein Licht nicht versagen, denn was gilt mir mein zeitliches Glück, vorausgesetzt, daß ich meinen unglücklichen Freund errette.

Ich hatte also die Hoffnung nicht aufgegeben, den gottlosen Hans in den Hafen zurückzuführen. Ohne Liebe zu ihm, fühlte ich, daß er durch seinen liebenswürdigen Charakter, seinen Geist, seine Stellung und besonders seine Liebe mir Garantien für meine Zukunft, die ich entschlossen war ihm anzuvertrauen, bot. Meine Neigung zu ihm wuchs immer mehr, ich konnte, nahe von meiner Familie, mich seiner Liebe hingeben, ohne diese Freude mit dem Verlust derjenigen, die mir das väterliche Dach bot, bezahlen zu müssen.

Hans hatte mir erzählt, daß sein Bruder *Ferdinand*, der nur eine Tochter besaß, es für seine Pflicht hielt, einen seiner Brüder zu verheiraten, um das Majorat in der Familie zu erhalten. Graf Nikolaus *Weißenwolff* hatte eigentlich, als der Ältere, die größeren Rechte dazu, aber er hatte zu Gunsten des Jüngeren darauf verzichtet, indem er die Ordensgelübde beim deutschen Ritterorden ablegte. Graf Nikolaus war in Bezug auf Geist und Herz so lebhaft, wie man es selten in Österreich trifft, er besaß in seinem Naturell etwas direkt provencalisches, den durchbohrenden Blick, das feine Lächeln, die Beweglichkeit seiner Gestalt, ja selbst den Akzent seines Französischen, das er wie ein Franzose aus dem Süden sprach. Sein Herz hatte die Wärme und das Feuer eines Südländers. Oft bis zum Übermaß zornig, war er dann ebenso schnell bereit, sich zu versöhnen oder zu beleidigen; seine Hingebung für seine Freunde ließ ihn sein eigenes Interesse ganz vergessen. So machte er später, als es sich um meine Heirat mit seinem Bruder handelte, solche Vorschläge, um sie zu ermöglichen, daß er selbst dann fast mittellos dagestanden wäre[1]).

Diese Hoffnungen, durch seine Brüder etabliert zu werden, hatten Hans Weißenwolff ermutigt, meine Liebe zu gewinnen. Das Los, welches er mir bieten konnte, mußte mir angemessen erscheinen. In diesem Sinne hatte Hans mit mir gesprochen, doch hatte ich ihm geantwortet, er solle über die ganze Angelegenheit strengstes Stillschweigen bewahren. Ich fürchtete das Geklatsche in der Familie und wollte das Geheimnis nicht preisgeben. Die Anwesenheit meiner Tante Therese gebot mir vor allem Schweigen; ich harmonierte

1) Siehe Stammbaum *Weißenwolff*.



Guidobald Ungnad Graf von *Weißenwolff*, Freiherr zu Sonneck und Er
Prag 2. 1. 1757 mit *Josefa* Maria Michaele Ruperta Dominika, T. d. Wenz
Franziska Cajetana Malowetz v. Malowitz u. Kosorž a.

1. *Ferdinand*, k. k. Km. u. Major a. D. d. 4. Inf.-Rgts. * 29. 9. 1757, † Wien Juli 1813, ∞ Johanna Theodora von *Ernst* aus Holland, * 1764, † Wien 14. 3. 1828.

a) Maria *Anna* Josefa, St. Kr. O. D., * 16. 11. 1795, † Obermais b. Meran 3. 5. 1866, verm. 7. 1. 1812 m. Valentin Philipp Caspar Grafen *Eszterházy* von Galantha, † Venedig 3. 4. 1838.

b) Josefa, * 1800, † Graz 20. 7. 1805.

2. *Guidobald*, k. k. Kreis-hptm., * 9. 9. 1759, † Bruck a. d. Mur 7. 10. 1788.

3. *Nikolaus*, Ritter d. M. T. O., des souv. Malt. O., Km., F. M. Lt., Divisionär u. 2. Inhaber d. 3. Inf.-Rgts., * 16. 8. 1763, † Linz (als dortiger Militär-Stationskmdt.) 1825.

4. Maria J
Joh. Ne
Franz de P
Crispin, k
Grenadier-
i. Inf.-Rgt.
dasdy, * 25
1764, † 1

9. *Johann* Nep. Wenzel Rudolf Ungnad RGra
Freiherr v. Sonneck u. Ennseck, Fideikommißh
Spielberg, Luftenberg, Lustenfelden u. Parz, Ob
Österr. o. d. Enns, k. k. Km. u. Oberstlt. d. 2.
Präses des Linzer Museums, * Wien 11. 5. 1779,
∞ 25. 10. 1815 Sofie Gabriele, * 2. 5. 1794, † 1
Tochter d. Josef Franz Grafen *Breuner* (1766—
Anna Josefa Gräfin v. Pergen (1775—

UNGNAD VON WEISSENWOLFF.

wirkl. Km. u. G.F.W.M., * 27. 3. 1724, † Wien 16. 2. 1784, vermählt
Freiherrn v. *Salza* auf Heidersdorf u. Lindau u. d. Anna *Clara* Veronica
schitz, * 26. 3. 1739, † Wien 28. 3. 1798, St.Kr.O.D.

oline, Kanonissin velles, k. k. Pa- me u. 1. Assi- ı d. Sternkr. O., 12. 1766, † 31. 3, ∞ 30. 11. Adalbert Gra- *ier* auf Leżajsk, 23. 8. 1831.

6. *Anton* Xaver, k. k. Oberst u. Kommandant d. 60. Inf.-Rgts., * Prag 16. 7. 1770, † Ulrichskirchen 5. 6. 1809.

7. *Franziska* Xaveria, k. k. Palast- u. St. Kr. O. D., * 3. 12. 1773, † Malatzka 7. 10. 1859, ∞ 29. 7. 1798 Alois Wenzel Reichsfürsten *v. Kaunitz*, Frhrn. zu Rietberg u. Questenberg, * 19. 6. 1774, † Wien 15. 11. 1848.

8. *Franz* Xaver, * 7. 8. 1776, † 22. 1. 1780.

ıwolff, ·yregg, fm. in D. u. . 1855, O. D., Maria

10. *Paul* Hippolyt, k. k. Km. u. Oberstlt. d. 24. Inf.-Rgts. a. D., * Wien 13. 8. 1780, † 24. 9. 1848, ∞ Januar 1817 Theresia, * 1. Mai 1788, † auf Ruskawies 29. 10. 1870, St. Kr. O. D., Tochter d. Josef Grafen von Zmigrod *Stadnicki* des Wappens Szreniawa auf Niemirowo u. der Katharina RGräfin v. Sierin Krasicka des Wappens Rogala a. d. H. Dubiecko.

Guidobald, Fideikommißherr und Obersterblandhofmeister in Oe. o. d. E., * 17. 12. 1817, † 16. 12. 1872, ∞ 8. 5. 1853 *Hedwig* Teophila Philippine Henriette, * Dubiecko 13. 9. 1839, † Ruskawies 1911, St. Kr. O. D., Tochter des Alexander Grafen *Krasicki* von Siecin des Wappens Rogala auf Dubiecko etc. und der Rosalie Henriette von Kurozwęki-Mecińska.
(Blühender Zweig.)

(Größtenteils nach gefl. Mitteilung des Herrn Dr. J. B. Wittings.)

I. 358/59 (St. W.).



nicht mit ihrer wenig romantischen Art, die Heirat zu betrachten, ich fürchtete ihren Einfluß auf meine Mutter und vor allem hatte ich vor ihren Heimlichkeiten mit Minerl Hager Angst. Sie schrieb ihr fast täglich und, da meine Cousine eine intime Freundin der Gräfin *Mier*, der Schwester von Hans, war, so hätte jene gewiß durch ihre Berichte und Kniffe die Angelegenheit verwirrt. (Dies traf denn auch später zu). Nur meine Schwester Konstantine, der ich vollkommen vertrauen durfte, wurde von mir über alles in Kenntnis gesetzt.

Mitte Juli reiste Hans mit Ferdinand zu seinem Bruder Nikolaus, der damals Brigadier in Böhmen war. Dieser vierzehntägige Ausflug war nicht nach unserem Geschmack, namentlich nicht nach dem meinen, denn ich blieb fast allein in dem einsamen Schlosse Weinberg zurück. Nur Konstantine war bei mir. Wir waren so an Hans gewöhnt, daß wir ihn schwer vermißten. Langsam und mühselig verstrichen die Tage. Wir hatten deren elf hinter uns, und es blieben nur mehr vier zu überstehen, als plötzlich der Bediente des Abwesenden, Johann, der im Schlosse zurückgeblieben war, in den Salon mit einem Dienstbriefe vom Regiment an seinen Herrn trat. Es schien uns sicher, daß darin die Einberufung Hans zu seinem Regimente in das Preßburger Lager enthalten war. So sprach sich auch Johann aus, der von der Abreise *Jordis* und *Klebecks*[1]) nach Ungarn gehört hatte. Welcher Schrecken! Ich dachte an den Brief, der mir schon einmal den Geliebten (Max Zandt) geraubt hatte. Ich sah meine Illusionen im Keime er-

1) F. M. Lt. Alexander von *Jordis* war von 1789—1815 Inhaber des 59., F. Z. M. Wilhelm Freiherr von *Klebeck* (1729—1811) Inhaber des 14. Infanterieregiments von 1788—1811. Joh. Weißenwolff war 1814 überzähliger Major bei Nr. 59.

stickt. Hans würde sich in einem anderen Lande niederlassen und mich meiner Langweile und Einsamkeit auf unbestimmte Zeit überliefern, und dies gerade zu einer Zeit, da er den Kummer, den ich ihm verursacht hatte, zu vergessen anfing, und ich mich daran gewöhnt hatte, meine poetischen Träume gegen eine ruhige Wirklichkeit aufzugeben. Alles schien sich bisher ohne Hindernis abwickeln zu wollen, mein guter Wille dünkte mir zu genügen, um den Knoten meiner Bestimmung von selbst zu lösen. Was konnte ich nun mehr erhoffen? Mein guter Freund würde, ferne von mir, bald wieder den Versuchungen erliegen, und ich würde dann mehr zu bedauern sein, wie er, „car on retrouve plus facilement une amourette, qu'un ami véritable".

Konstantine und ich waren untröstlich. Ganz gegen meine Gewohnheit überließ ich mich diesmal dem Schmerze, und, um mich zu erleichtern, weinte ich aus vollem Herzen. Nach langen Beratungen mit Johann entschloß man sich, Hans einfach von dem Eintreffen eines offiziellen Schreibens in Weinberg in Kenntnis zu setzen. Ich wurde natürlich ausersehen, diese Nachricht zu Papier zu bringen und benützte diese Gelegenheit, um meinem Schmerze Ausdruck zu geben. Vier bange Tage vergingen nun und der letzte derselben sollte vielleicht der der Trennung auf lange sein. Der Vormittag des letzten Tages verging unter Herzklopfen, Ungeduld, Freude und Leid. Der Nachmittag war noch ärger. Gegen abend machten wir eine Spazierfahrt im Wagen, als plötzlich Tante Therese ausrief: „Ich glaube, ich sehe Hans, der von Freistadt herkommt." Ich konnte ihn nicht unterscheiden, aber mein Herz fing wieder heftig zu schlagen an. Wir kehrten zum Schlosse zurück und sahen Hans, der auf einem kürzeren Wege den

Schloßberg erstiegen hatte, beim Tore stehen. Der geöffnete Brief ist in seiner Hand. Er eilt zu unserem Wagen und hilft mir beim Aussteigen. Ich fühlte Tränen in den Augen, doch wagte ich es nicht, ihn zu fragen, und er schien zerstreut. Als man Lichter brachte, sah ich erst, wie glücklich er aussah, und nun erzählte er uns, daß der gräßliche Brief nichts weiter enthalte, als den Befehl, einem simplen Regimentschirurgen ein Quartier zu verschaffen. Wie war ich glücklich, wie dankbar meinem Gotte, der mir einen großen Kummer erspart hatte, wie froh, nicht gegen das Geschick gemurrt zu haben!

Und doch liebte ich diesen Mann nicht, dessen Abreise mich so erschüttert, dem ich einen vor Sehnsucht brennenden Brief geschrieben hatte und dessen Rückkehr mich in alle Himmel versetzte. Aber ich wollte ihn nicht verlieren, und so stark war das Ungestüm meines Naturells, daß die Furcht, seine Gegenwart und seine Liebe entbehren zu müssen, meinen Gefühlen die Energie einer wahren Leidenschaft gab. Er wurde dadurch, wie auch andere im Laufe meiner Jugend und noch später, getäuscht. Die Furcht, ein Herz, das ich nicht liebte, verlieren zu müssen, veranlaßte mich zu manchen Torheiten und kompromittierte meinen geraden Charakter.

Hans war zuerst das Opfer meiner Inkonsequenz; er mußte nach meinem Briefe annehmen, daß ich ihn liebe, und mit diesem Glauben wuchsen auch seine Ansprüche. Ich wurde darüber ärgerlich, ich fand ihn bald zu zärtlich, bald zu kalt und verletzte ihn durch meine Empfindlichkeit und die Kaprizen meiner Unerfahrenheit in der Liebe. Ich wollte geliebt sein, ohne diese zu erwidern, ich verlangte von Hans dieselbe Liebens-

würdigkeit, den gleichen Scharfsinn, wie sie der Held der Madame de Genlis[1]) zeigte. Infolge dieser Theorie war ich natürlich mit Hans nicht zufrieden. Ich will davon ein Beispiel erzählen. Eines Tages sagte ich ihm, er solle nach dem Diner zu mir kommen. Als die Stunde schlug, wartete ich und wurde ungeduldig, da ich es unglaublich unhöflich fand, ein Rendezvous zu versäumen. Daher setzte ich die Stunde unserer gewöhnlichen Promenade früher an und begab mich zu meiner Tante. Hans kam einige Augenblicke darnach und eilte, als er mich im Zimmer nicht fand, ganz beschämt zu mir, um mir zu sagen, er sei, die von mir bestimmte Stunde erwartend, auf der Chaiselongue eingeschlafen. Ich fand nun, daß er die Sache etwas gar zu leicht nehme, und fing zu schmollen an. Während der ganzen Promenade herrschte von meiner Seite ein eisiges Schweigen und eine herabsetzende Gleichgiltigkeit. Die verschwundenen Bedenken kamen wieder, ich war mir klar, daß Hans eine alltägliche Art habe, mich zu lieben, daß seine Beredsamkeit erschöpft sei, sobald es ihm gelungen, mich freiwillig oder gezwungen zu umarmen, und daß er daher nicht das Interesse verdiene, das ich ihm widmete. So entzog ich es ihm einfach.

Dem armen Hans war inzwischen das Lachen vergangen, ich peinigte ihn nach Kräften und gab ihm auf seine Entschuldigungen nicht einmal eine Antwort. So gingen wir endlich zu Bette.

Als wir allein waren, machte mir Konstantine Vorwürfe darüber, daß ich die Entschuldigungen des armen Hans nicht angenommen. Ich entschloß mich denn

1) Stéphanie Félicité Ducrest de St. Aubin, Marquise v. Sillery, Komtesse de *Genlis* (1746—1830), die bekannte französische Schriftstellerin. Ihre Romane umfassen 100 Bände.

auch, anderen Tages meinem Freunde mit Güte zu begegnen.

Dieser Morgen war ein Sonntag; nach der Messe in der alten Schloßkapelle bat mich Hans um Versöhnung. Doch dieser Moment schien mir nicht passend, ich rechnete auf einen neuen Versuch seinerseits und setzte eine abweisende Miene auf. Er jedoch blieb stumm und zeigte kein Entgegenkommen mehr. Dieser Stolz verletzte mich, und wenn Konstantine nicht die Vermittlerin und Richterin gespielt hätte, so weiß ich nicht, was aus der ganzen Geschichte geworden wäre.

Ich finde zu dieser Zeit in meinem Journal einen Artikel, der die Strenge meiner Ansichten über die eheliche Liebe bekundet; sie waren auch größtenteils die Ursache meines Mißtrauens, das mich vor diesem Ziel aller, mehr oder minder lebhaften Mädchenträume warnte. In meiner Familie hatte ich nur Beispiele reinster ehelicher Treue vor Augen gehabt, und meine Eltern waren immer ängstlich bestrebt gewesen, vor uns Kindern jedes freiere Wort zu vermeiden und unsere Einbildungskraft vor Ansichten zu bewahren, die bei Zeiten die heiligsten Gefühle von Liebe und Ehe ins Lächerliche zu ziehen bestrebt wären. Meine Mutter hatte vor jeder Verläumdung einen wahren Abscheu, und der Skandal in der großen Welt drang kaum in unseren Salon. Es gab in der Gesellschaft viele Liaisonen, die die ganze Welt kannte, nur wir nicht. Ich erinnere mich, daß ich mich beleidigt fühlte, als ich Hans Weissenwolff einmal sagte, ich wolle mir seine Schwester zum Muster nehmen, und er darauf spitzbübisch lächelte. Ohne mir die Augen über die Schwächen dieses Mädchens ganz geöffnet zu haben, flößte er mir doch über die eheliche Treue von mancher anderen Frau, die ich für

untadelhaft gehalten hatte, Zweifel ein. Meine Überlegung führte mich zu dem Schlusse, daß die Duldung des Lasters seitens der Gesellschaft geradezu ein Ansporn sein müsse, jenes fortzusetzen.

Hans erzählte mir von einer Gräfin, die mit ihrem Gatten nur dann zusammenlebte, wenn es ihm und ihr paßte. Er hat Maitressen, sie Verehrer. Manchmal kommt er auf sechs Wochen zu ihr, wird auf das Beste empfangen und nach dieser Zeit trennen sie sich wieder, um jedes für sich nach seinen Neigungen zu leben. Die Gräfin ist allgemein geschätzt und genießt einen untadeligen Ruf, ihr Liebhaber, der ihr in der auffälligsten Weise den Hof macht, gilt nicht als ihr Geliebter und, wäre sie Witwe, so würde sie gewiß das Muster einer Frau sein. Die Welt nennt dieses Ehepaar eine ausgezeichnete Menage. Und dennoch, erfüllt diese Frau die Pflichten gegen ihren Gatten; was würde man von einem Offizier, einem Beamten, einem Herrscher sagen, der alle seine Pflichten erfüllt, ausgenommen die gegen den Staat? Meiner Meinung nach schadet eine anständige Frau, die das Benehmen einer nicht in jeder Beziehung Tugendhaften billigt, durch ihre Duldsamkeit der Tugend viel mehr, als die andere durch ihr böses Beispiel.

Die Gräfin war übrigens von ihrem Gatten sehr vernachlässigt worden und trotzdem liebte sie ihn leidenschaftlich. Seine Untreue und Kälte taten ihrem Herzen wehe, in ihrem Schmerze vertraute sie ihren Kummer allen möglichen Leuten an. Ihre Klagen wurden dem Grafen übertrieben hinterbracht und führten natürlich zu einer noch größeren Entfremdung. Schön, obwohl durch verschiedene Krankheiten und Sorgen angegriffen, geistreich, liebenswürdig und distingiert, hatte die Gräfin

tausend Mittel, sich zu rächen. Sie tat es endlich und erlaubte dem Grafen Roger de *Damas*[1]), ihr den Hof zu machen. Dieses Mittel half aber nur, sie zu zerstreuen, denn der vertrauensselige oder gleichgiltige Gatte hegte keinerlei Mißtrauen gegen den Rivalen, sondern schloß mit diesem Freundschaft. So viel ich mich erinnere, handelte es sich hier um die Gräfin R.-Th.

Die Fürstin Franziska *Kaunitz*, die Schwester von Hans Weißenwolff, von der ich oben sprach, hatte sich noch mehr verfehlt, ich weiß nicht, ob ich sagen sollte, gegen ihren Gatten, aber wenigstens gegen ihre Pflichten. Ihr Mann hatte sie nämlich systematisch verdorben, er stellte ihrer Tugend absichtlich geschickte Fallen, um sie dem Grafen *Bernstorff*[2]) in die Hände zu spielen, der ihr erster Geliebter wurde. Man sagt nach einem französischen Sprüchwort „c'est le premier pas qui coûte" und bei der Fürstin Kaunitz bewahrheitete es sich, denn auf den Grafen Bernstorf folgten noch viele andere. Dennoch war die Fürstin unaufhörlich bestrebt, ihre Fehler durch eine grenzenlose Ergebenheit, ihrem unwürdigen Gatten gegenüber, wieder gut zu machen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Großmut, mit der sie sein Unrecht entschuldigte und sein Betragen verteidigte. Sogar heute, da der Fürst Kaunitz durch den skandalösesten Prozeß[3]) von der Gesellschaft

1) Siehe II, 17.
2) Entweder Christian Günther Graf *Bernstorff* (1769—1835), zuerst dänischer Diplomat und Minister, 1811—15 am Wiener Hof Gesandter, seit 1818 preußischer Minister des Äußern, der als Lebemann und Liebhaber der schönen Jüdin Eybenberg bekannt war oder sein Bruder *Joachim* (gest. 1835), der auch am Wiener Hofe akkreditiert war.
3) Alois Wenzel Fürst *Kaunitz* (1774—1848) heiratete 29. 7. 1798 Franziska Xav. Gräfin Ungnadin v. Weißenwolff. — Gräfin Thürheim spielt hier auf die Skandale an, die Kaunitz anläßlich des

geächtet und aus Wien verbannt wurde, wo er in der tiefsten Zurückgezogenheit sein Leben fristen muß und kein Anrecht auf ihr Interesse haben kann, läßt die Fürstin niemals zwei Jahre vorübergehen, ohne ihn in seinem Exil aufzusuchen und ihn zu trösten. So ist es wenigstens die Hoffnung, die dem Verbannten ein Restchen Illusion schenkt, wenn auch die gut unterrichteten Leute behaupten, daß die zahlreichen Besuche seiner Gattin dem Fürsten sehr ungelegen wären, wenn sie nicht dazu beitrügen, ihm seine Schulden zahlen zu helfen.

Ich will nach dieser Abschweifung wieder zu meiner Liebesgeschichte zurückkehren. Wollte ich alle Gespräche und Szenen niederschreiben, welche sich zwischen Hans und mir zutrugen, so würde es kein Ende nehmen. Ich hatte Hans zugesagt, ihm meinen Entschluß bekanntzugeben, bevor er uns verließe. Diese Unterredung fand denn auch statt und ich sagte meinem Freunde, ich sei entschlossen, ihn zu heiraten, wenn er seine Irreligiosität aufgeben könne. Niemals würde ich mein Los einem Manne anvertrauen, den ich in der Ewigkeit vergessen müßte, mit dem ich wohl Leid und Freud auf Erden, aber nicht den Lohn im Himmel teilen dürfte. Hans versprach es mir in einem so aufrichtigen Tone, daß ich an seinem guten Willen nicht zweifeln konnte. Er ist einer Heuchelei nicht fähig.

Der nächste Tag war Mamas und mein Geburtstag, wir machten einen wunderschönen Ausflug nach dem

Kinderballettes in Wien verursachte. Letztere wurden am 30. 11. 1821 auf behördliche Anordnung, wozu die „häuslichen Feste" im Kaunitzschen Palais (Johannesgasse 1030) die Veranlassung gaben, eingestellt. Kaunitz mußte sich auf Befehl Kaiser Franz I. auf seine Güter in Mähren zurückziehen, wo ihn dann seine Gemahlin, wie oben erzählt, besuchte.

Schlosse *Brandegg*[1]). Es war einer jener Tage, die man im Leben niemals vergißt. Kurz darauf verließ uns Hans, um auf drei Wochen nach Linz zu gehen. Beim Abschiede sagte ich ihm: „Nicht wahr, Sie werden ganz gut zurückkommen?“ — „Ja, ich verspreche es. Aber Sie werden Ihr Versprechen auch halten?“ Auf meine Bejahung umarmte er mich. Ich sah ihn dann nur mehr einen Augenblick im Salon, sein Blick offenbarte Liebe und Dankbarkeit.

Anfangs September kamen Josef und Herr Lux von Wien an, wo mein Bruder studierte. Dieser war sehr gewachsen und schön geworden. Sein ernster Charakter machte ihn vielleicht für die Damen weniger interessant, aber sein hübsches Gesicht wohl umso gefährlicher. Sein Verstand bildete sich, wenn auch die Schwerfälligkeit des Studienplanes den richtigen Aufschwung verhinderte. Doch das wird kommen. Bis auf einige Jugendstreiche hat sich auch meine Prophezeiung erfüllt.

Josefine hatte sich in Galizien in einen jungen, reizenden Mann verliebt, der sie auch verehrt. Sie hofft, mit ihm bei ihrer Rückkehr nach Galizien einig zu werden. Ich werde später Gelegenheit haben, von dem schrecklichen Veto zu erzählen, das zwischen diese jungen Leute trat.

Der Herbst 1811 verging unter den einfachen und doch so heiteren Freuden des Schloßlebens. Einigkeit, Zuneigung, Anspruchslosigkeit, Offenherzigkeit und die allgemeine Lust, sich zu unterhalten, bezahlten die Unkosten. Einige unserer Nachbaren nahmen daran teil

1) *Brandegg* oder Prandegg, Schloßruine an der Waldaist bei Guttau, Oberösterreich, damals im Besitze der Grafen Dietrichstein.

und revanchierten sich durch Einladungen. So lud uns der Graf *Wimpffen*[1]), der die Del Hostes in Wallsee ersetzt hatte, dorthin zu einem Ball ein. Da es in Strömen regnete, so fuhren nur mein Bruder mit seinen zwei Freunden, dem jungen Grafen *Thun* und dem Baron *Kurz* hin, während Hans *Weißenwolff*, den meine Tante Therese vorzeitig von Linz zurückberufen hatte, sich gerne opferte und uns Gesellschaft leistete, umsomehr, als mein Vetter *Hager* am nächsten Tage abreisen mußte. Mein Freund ergriff diese Gelegenheit, um sich mit Franz Hager einmal gründlich auszusprechen. Dieser setzte starke Zweifel in die großmütigen Absichten von Ferdinand *Weißenwolff*, und Hans mußte sie teilen, da er wußte, daß sein Bruder in diesem Jahre seine Tochter[2]) verheiraten wollte und also kaum die Mittel besaß, noch einen jüngeren Bruder auszustatten. Auch wußte er, daß Ferdinand die Frage angeregt hatte, ob es nicht besser sei, wenn Hans eine reichere Partie machte; als solche hatte er die Gräfin Everilda *Esterházy*, die Schwester seines künftigen Schwiegersohnes

1) Frau Del Hoste hatte Wallsee an den Grafen Franz *Wimpffen* verkauft. Dieser war mit der Prinzessin Victoria von *Anhalt-Bernburg* vermählt, deren Page er gewesen. Die Liebe hatte sein Glück gemacht, die Eifersucht seiner Frau machte ihn aber unglücklich. Übrigens entschädigte er sich ohne eine Spur von Zartgefühl und rechtfertigte so den Verdacht seiner illustren besseren Hälfte. (Notiz d. Verf.). Franz Karl Ed. Graf *Wimpffen*, geb. Stuttgart 2. 1. 1776, gest. Graz 8. 12. 1842, diente zuerst als Offizier in der landfl. hessen-kasselschen Schweizergarde, geheiratet in 1. Ehe in Wien 16. 10. 1796 Victoria Prinzessin v. *Anhalt*-Bernburg-Schaumburg (1772—1817), Witwe des Erbprinzen Karl von Hessen-Philippsthal. Er quittierte und zog nach Österreich, wo er Wallsee, Groß-Kuntschütz (Böhmen), sowie Brunsee und Kainberg (Steiermark) erwarb. (v. Schmutz, Lexikon v. Steiermark).

2) Anna Gräfin *Weißenwolff* (1795—1866) heiratete 1812 den Grafen Valentin *Esterházy* (gest. 1838). Seine Schwester Everilda (1791 bis 1872) heiratete Karl Ludw. Grafen *Fribert*.

Valentin, vorgeschlagen. Das Ergebnis der langen Unterredung war, daß mein Vetter Hans riet, einmal ernstlich mit seiner Familie zu sprechen oder sich zurückzuziehen. Mein armer Freund versprach alles, sagte aber, daß wenn man ihn mich nicht heiraten lasse, er seine Ansprüche auf das Majorat an seinen Bruder Paul abtreten werde. So verließ mich Hans in gedrückter Stimmung und hinterließ in mir noch weniger Hoffnung, als er selbst hatte.

Einige Tage nach seiner Abreise erhielten wir die Nachricht von dem Tode der Baronin Leopoldine *Weveld* (geborene Baronin *Leoprechting*), der Mutter unserer Freundin Nany Weveld. Meine Mutter erlaubte Konstantine und mir, nach Wien zu fahren, um sie zu trösten. Unsere Hin- und Herreise begleitete der schönste Komet, den ich in meinem Leben gesehen; sein Schweif durchschnitt den halben Himmel.

Nach unserer Rückkehr verbrachte ich die Zeit bis zur Abreise meiner Schwestern nach Galizien mehr oder weniger traurig. Die Nachrichten von Hans aus Steyregg lauteten nicht günstig. Seine Brüder hatten ihn nur zur Geduld gemahnt und unsere Hoffnung war dadurch in weite Ferne gerückt.

Wir begleiteten alle Isabella und Josefine bis nach Wallsee. Dort hieß es Abschied nehmen. Die Schwestern sollten ihre Mutter nicht mehr am Leben treffen. Josefine schien etwas zu ahnen, denn sie wollte sich gar nicht aus den Armen Mamas trennen und weinte herzzerbrechend.

Bald darauf verließ uns auch unser Bruder. Ich blieb seinetwegen in Unruhe, denn gewisse Entdeckungen hatten mich über seine sogenannte Unschuld aufgeklärt. Er hatte die viel reellere Unschuld seines Mentors zu

heimlichen Seitensprüngen benützt. Die keuschen Augen des Herrn Lux hatten nichts bemerkt, was beweist, daß ein wenig Erfahrung für alle Fälle gut ist. Übrigens hatte der Schüler der Unwissenheit seines Hofmeisters sonderbare Fallen gestellt. Gegenüber dem Hause in Wien, das mein Bruder bewohnte, hatten die schönen Augen einer Grisette die Aufmerksamkeit Josefs seit langem auf sich gezogen und mehr als ein Besuch folgte. Um seinen Mentor zu beschäftigen, machte der Schlingel vom Fenster seiner Geliebten aus, mit deren Haube auf dem Kopf, allerlei Schabernack. Die List gelang, der gute, tugendhafte Lux seufzte verstohlen und, um der Versuchung zu entgehen, sah er bei einem anderen Fenster auf die Straße hinab.

Glücklicherweise war Josef erst siebzehn Jahre alt und so hafteten diese verderblichen Eindrücke nicht nachhaltig; die nachfolgende Zeit hatte aber einen viel zu ernsthaften Charakter, um nicht diese Spuren durch tiefere und gründlichere zu verwischen. Meiner Mutter konnten wir die Entgleisung ihres geliebten Sohnes verheimlichen, während Josef gegen seinen Vormund und uns ganz aufrichtig war.

Der Graf *Ficquelmont*, der Bruder der Baronin Mandell, der zwei Jahre vorher seine Schwester nach Schwertberg begleitet hatte, wurde sein erster Verführer und führte ihn auf den Pfad des Leichtsinnes, ohne Rücksicht auf seine große Jugend. Josef hatte für diesen alten Sünder nur tiefste Verachtung, aber viele andere Leute des gleichen Schlages nahmen ihm den Glauben an die Tugend und die Reinheit seiner Seele; letzteres war noch viel ausschlaggebender, als das erstere. Davon überzeugt, daß lautere Sitten nur das Erbteil körperlich und geistig schwacher Menschen

sein können, setzte er seinen Ehrgeiz darein, sich lasterhaft zu zeigen. Ach, seine Geschichte ist die von fast allen jungen Leuten, sein Sohn tut und denkt heute gerade so! Und doch! unser seliger Vater war so ganz anders, und Josef konnte trotz seiner Verirrungen nur mit dem Ausdrucke tiefster Ehrfurcht von diesem Weltwunder an selbstloser Keuschheit sprechen.

Nach der Abreise aller unserer Freunde beschloß meine Mutter, aus Furcht vor dem Winter in Schwertberg die kältesten drei Monate in Linz zu verbringen. Trotzdem uns der Aufenthalt in einer kleinen Provinzstadt nicht viel Unterhaltung versprach, waren wir doch mit dieser Ortsveränderung sehr zufrieden. Froh, der tötlichen Einsamkeit zu entrinnen, war ich neugierig, die Gesellschaft, in der sich Hans als mein Mittelpunkt bewegte, kennen zu lernen. Auch trafen wir dort den jungen *Kurz*, den Mama sehr liebte, der aber meinen Bruder in seiner schlechten Aufführung eher ermutigt, als abgehalten hatte. Da Kurz aber aufrichtige Reue über seinen Fehler empfand, so mußten wir ihm bald verzeihen. Der Hofmeister *Lux* hatte nämlich bemerkt, daß der junge Mann Reue zeigte und so beschloß ich ihm ins Gewissen zu reden, wozu mir meine Schwestern, die sich an ein solches Unternehmen nicht wagen wollten, unbegrenzte Vollmacht gaben. Diese Unterredung fand noch in Schwertberg nach dem Hochamt statt. Ich hing mich in Kurz ein und ging langsam zum Schlosse zurück. In der Kirche hatte ich viel zum heiligen Geist gebeten, er möge mich erleuchten und mich die rechten Worte finden lassen. Ich stellte nun dem jungen Mann die Unwürdigkeit seines Vorgehens, seine Undankbarkeit unserer Familie gegenüber und den Mißbrauch unseres Vertrauens, womit wir seine Freund-

schaft mit Josef immer gutgeheißen, vor Augen. Ich sprach von den Folgen seines Einflusses auf meinen Bruder, sowohl für diesen, als auch für uns alle: dem moralischen Untergang Josefs, unserem Schmerze, der Trauer des Hofmeisters, der Verzweiflung unserer Mutter, der Schande meiner Familie usw. Und alles dieses käme von ihm, den wir mit Beweisen unseres Vertrauens und unseres Wohlwollens überschüttet hätten. Er wurde unruhig, Tränen flossen über seine Wangen und sein Arm zitterte unter dem meinigen. Ich gab mir alle Mühe, mit christlicher Liebe zu sprechen und jede Bitterkeit und Mißachtung zu verbannen. Nach dieser übrigens kurzen Unterredung verließ ich ihn, ohne daß er imstande gewesen wäre, auch nur ein Wort zu antworten. Zum Abschied küßte er meine Hand. Tagsüber war er sehr traurig, gegen abend bat er mich um einige Augenblicke Gehör. Er dankte mir mit Tränen in den Augen, daß ich mich *herabgelassen*, mit ihm zu sprechen, und gestand, daß sein Leichtsinn mehr an dem Übel Schuld trage, wie seine Verderbtheit. Er könne nur wieder glücklich werden, wenn wir ihm unsere Achtung nicht entziehen würden. Ich antwortete ihm freundschaftlich und beschwor ihn, durch seinen Einfluß auf meinen Bruder alles daranzusetzen, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Dies versprach er unter Tränen; auch ich weinte. Darauf küßte er mir noch die Hand und anderen Morgens reiste er nach Linz ab.

Kurz hielt sein Wort, und mein Bruder hatte seither keinen treueren Freund. Zwei Jahre später wurde er in der Schlacht bei *Caldiero* fast an der Seite Josefs getötet. Mein Tagebuch hat später von der Bekehrung meines Bruders, der ein braver Gatte und ein guter Familienvater wurde, getreulich Zeugnis gegeben.

Der Séjour in Linz, ohne gerade glänzend zu sein, verlief ganz heiter. Hans liebte und hoffte und ich ließ mich gemächlich auf dem Wege der Liebe und Hoffnung, den er mir wies, geleiten. Trotz allem war Hans nicht immer über den Grad meiner Zuneigung zufrieden; darüber sagt mein Tagebuch vom 7. Dezember 1811 folgendes: „Ein eigenes Wort, das „ich liebe dich"; alles, was man ihm etwa hinzufügte, vermindert seinen Wert. „Ich liebe dich sehr, ich liebe dich unendlich, ich liebe dich aus ganzem Herzen" drückt das aus, was das einfache „ich liebe dich" besagt? Hans drängt mich öfters, es ihm zu sagen, aber ich weiß nicht warum, es ist mir unmöglich, es auszusprechen, ohne etwas dazuzusetzen."

Dennoch machte Hans in meinem Herzen Fortschritte, denn die Eifersucht half mir dabei. Ich war nämlich auf eine Person eifersüchtig, die er gar nicht mehr liebte, ich hatte die Briefe gelesen, die er diesem Fräulein einst geschrieben. Was hatte ich im Grunde genommen darüber zu raisonieren? Er verehrte eben dieses Fräulein zwei Jahre hindurch und sagte es ihr in vierundachtzig Briefen. Sein Schicksal vertrieb ihn von Wien, wo sie wohnte, er schrieb noch einige Zeit, sie antwortete nicht mehr, und so verflog die Liebe von beiden Seiten. Dann lernte er mich kennen und nahm den Faden seiner Liebe wieder auf, nur mit dem Unterschiede, daß sie einem neuen Gegenstande galt. Das Mädchen heiratete seither, und er bekam die vierundachtzig Briefe ohne Erklärung zurück, die ich mir von Hans zur Lektüre ausbat. Wie war ich weit davon entfernt, den Eindruck vorauszuahnen, die sie auf mich machen sollten! Sie haben mir die teuersten Illusionen geraubt. Ich fand darin so zärtliche Ausdrücke, so

wahres Empfinden, daß ich daraus den Akzent einer richtigen Leidenschaft, die vielleicht inniger war, als seine jetzige zu mir, entnehmen mußte. Und doch hatte ich keine Ursache, an seiner Beständigkeit zu zweifeln. Je mehr ich las, desto mehr zog sich mein Herz zusammen; ich glich jenem Manne, der einen Schatz von echten Perlen zu besitzen glaubte, sie mit wirklichen verglich und fand, daß sie falsch seien. Ich verlor nicht allein mein Vertrauen in die Zukunft, sondern auch das an die Vergangenheit. Ich war so unklug, meine Verstimmung Hans merken zu lassen, dies mußte ihn traurig stimmen, vielleicht seine Gefühle zu mir erkälten.

Und dennoch liebte ich ihn, aber nur die Gefahr, ihn zu verlieren, entfaltete dieses Gefühl, das sozusagen noch in der Eierschale lag. Dieser Augenblick kam nun heran. Man hatte beschlossen, Hans nach Wien zu schicken, um bei seinem Bruder noch einen letzten Versuch zu machen; im Falle dieser mißlänge, sollte unsere Verlobung ein für alle Male aufgehoben sein.

Nach Monatsfrist kehrte Hans von Wien mit neuen Hoffnungen zurück, und ich hätte glückliche Tage vor mir gehabt, wenn nicht die Nachricht vom Tode unseres treuen *Pittoni*, der seinen langen Leiden erlegen war, eingetroffen wäre. Isabella besonders wird diese Trauerkunde tief ergreifen. Nie hat eine beständigere und selbstlosere Liebe in einem edleren Herzen gewohnt, wie in dem seinen. Die Erfahrung hat mich erst gelehrt, wie selten eine Liebe vom Schlage Pittonis in der Welt zu finden ist.

XIV. 1812

Unsere Rückkehr von Linz nach Schwertberg war für den Monat März festgesetzt worden. Obwohl ich Hans verlassen mußte, fürchtete ich dennoch die ländliche Stille nicht. Meine Vorliebe für das Landleben erwachte zugleich mit der Natur, ich mußte das Gras wachsen, die Blätter treiben, die Vögel ihre Nester flechten sehen. Unser Vormund, mein Bruder und Herr Lux sollten zudem die Ostern mit uns verbringen, und Nany *Weveld* hatte dankbar das Anerbieten meiner Mutter angenommen, den Sommer mit uns zu verbringen. Hans kam auch, wenn auch immer nur auf ein paar Tage. Unsere Art, mit einander auszukommen, hatte sich seit Wien etwas geändert. Er war nun meiner sicher und hielt seine Hoffnungen für ausgemachte Tatsachen, die man eben nur in Geduld erwarten müsse. Er hatte die Rolle eines Liebhabers ein wenig aufgegeben, wenn auch seine Gefühle für mich nicht minder lebhaft waren. Er war zärtlicher, aufrichtiger und ich möchte sagen, ernster, kurz er schien ein Mann geworden zu sein, der viel und auf lange hin lieben will. Ich liebte ihn auch viel mehr, seitdem er von mir keine Leidenschaft mehr verlangte, und ohne mehr geschoben oder gedrängt zu werden, kam ich ein gutes Stück Weges vorwärts.

Zehn Tage später hatte sich alles geändert. Welch' schöner Traum und welches Erwachen! Der Himmel hatte es anders beschlossen, sein Wille geschehe!

Ein Brief der Gräfin *Mier*, der von Ferdinand *Weißenwolff* diktiert worden war, eröffnete Hans, daß sein Bruder nicht mehr gesonnen sei, ihn zu versorgen, und sein Versprechen zurückziehe. Der Brief strotzte von Phrasen der Freundschaft und Blutsverwandtschaft, aber manche Ausdrücke waren fast noch härter, als der grausame Urteilsspruch selbst.

Bald darauf befand ich mich in der Schneelandschaft von Schwertberg, hoffnungsleer, die Seele voll von Erinnerungen. Ich bedurfte all' meiner Kraft und der Hilfe Gottes, um nicht melancholisch zu werden; äußerlich ließ ich mir nichts anmerken. Meine gute Mutter konnte sich nicht entschließen, auf alle Hoffnung zu verzichten, sie wiegte sich in Erwartungen, die für ein junges Herz hätten gefährlich werden können. Ich fühlte mich aber mit meinen vierundzwanzig Jahren schon alt und litt mehr für sie, als für mich.

Hans besuchte uns, um den Namenstag meiner Schwester und meinen Geburtstag in Schwertberg zu verbringen. Ich fand ihn weniger verzweifelt, als ich ihn in Linz gesehen hatte. Er baute Luftschlösser, an die ich nicht glauben konnte, die ich aber auch nicht zerstören wollte. Ich sah voraus, daß die Zeit seinen Kummer besänftigen würde und er die Freude am Leben und an allem, was er vor unserer Bekanntschaft geliebt, wieder gewinnen würde. Für mich hoffte ich von der Zeit nicht dieselbe wohltuende Wirkung. „Die Frauen", schrieb ich, „dürfen nur wenig Tage für Klagen und Schmerz verwenden; wenn sie von ihrer Melancholie erwachen, hat sich die Welt von ihnen entfernt."

Um nicht an mein Unglück denken zu müssen, suchte ich mich den ganzen Tag zu beschäftigen und doch fühlte ich mich nicht so betrübt, wie damals, als mich



Schloß Schwertberg
(Alter Teil)



Max Zandt verließ. Der Mensch ist eben inkonsequent: die wirklichen Leiden erträgt er voll Mut, gegen die Leiden der Phantasie fühlt er sich machtlos.

Die Ankunft meines Bruders machte das Maß unseres Unglückes voll. Sein Widerwille gegen das Studium, sein Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang hatte ihn auf die Idee gebracht, seine Bücher, Hofmeister und Professoren im Stiche zu lassen und Militär zu werden. Meine Mutter widersetzte sich diesem Einfall mit einer ganz ungewöhnlichen Festigkeit, sie verlangte, daß ihr Sohn sein Jusstudium, diese für einen österreichischen Gutsherrn so wichtige und so seltene Wissenschaft, vollende. Ohne diese sind sie ihren Pflegern ausgeliefert, deren halbpolitische Stellung ihre Herren in einer schmählichen Abhängigkeit gefangen hält. Meine Mutter kannte diesen Nachteil unserer Provinzverwaltung nur zu gut, und aus diesem Grunde bestimmte sie als Ende des Studiums die Absolvierung der juridischen Fakultät. Leider konnte ihre weise Voraussicht das Übel nur um weniges aufhalten, und mein Bruder machte sein ganzes Leben hindurch die Erfahrung, wie nützlich ihm die Kenntnis einer Wissenschaft gewesen wäre, die ihn vor den Schurken gerettet hätte, deren Opfer er wurde. Dies hat übrigens seinen Sohn nicht verhindert, denselben Fehler zu begehen, was beweist, daß Erfahrung eine ganz vergebliche Sache auf dieser Welt ist.

Meine Mutter litt nicht allein unter der unseligen Grille meines Bruders, auch die Zukunft ihrer Töchter und das stetige Sinken der östereichischen Papiere machten ihr schwere Sorgen. Schon hatte sie die wenigen Diamanten und Schmucksachen verkauft, es blieb ihr nur mehr ein Kollier sehr schöner Perlen übrig, mit deren Erlös sie den nächsten Wiener Winter bestreiten

wollte. Dann würde sie alles gegeben haben; sie mußte von ihrem Witwenlegat von 40000 fl. und dem Wenigen leben, was wir von unseren armseligen 490 fl. Zinsen (per Kopf) beisteuern konnten. Wenn jene Leute, die sich oft damit unterhalten, die Sorgen einer armen Mutter, die ihre Töchter zu verheiraten hat, zu verspotten, wüßten, was in ihrem Herzen vorgehe, so würden sie ihre Sarkasmen bereuen und Hochachtung und Mitleid empfinden, — wenn sie ein Herz haben, aber haben Leute von Welt überhaupt ein Herz?

Was mußte meine Mutter empfinden, wenn sie Zeuge war, wie ihre geliebten, von der Natur mit allen Gaben ausgestatteten Töchter, ihr Glück und ihr Stolz, eine Illusion nach der anderen zu Grabe tragen mußten, gleich den Blumen, deren Blätter kraftlos abfallen. Nur, weil sie arm waren, verschmähte man sie. Ich, die ich eben auf das Liebesglück verzichtet hatte, verstand ihren Schmerz und litt für meine Schwestern. Wie sollte ich für sie auf Glück hoffen, wo ihnen nur die Alternative der Wahl bevorstand zwischen einer Vernunftheirat oder von den Wohltaten und Opfern meiner Mutter und meines Bruders zu leben, außer sie würden es vorziehen, sich in ein ödes Stift zurückzuziehen, um dort ein müßiges und ihrer unwürdiges Leben zu führen. Sollte wirklich Konstantine, deren Schönheit, Geist und Herz gerade dazu gemacht sind, um Glück und Freude zu verbreiten, dazu bestimmt sein, ihr Dasein derart zu beschließen? Und Josefine, dieses gute und gefühlvolle Wesen, deren zärtlicher und lenksamer Charakter so geschaffen erscheint, die Pflichten der Gattin und Mutter zu erfüllen?

Viele werden über meine Heiratssorgen für meine Schwestern lächeln, doch wie Unrecht haben sie! Ja,

wenn es sich nur darum handelte, ihnen Männer zu verschaffen, würde ich nicht besonders in Angst sein, diese Ware ist nicht selten, wenn man sie en gros einkauft, aber ich möchte ihnen das Glück verschaffen. Und dieses kann nur ein gutes, empfindsames, liebenswürdiges Wesen geben, das mit irdischen Glücksgütern gut versehen ist. Diese Geschöpfe namentlich in der Provinz zu finden, ist sehr schwer. Für mich wünsche ich nur Ruhe und Unabhängigkeit, für meine Schwestern aber das Glück.

Die Hoffnung, Josefine in Galizien ihr Glück finden zu sehen, war auch in die Brüche gegangen. Die Eltern ihres Geliebten, des Grafen Ignian *Konarskis*[1]), gaben es um keinen Preis zu, daß er eine Tochter der „Unterdrücker" ihres Vaterlandes heirate. Als jene tot waren, wollte mich Konarski in Wien besuchen — Josefine weilte damals (1816) in Venedig — um seine Absicht zu verwirklichen. Ich war gerade ausgegangen, und unglücklicherweise hatte der Graf wohl seine Karte zurückgelassen, aber darauf sein Hotel nicht angegeben. Er kam noch zweimal wieder, jedesmal war ich zufälligerweise nicht zuhause, so daß er schließlich glaubte, ich wolle ihn nicht empfangen, nach Polen zurückkehrte und eine ungeliebte Frau heiratete, die ihn sehr unglücklich machte. Sie war eine dumme, zimperliche Betschwester und starb 1845. Solche Launen hat das Schicksal. Wie köstlich wäre es gewesen, meiner Schwester zu schreiben: „Dein kleiner Konarski war hier, so nett, so liebend, so gut, wie du ihn verließest. Er hat um deine Hand angehalten und will dich für dein ganzes Leben

1) Ignaz Graf Jaxa v. Groß-Konary-*Konarski*, gest. 1851, Sohn Adams und dessen Nichte Julie Konarski, verheiratet mit Katharina Gräfin *Wodzicka*, gest. 1845. Kinderlos.

glücklich machen.“ Ich will jedoch nicht länger abschweifen und zu meiner Geschichte zurückkommen.

Ich hatte Hans erlaubt, mich noch einmal an seinem Namenstag zu sehen. Dienstlich abgehalten, konnte er erst vier Tage später kommen. Wie schlug mein Herz, als man mir meldete, er sei im Schlosse. Vier schöne Tage verbrachten wir, die nur der Gedanke an die Trennung trübte. Ich erinnere mich an einen dieser Tage, wo ein Engel jedes Schreckgespenst verjagte und in unsere Seelen einen schönen Traum gesenkt zu haben schien, ohne uns die Angst des Aufwachens aus demselben einzuflößen. Wir durchwanderten ein liebliches Tal, das ich noch nicht kannte, ein leichter Regen schien dem ohnehin frischen Grün der Vegetation kräftigere Farben aufgelegt zu haben, ein hübscher Fußpfad führte uns zwischen Felsen und an einem Bache entlang, der unter Erlen und Gebüschen langsam dahinfloß. Manchmal geriet er in schäumende Bewegung, wenn er die Räder von Mühlen treiben mußte. Ich will hier nicht vielleicht eine Beschreibung dieses reizenden Bildes geben, das meiner Erinnerung niemals entschwunden ist, nein, ich sah vielmehr darin eine Allegorie eines glücklichen und nützlichen Lebens. Wir waren allein; auf seinen Arm gestützt, ging ich leichtfüßig dahin, ebenso wie er, den unbekannten Weg betrachtend, der uns einem neuen Ziele entgegenführte. Wir hatten denselben Gedanken und sprachen ihn nicht aus. Auf einem grünen Anger angekommen, bot sich unseren Blicken eine niedliche Hütte dar, zu der über eine blumige Wiese ein Pfad führte. Aber unsere Stunde hatte geschlagen, wir mußten zu den Unseren zurück. Hans preßte mich gegen sein Herz, und ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Seufzer auszustoßen, gingen wir

denselben Fußweg zurück und wurden von der Gesellschaft mit Scheltworten empfangen, weil wir uns so weit entfernt hatten. Dies war die rauhe Stimme, welche uns in die Wirklichkeit zurückrief. Wenige Tage darauf reiste Hans ab, ich sah ihn heiße Tränen vergießen. Wir waren auf immer getrennt.

Dreiunddreißig Jahre später schrieb ich in mein Tagebuch: „Und doch schien uns der Himmel für einander geschaffen zu haben. Wir hätten, jeder nach seiner Manier, so glücklich werden können. Die Menschen zerstörten das Glück, das uns bestimmt schien."

Dieses Glück, diese reine und legitime Liebe war uns durch eine strafbare Liaison geraubt worden. Die Maitresse Ferdinand *Weißenwolffs* war es, die, in der Erwartung, daß er nach dem Tode seiner immer kränklichen Frau sie heiraten werde, ihm das Projekt, seinem Bruder eine Versorgung zu geben, ausgeredet hatte. Ein Jahr darauf, beinahe an demselben Tage, starb Ferdinand, während seine Frau ihn noch lange überlebte.

Nachdem Hans mich verlassen, hoffte ich, ein wenig Ruhe erwarten zu dürfen. Doch dem war nicht so; Freunde und Feinde schienen es darauf abgesehen zu haben, meine arme Seele immer wieder aufzurütteln, wenn sie ihr Gleichgewicht gewonnen zu haben schien.

Die Familie Weißenwolff hatte in dieser Angelegenheit eine für mich sehr schmeichelhafte Parteilichkeit gezeigt, besonders Graf Nikolaus, der auf sein Anrecht am Majorat verzichtet hatte, und die alte Prinzessin *Esterházy-Weißenwolff*, die Hans zu ihrem Erben erklären und ihm zu Lebzeiten schon alles geben wollte, was sie irgend entbehren konnte. Diese unzureichende Großmut gab nur Anlaß zu unfruchtbaren Unterredungen, die meine Ruhe störten. Außerdem beging

Ferdinand *Weißenwolff* die Unzartheit, uns unter irgend einem Vorwande zu besuchen. Auch die Prinzessin Esterházy war fünf Tage in Schwertberg. Obwohl ich ihr Bestreben, uns zu helfen, dankbar anerkannte, waren doch ihre vielen vertraulichen Unterredungen mit Mama ergebnislos, weil ihr guter Wille ihre Kräfte weit überstieg. Auch die Gräfin *Mier* war aus ihrem polnischen Winkel herbeigeeilt, um ihren älteren Bruder zu Gunsten seines jüngeren umzustimmen. Ich ärgerte mich, immer in Ungewißheit zu sein, ich liebe nicht Verpflichtungen, die zu nichts führen.

Übrigens begann ich damals an der Beständigkeit meines Freundes zu zweifeln. Er hatte in der Nähe seiner neuen Garnison Krems im Schlosse Gravenwörth die sehr häßliche Komtesse *Breuner* kennen gelernt und spielte dort angeblich Komödie, in Wirklichkeit gefiel es ihm aber in ihrer Gesellschaft und so verletzte er mein innerstes Gefühl, in dem Momente, da seine Familie alles daransetzte, unsere Heirat zustandezubringen. Als dann endlich Graf Ferdinand meiner Mutter ganz offen auseinandersetzte, daß er seinen Bruder nicht versorgen könne, litt ich allerdings unter dem Zusammenbruche meiner Hoffnungen, aber ich wünschte mir Hans nicht mehr zurück.

Der Zeitabschnitt, der jetzt herannaht, ist so schrecklich, daß ich mich nur mit größtem Widerstreben entschließen kann, davon zu sprechen. Selbst die nichtssagenden Ereignisse, die dem Unglück vorangingen, sind mir peinlich, zu erwähnen.

Seit meinem Bruche mit Hans verflossen einige Wochen in ungetrübter Ruhe. Nany *Weveld* zerstreute mich mit ihrem reizenden Wesen, meine gute Mutter ließ verschiedene Ausflüge arrangieren, um mich auf



Gräfin Louise Thürheim-Trips, Mutter der Verfasserin (1759—1812)

Nach dem Gemälde der Verfasserin in der Ahnengalerie des Schlosses Weinberg



andere Gedanken zu bringen, Freunde aus Linz kamen, dann mein Bruder, mein Vetter und Charlotte *Marziani.* Der September hatte sich so heiter und sonnig angelassen, wie es der ganze Sommer nicht gewesen war. Meine Mutter überhäufte mich mit Güte. Als wir ihr eine kleine Komödie zu ihrem Namenstage vorgeführt hatten, dankte sie uns mit Tränen der Rührung in den Augen. Mein Herz begann sich freier zu fühlen, umgeben von ungetrübtem Glücke, — und plötzlich war es zu Ende.

Am 16. September nahm unsere liebe, sanfte Mutter während des Diners an der allgemeinen Konversation teil und schien keineswegs unpäßlich. Auf einmal rief sie aus: „Mein Gott, wie wird mir?“ Und sie war nicht mehr . . ., alle Bemühungen waren umsonst, sie öffnete ihre Augen nicht mehr.

Auf demselben Blatte meines Tagebuches, das meine Tränenspuren noch aufwies, fand ich folgende Bemerkung aus dem Jahre 1826:

„Vierzehn Jahre sind seither vergangen und ich beweine noch immer meine Mutter, aber ich fühle mich ihr noch näher. Es ist ein großer Trost, sich sagen zu dürfen, daß es einen Tag unzweifelhaft geben wird, der uns mit den Toten auf immer vereinigt. Dann werde auch ich endlich jenes Glück verkosten, nach dem ich mich immer sehnte und das ich auf Erden nie fand, das aber dort oben, wo meine Mutter ist, wohnt.“

„Ce ne sont pas ces cris qu'arrache la douleur,
Qui peignent nos regrets et honorent la cendre
De l'être qu'au tombeau nous avons vu descendre.
Mais un soupir, qu'exhale en secret notre coeur,
Ces larmes, dont le cours tarit avec la vie,
Ce constant souvenir conservé pieusement,
Devant qui tout chagrin disparait aisément,

Tel doit être l'hommage à ses manes rendu.
Oh combien la vertu doit nous paraître belle,
Quand nous nous rappellons que ce n'est que pour elle,
Que respirait celle, que nous avons perdu!
De même, que des saints l'antique sepulture
S'imbibe des parfums de leur corps embaumés,
L'image de celui que nous avons aimé,
En remplissant nos coeurs, les forme et les épure."

1) Die Parte lautete: „Isabella Gräfin v. Goëß, geb. Gräfin v. Thürheim, Konstantine Gräfin v. Thürheim, Stiftsdame zu Brünn; Ludovika und Josephine Gräfinnen v. Thürheim, dann Joseph Graf v. Thürheim, geben Nachricht von dem betrübten Todesfalle ihrer innigst geliebten Frau Mutter, Ludovika Gräfin v. *Thürheim*, geb. Gräfin von *Perghes de Tryps*, welche am 16. Sept. 1812 zu Schwerdtberg in Österreich ob d. Enns, 53 Jahre alt, am Blutschlage jähe verblichen ist. Der Leichnam wird am 19. in der Familien-Gruft zu Weinberg, in Oest. o. d. E. beygesetzet, die Exequien aber werden in den sämtlichen gräflich Thürheimischen Patronats-Pfarren abgehalten werden."

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Im ersten Band:

INHALTSVERZEICHNIS

3. REIFERE JUGEND

Gedruckt für Georg Müller Verlag in München in Old Face-Schriften von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Gebunden von der Leipziger Buchbinderei A.-G. vorm. Gustav Fritzsche in Leipzig. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen in der Presse numeriert und in Ganzleder gebunden.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 589 552 9

